Hols. 244 (2
Kohl, J. G.

Die

Marschen und Inseln

der Herzogthümer

Schleswig und Holstein.

Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

Zweiter Band.

Mit eingedruckten Holzschnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1846.

1. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XIX. Reise nach Amrum . . . . 1—60

Friesomanie. — Die Körwagen. — Entstehung und Verbreitung desselben. — Der Körwagen Alles in Allem. — Ebbe und Fluth. — Schlickfest. — Schlickläufer. — Gefahren der Schlickreisen. — Der Compaß der Schlickläufer. — Unglücksfälle. — Die Wattfischer. — Alter des Wallfischfangs. — Die Art desselben. — Verunglückter Fischer. — Wunderbare Rettung. — Spuk auf den Watten. — Der Jupiter der Deiche. — Eis- und Winterscene auf den Watten. — Anblick der Watten. — Das Schiffswrack auf dem Watt. — Die ihres Schmuckes beraubte „She." — Die Baken und ihre Befestigungen. — Töne auf dem Meere. — Verschiedenheit der Marschen. — Arten der Inseln. — Passion für die Dünen. — Flora und Fauna derselben. — Die Satteldüne. — Dreifache Brandung. — Erschütterung der Dünen. — Sandbankgürtel. — Die Dünen als Schatzkammern der Armen. — Dünen- und Strandläufer. — Kaninchenjäger. — Namen der Sandbänke. — Ulv's Düne. — Der falsche Sohn. — Belohntes Hoffen. — Der afrikanische General. — Sentimen-

Seite

talität der niederen Stände. — Das Wrack und die halbverlorene Eisenschienenladung. — Gefährlicher Strand. — Weststürme. — Skagen. — Jütische Westküste. — Leuchtfeuer. — Das finstere Amrum. — Sand- und Strandvögte. — Strandrecht. — Strandungsfälle. — Accorde mit dem Unglück. — Steinfiguren in den Dünen. — Steinkreise. — Der Schalltempel. — Blitzröhre. — Hexenschüsseln. — Fabricate der Zauberzwerge. — Kirchenhutnägel. —

XX. **Bemerkungen über die friesische Sprache** 61—86

Friesische Dialekte. — Verschiedene Inselnamen. — Friesen und Freesen. — Dialekte der Inseln und des festen Walles. — Verschiedene Aussprache. — Englisch und Friesisch. — Friesisch-englisches Sprüchwort. — Charakter der friesischen Sprache. — Bauernfriesisch. — Irrungen. — Das Saterland. — Uebersicht des friesischen Sprachgebiets. — Nordfriesisch. — Zerrissenheit der friesischen Literatur. — Friesische Polyglotte. — Sprachforscher-Geschenke. — Friesische Sprüchworte. — Sprachcuriositäten. — Ein Schiboleth. — Die Sprache als Probirstein. — Das Friesische in der Schweiz. — Erinnerungen aus Steiermark. — Insulanereinfalt. — Begrüßung des Königs.

XXI. **Fahrt nach der Insel Sylt** . . . . . 87—101

Wetter und Fluth. — Nordostregen. — König Knut. — Langwierige Reisen. — Der friesische Odysseus. — Der friesische Archipel. — Benutzen der Fluth. — Lootsenkenntnisse. — Die Nordwestharde. — „Häringe" und „Seehunde." — Freudenflaggen. — Schleswigsch-Deutsch. — Schleswigsche Aussprache des Deutschen. — Hamlet's Monolog auf Schleswigsch-Deutsch. — Schlafrock und Kothurn. — Sollen und Müssen. —

Seite

Eine dem Westwinde ausgesetzte Baumreihe. — Sturmeffecte. — Mühselige Existenz der Inselbäume. — Jütische Vegetation. — Das Perspectiv. — Charakterschilderung der Friesen. — Die großen Historiker. — Provinzialschriftsteller.

XXII. Die Dünen . . . . 102—163

Wichtigkeit der Dünen. — Interesse für die Dünen. — Der goldene Saum des Landes. — Krieg mit dem Ocean. — Das Ansteigen der Dünen. — Bildung des Strandes. — Dünenbildung. — Entführung und Ablagerung des Sandes. — Sandpyramiden. — Drei- und vierfache Dünenreihe. — Breite des Dünengürtels. — Wechsel in der Form der Dünen. — Die Wirkung des Windes auf die Dünen. — Höhe der Dünen. — Nachrücken des Meeres. — Feuchtigkeit der Dünenkegel. — Schichtung der Dünen. — Innere Structur derselben. — Ihre hintere und vordere Seite. — Entgegengesetzte Windrichtungen. — Geschichte der Winde. — Zerstörung der Dünen. — Ost- und Westwinde. — Wandernde Gebirgsreihen. — Circulirung des Sandes. — Alter der Dünen. — Dünenvulcane. — Conservirung der Dünen. — Alter Dünenwall. — Alte Dünenbauten. — Doppelte Natur derselben. — Ihre Kostspieligkeit. — Rückzug. — Vegetation derselben. — Der Dünenhalm. — Wurzelflaggen. — Kreisfiguren des Dünenhalms. — Halmpflanzungen. — Bewaldung der Dünen. — Künstliche Dünen. — Beihilfe des Windes. — Herstellung des alten Dünenwalles. — Vorschreiten des Meeres. — Kirchentrümmer. — Versandung einer Kirche. — Flucht vor dem Sande. — Versandetes Dorf. — Die Hörnumer Dünen. — Versandetes Wallfischgerippe. — Wedderkater. — Gelbe Ameisen.

Seite

XXIII. **Der Austernfang und die Seehundjagd** 164—186
Flensburger Austern. — Wohnplätze der Austern. — Aussäen derselben. — Pflege der Austernbänke. — Der Austernfangsack. — Die „Striker.“ — Feinde der Austern. — Der Austernfischer. — Wachsthum der Austern. — Alter derselben. — Die Hüntje. — Delphine. — Störe. — Ein einsamer Seehund. — Ein Seebild. — Die jütischen Römer. — Seehundsjagd. — Fester Schlaf der Seehunde. — Verschiedene Arten des Seehundfangs. — Ueberlistung des Seehundes. — Verbreitung der Robben. — Verirrte Wallfische. — Der todtgeglaubte Wallfisch. — Verlorene Beute.

XXIV. **Das Land List** . . . . 187—208
Der Königshafen. — Anblick des Landes. — Eine Dünenlandschaft. — Seemöven. — Der Eierkönig. — Dünenthiere. — Der „Spierling.“ — Die Dünenspinne. — Der Sandwurm. — Ein Sandgemälde. — Unnütze Künste. — Folgen eines Dünendurchbruchs. — Eine Sandcascade. — Die Wunder des Sandes. — Geschichte eines Sandkorns. — Dünenphänomene. — Kämpfe der Dünenpflanzen. — Das rothe Kliff. — Sylt und Helgoland. — Der Klawenbusch. — Ein Kämpegrab. — Die Hooger.

XXV. **Ein Nordweststurm** . . . . 209—232
Verkohlung der Blätter. — Salzniederschlag. — Das Schwalbennest. — Ueberschwemmung. — Die bedrohten Heerden. — Nachtscene. — Die gefährdeten Schafe. — Erzählungen bei der Lampe. — Das Schiff Elisabeth. — Das unthätige Wachtschiff. — „Aufstoßen des Schiffs.“ — „In die Boote.“ — Die Rettung. — Vier Strandungsfälle. — Der Strandvogt auf seinem Throne. — Examinirung eines

Seite

gestrandeten Capitäns. — Eine holländische Schifferfamilie. — Ein Salto mortale. — Gerettetes Gut. — Seetorf. — Kostbares Strandgut. — Chinesische Beute. — Die werthvollen Leichen der Schiffscapitäne.

XXVI. Eine Lootsenfahrt . . . . 232—242
Ein „Haverist," — Ein „ramponirter" Engländer. — Untersuchung des Schiffs. — Unterredung auf See. — Resignation. — Ein Fall für Advocaten. — Die Nordspitze von Amrum. — Die Krone Jütlands. — Bildung der Sandbänke. — Spitzenverlängerung der Inseln. — Flaches Wasser — „Uitstehken." — Bezeichnungen der Fahrwassertiefe. — Festsitzen. — Des Lesers Fragen. — Rechtfertigung. — Die Politik zuletzt.

XXVII. Traditionen und Sagen . . . . . 243—315
Sandbank und Berglandschaft. — In der Kajüte. — Eine Fahrt ins friesische Fabelland. — Wollspinnen und Fabelerzählen. — Sagenkreise. — Das Weltschiff. — Die Erde als Blume, als Ei, als Tafel und als Schiff. — Schifferphantasieen. — Capitän und Mannschaft des Mannigfual. — Geologische Sagen. — Der Durchbruch des Canals. — Geologischer und historischer Beweis. — Die Manen verschwundener Völker. — Gnomen und Finnen. — Die Unterirdischen. — Gegenseitige Dienste. — Namen und Fabricate der Unterirdischen. — Eheliche Verbindungen. — Inge von Rantum und Ekke Nekkepem. — Die kleine und die große Elke. — Die Wunder des Brunnens. — Bestrafte Habsucht. — Die Meerweiber. — Hjerte's Prophezeihung. — Der Mann im Monde. — Die Sage vom Sonnenuntergange. — Die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen. — Eine esthnische Sage. — Aemmarik's

Seite

und Koit's Liebe. — Der Brautkuß. — Der Alte. — Die Hausgeister. — Die Puks. — Wohnung und Nahrung der Puks. — Neckereien der Puks. — Der Puk als atra cura. — Der Puk zur See. — Das Treiben des Klabautermännchens. — Die „Gongern." — Das „Stavenweib." — Dünengespenster. — Die Sage vom Osenthal. — Friesisches Gespenstersystem. — Peter von Schottland. — Die „Hooger." — Namen und Bedeutung der Grabhügel. — Genauigkeit der Tradition. — Vergrabene goldene Schiffe. — Der braune Haulk. — Verschiedene Bestimmung der Hügel. — Wodansausruf und Hügeltänze. — Blutrache. — Wöchnerinnentanz. — Altheidnischer Frauentanz. — Heldenthat der friesischen Frauen. — Aberglaube. — Beurtheilung der Sagen. — Das Reich des Aberglaubens. — Ein nächtlicher Spuk. — Die neugierigen Puks. — Die Hochzeit auf dem Watt. — Der Pukbräutigam und seine Braut. — Das Orchester und die Tänzer. — Titanentanz. — Jubel am Himmel und am Strande. — Hjerte's Wehruf. — Traum und Wirklichkeit.

XXVIII. **Miscellen** . . . . 316—366

Reisemiscellen. — Nothwendige Ergänzungen. — Schriftsteller und Publicum. — Frisia non cantat. — Sinn für Musik. — Friesische und flandrische Lieder. — Holländisches in Friesland. — Friesischer Stolz. — Gottfried von Dänemark. — Die friesischen Gesandten im alten Rom. — Familientugenden. — Continental- und Inselklima. — Die große Seeschlange. — Der Schutzpatron der Schiffer. — Die Katze des Waisenknaben. — Weite Verbreitung dieser Sage. — Kinderreime. — Spottvers auf die Jüten. — Arabische Münzen auf Sylt. — Donnersteine. —

Seite

Steinerne Beile. — Grützköpfe. — Mangel an Singvögeln. — Ornithologisches Cabinet. — Der „Quabeldrank.“ — Fremdenhaß. — Gastfreundschaft. — Bestrafung des Ehebruchs. — Echo aus alter Zeit. — Das „Eheschwert.“ — Gebete um einen gesegneten Strand. — Literarische Fehde über dieses Gebet. — König Christian IV. — Der Pferdekopf. — Yng und Dung. — Neckereien der Inselbewohner. — Pua Modders. — Das Zählen in Büsum. — Der Buttersand. — Die Spitzenklöpplerinnen im Herzogthum Schleswig. — Handschuhfabrication. — Zahl der Fabriken in Schleswig und Holstein. — Fertigung der häuslichen Geräthschaften. — Hausfleiß der Frauen. — Vereinte Industrie beider Geschlechter. — Einführung des Spitzenklöppelns. — Verbreitung der Klöppelindustrie. — Beschränkung des Klöppelns auf magere Landschaften. — Steigen und Fallen dieser Industrie. — Englische Concurrenz. — Benachtheiligung Tonderns. — Spitzenmärkte. — Beschaffung und Vorbereitung des Rohproducts. — Alte nnd neue Muster. — Die Anforderungen des Zeitgeschmacks. — Der Verleger und die Arbeiterinnen. — Der Verdienst der Arbeiterinnen. — Die Classen der Arbeiterinnen. — Die „Prikmädchen.“ — Die Aufschlägerinnen. — Körperliche Leiden der Arbeiterinnen.

XXIX. **Haffreise** . . . . 367—398

Sechs Stunden an Bord. — „Tiden.“ — Fluth und Ebbe. — Fluthschwingungswellen. — Die indirecte Nordseefluth. — Fortpflanzen der Wasserschwingungen. — Die Süd- und die Nordwelle. — Unregelmäßigkeit der Fluth. — Fluthströmung. — Fluthströmungen in einem Inselarchipel. — Die

Rauchwolke. — Die Vögelwolke. — Inselweiden. — Land- und Seethiere. — Sehnsucht nach dem Lande. — „Da is nix im Wege." — Friesische Geschichtschreiber. — Heimrich und Neocorus. — Mangel an Notizen über außerordentliche Ebben. — Außerordentliche Ebben. — Zerstörung der Dünen. — Geologische Hypothesen. — Senkung des Landes. — Eingesunkener Deich. — Höhe der Deiche. — See- und Flußdeiche. — Pelworm. — Kosten der Pelwormer Deiche. — „Es dünt sich." — Windstille. — Hoffnung und Wind.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Reise nach Amrum.

Die Germanen sind das erste Volk der Welt. Sie haben die Menschheit seit dem Sturze des tyrannischen Geestvolks der Römer so gründlich revolutionirt, wie kein Volk vorher und nachher. Sie haben allen Staaten und menschlichen Gesellschaften ihr Gepräge aufgedrückt, und man kann sagen, die Seele der Welt ist jetzt mit Hilfe der Engländer germanisch geworden.

Unter den Deutschen sind die edelsten die Niederdeutschen. Schon Tacitus sagt dieß, indem er den Chauken eine Lobrede hält, und noch neuerdings hat es ein niederdeutscher Fürst vom Throne verkündigt.

Nur unter den Niederdeutschen, z. B. in Westphalen, findet man noch jetzt solche blaue Augen und blonde Haare, wie die Römer sie beschreiben. Sie sind die deutschesten unter den Deutschen. Und die Engländer sind auch Niederdeutsche.

Unter den Niederdeutschen sind entschieden die edelsten die Friesen. Auch dieß spricht schon jener vornehmste Historiker des vornehmsten aller Geestvölker, der Römer, aus. Und kaum bedarf es eines Beweises,

Bayerische Staats-Bibliothek München

doch wird diese Behauptung durch folgende Puncte unterstützt.

Zunächst haben die Friesen in ihrer Sprache mehr Ausdrücke für Reinigen, Putzen, Abwischen, Scheuern, Abwaschen, Auskehren 2c., als irgend ein niederdeutscher Stamm, nämlich 16. Dieß beweist, daß sie die reinlichsten Menschen sind. Reinlichkeit aber ist die Basis aller Moralität und aller Nationaltugenden.

Zweitens essen die Friesen viel Fische. Fisch ist aber fälschlicher Weise von Vielen als eine wenig kräftige Nahrung betrachtet worden. Es ist vielmehr die Quintessenz aller menschlichen Nahrung. Die griechischen Olympier aßen Ambrosia und waren daher Götter — die Friesen essen viel Fische und sind also auch die edelsten unter den Menschen.

Endlich haben die Friesen wie die Engländer, ihre Nachkommen, den vorzüglichsten Wuchs, die reinste Hautfarbe, den fleckenlosesten Teint, den hellsten Verstand, das zarteste Herz. Die große friesisch-englische Schönheit spricht sich im Körperbau und besonders in der Form des Angesichts der friesisch-englischen Weiber aus. Sie besitzen das edelste Weibesantlitz auf der Welt.

Friesischer als alle Friesen, die allerfriesischsten unter den Friesen, sind die Bewohner der kleinen Insel Amrum, denn sie haben, als am entferntesten liegend, ihre Sitten nie mit denen der verderbten Geestvölker vermischt.

Mithin findet sich hier auf Amrum, wie es aus allem Vorigen logisch und unabweislich zu folgen scheint, die Krone, der Gipfel und die Blüthe der

der Menschheit. Wie alle Gipfel nur schmal und klein sind, so ist auch diese Insel nur eine Meile lang, und die ganze Amrumer Nation zählt wohl kaum 600 Seelen.

Dieß ungefähr war die Quintessenz eines allzu patriotischen, von jener Insel handelnden friesischen Werkes, welches mir in die Hände fiel.

Gewiß, dachte ich mir, ist an jenen Versicherungen über die Amrumer ein wenig Wahres, und ich machte mich daher eines Morgens frühzeitig auf, um ihre Insel in Gesellschaft eines Bekannten zu besuchen. Wir bestiegen dazu einen solchen stuhlreichen Korbwagen, wie sie hier zu Lande gebräuchlich sind und „Körwagen" genannt werden; denn in diesem Lande der Fluth und der Ebbe ist es möglich, selbst Inseln zu Wagen zu besuchen.

Es ist ein wunderliches und unbequemes Ding so ein nordalbingischer Körwagen, oder vielmehr so ein niederdeutscher Körwagen sollte ich sagen. Denn wie die friesischen Schriftsteller die Bauart der friesischen Jölle in allen Häfen der Nordsee bis nach Holland hin erkennen und nachweisen, so geht auch die Bauart eines solchen Körwagens fast durch ganz Niederdeutschland.

Weil man diese Wagen im ganzen Süden von Deutschland nicht kennt, und weil man daran recht zeigen kann, wie unbequem nicht selten unsere simplesten Erfindungen sind und oft Jahrhunderte lang bleiben, so will ich hier versuchen, einen Begriff von einem solchen Stuhlwagen zu geben.

Derselbe ist ohne Zweifel eine Erfindung der niedersäch-

sischen Bauern. Man kann noch ganz deutlich erkennen, wie er aus den gewöhnlichen dort üblichen Heu- und Erntewagen hervorgegangen ist. Der Hauptsache nach ist er weiter nichts als ein 7 Ellen langer Leiterwagen, auf dessen Leitern 3, 4 oder 5 Stühle festgeschnallt wurden. Nimmt man die Stühle ab, so hat man einen Erntewagen, schnallt man sie wieder auf, so hat man einen Personen-, Staats- und Gesellschaftswagen.

Die Stühle sind äußerst eng, weil sie zwischen den Leitern des Wagens herabgehen. Nur zwei Personen können sich zur Noth darin herunter zwängen. Sie sind einer hinter dem anderen aufgereiht, und die vier oder fünf Paare, welche sie einnehmen, drehen sich daher den Rücken zu. Der vordere Stuhl stößt beständig auf die Kniee des in dem Hinterstuhle sitzenden Paares. Von Rechtswegen sollten sich daher bei jedem Wagen zur Schonung der Hosen und Kniee einige Knieleder befinden.

Weil die Seitenleitern des Wagens gerade so hoch geblieben sind, wie sie beim Heuwagen waren, und weil man noch immer nicht auf die Idee gekommen ist, eine Seitenthür darin anzubringen, so müssen Damen wie Herren immer über jene hohen Leitern hinwegsteigen. Ein paar höchst unbequeme steife eiserne Fußtritte, die natürlich nicht weiter abstehen dürfen als die Räder und daher ganz senkrecht herunter gehen, helfen dabei. Beim Aussteigen sind diese Fußtritte besonders unbequem und gefährlich, weil man sie nicht sehen kann und oft vergebens mit dem Fuße heruntertappt, um sie zu finden.

Auf den Posthöfen, bei den Wirthshäusern und auch hie und da auf den Edelhöfen hat man daher eigends für diese Wagen bestimmte kleine Leitern, die von den Hausknechten, wenn man daselbst ankommt, sogleich herbeigeschleppt und angesetzt werden, und auf denen dann die Reisenden wie Hühner vom Hühnerstall herabklettern.

In der österreichischen Monarchie, in Galizien, Ungarn und anderen Provinzen findet man eine von Mähren ausgegangene Wagenform, die sogenannten Neititschenken, sehr verbreitet und fast allgemein in Gebrauch. Wer dieses leichte, elegante, wohlfeile und bequeme Fuhrwerk kennt, der wird diese seine große Verbreitung sehr begreiflich finden. Die russische Droschke, die ebenfalls einige vorzügliche Qualitäten besitzt, hat sich in neuerer Zeit ein so großes Terrain erobert, wie vielleicht kein zweiter Wagen. Auch dieß wird man nicht unnatürlich finden.

Daß aber auch der besagte Körwagen so große Aufnahme hat finden können, ist mir fast unerklärlich, aber es ist ein Factum, daß er fast so weit geht, wie die niedersächsische Sprache. Man findet ihn als die eigentliche Grund- und Urform der Personenwagen fast bei allen Bauern um Bremen, Oldenburg und Hamburg herum und eben so bei allen wohlhabenden Marschbewohnern in allen Elb- und Wesergegenden, in Ostfriesland, in Nordfriesland, in den Dithmarschen ꝛc. Auch fast alle wohlhabenden Bürger in den Städten des bezeichneten Länderbezirks besitzen solche Stuhlwagen, die der Haupt-

sache nach ganz dieselben wie die der Bauern sind, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Federn gelegt und die Stuhlleitern elegant verziert sind.

An Sonn- und Festtagen kann man aus den Thoren Bremens und anderer norddeutscher Städte eine Menge solcher langer Körwagen hervorrollen sehen, worauf die geschmückten Städter zu 10 oder 12, Zwei bei Zwei, hintereinander gereiht sind. Ja bei den Hochzeiten und Festgelagen der Bauern sieht man zuweilen eben solche Wagen in langen Reihen hinter einander herfahren, auf deren jedem ein halb Dutzend Paare hochzeitlich gezierter auf- und abhopsender Bauerweiber thront.

Auch im Herzogthum Schleswig und selbst auf den friesischen Inseln hat man überall diese Wagenform. Jeder Wohlhabende auf diesen Inseln besitzt einen solchen Wagen. Er ist hier überall auf allen Gütern der gewöhnliche Wirthschaftswagen, der Wagen, mit dem man auf die Jagd fährt, der Wagen, mit dem der Herr des Hauses oder die Beamten des Guts die benachbarten Städte und Geschäftsorte besuchen. Bestellt man sich hier zu Lande einen Wagen, um eine kleine Reise von einem Orte zum anderen zu machen, so bekommt man immer nur einen Körwagen, auf dem, wenn man ein einzelner Mensch ist, man zwischen allen den Stühlen die Wahl hat. Man setzt sich in einen und sitzt da, wie ein einsamer Frommer, der zwischen leeren Kirchenstühlen sein Gebet am Sonntag-Nachmittage in der Kirche verrichtet.

Selbst nach Jütland und nach den dänischen

Inseln greift diese sonderbare Wagenform noch weit hinein, und sie ist, wie mir es scheint, die Grundform, aus der sich hier alle anderen Wagen, die nicht eben vom Auslande eingeführt wurden, hervorgebildet haben. — Selbst die bedeckten Chaisewagen, die der mit Extrapost Reisende auf den Posthöfen bekommt, sind nur solche Stuhl-Leiterwagen, auf denen der hinterste Stuhl mit einem Lederverdecke versehen wurde.

Wir durchfuhren die ganze Insel Föhr, Osterland und Westerland, der Länge nach und kamen an ihrem äußersten Ende an, als eben die Ebbe den niedrigsten Stand erreicht und das ganze Land zwischen den beiden Inseln Föhr und Amrum bloßgelegt hatte, so daß man von einer Insel zur anderen hinüber fahren konnte.

Das ganze Binnenmeer, in welchem die friesischen Inseln liegen, läuft nämlich innerhalb 24 Stunden zwei Mal bis an den Rand voll, und zwei Mal wird es stellenweise bis auf den Boden trocken. Zur Zeit der Fluth laufen alle Häfen über, alle Schiffe sind flott, alle Küstenränder und Deiche werden von den Wellen bespült. Zur Zeit der Ebbe hingegen zieht sich das Wasser aus den Häfen und Buchten zurück, die Schiffe legen sich auf dem Schlick schief herum, ganze weite Vorlande zeigen sich vor dem Rande der Küsten trocken, nur die tieferen Stellen bleiben vom Meere bedeckt, und zwischen einigen Inseln, die durch einen unterseeischen Rücken verbunden sind, entblößt sich dieser letztere völlig und steigt aus dem Meere hervor wie der nackte Arm in Schiller's Taucher. —

Zuweilen ist es nur ein schmaler Rücken, in der Regel aber ein weites flaches Land, das dann verbindend zwischen die beiden Inseln sich einschiebt.

So wie die Leute von einer Insel, die durch Absatz von Schlamm mit dem festen Lande auf immer verbunden ist, sagen, sie sei „landfest" geworden, so sagen sie von einer Insel, die durch eine solche täglich zwei Mal entblößte Sandbank mit einer anderen oder mit dem festen Lande zusammenhängt, sie sei „schlickfest." Viele Inseln sind weder mit einander, noch mit dem Festlande schlickfest, weil sie rund herum von tiefen Meerestheilen umgeben sind.

Amrum ist mit Föhr schlickfest, mit Sylt ist aber keine von beiden Inseln schlickfest. Dieses Phänomen findet bei vielen von den Inseln statt, welche der Küste der Nordsee bis nach Holland hin vorliegen. Man benutzt es natürlich, um eine engere Communication zwischen den Inseln und dem Festlande zu bewerkstelligen, denn die Verbindung zu Schiffe ist immer etwas umständlich. Die, welche kein Schiff haben, die Armen, die Fußgänger, die Boten, die Briefträger u. s. w. warten alle das Ablaufen des Meeres zur Ebbezeit ab, um dann über den „Schlick," oder das „Watt," so wird das bloßgelegte Land genannt, ihre Reise anzutreten.

Eine solche Schlickreise ist nicht immer ohne Gefahr, und man hat daher eigene Leute, welche diese Gefahren und die Beschaffenheit des Schlicks kennen. Man nennt diese Leute „Schlickläufer," und sie dienen als Boten und Postillone von einer Insel zur anderen.

Uebrigens nennt man auch jeden Fußgänger, der die Schlickreise wagt, für die Zeit derselben einen „Schlickläufer," so wie man auch Den einen „Berg-" oder „Alpensteiger" nennen würde, der eben die Alpen besteigt, wenn er auch nicht ex professo ein solcher wäre.

Der Meeresboden, so flach er sich hier im Ganzen zeigt, ist doch natürlich kein völlig ebener. Hin und wieder finden sich Vertiefungen, in denen das Meer wie in Teichen stehen bleibt, die man auf Umwegen umgehen muß. Dann ziehen sich die Fortsetzungen der Schlote oder Priele und die sogenannten „Tiefen," in denen die Schiffe bei Fluthzeit fahren, durch den Schlick hin. Auch diese Canäle muß man umgehen oder die geeigneten Stellen und Furthen kennen, auf denen man sie passiren kann. Hie und da ist der Schlick sumpfig, oder der Sand unter ihm nicht fest, sogenannter Trieb- oder Fluthsand. Auch diese Stellen muß man kennen und meiden. — Die kundigen Schlickläufer sind hier also eben so nöthig, wie auf den Alpen die kundigen Gletscher- und Schneeläufer.

Bei solchen Inseln wie Föhr und Amrum, die verhältnißmäßig so viel Verkehr mit einander haben, hat man zwar den gang- und fahrbaren Weg ein für alle Mal mit Sträuchern und Reisern ausgesteckt, nach denen sich jeder richten kann, aber diese Reiser werden zuweilen vom Wasser ausgerissen, und eine Verirrung auf dem völlig wüsten, weg- und steglosen Schlick ist dann, wenn sie länger als sechs Stunden anhält, allemal verderblich, da nach dieser Zeit ohne Widerrede

die Fluth zurückkehrt und von ihrem usurpirten Eigenthume wieder Besitz ergreift.

Dazu kommt, daß zwar die Fluth in der Regel ihre einmal vorgeschriebenen Fristen von 6 zu 6 Stunden einhält, und daß man daher meistens mit der Uhr in der Hand die Zeit bestimmen kann, wann es für einen Menschen, wann für einen Fisch auf dem Schlick geheuer ist, — daß aber dennoch Ausnahmen stattfinden. Wenn draußen auf der See starke Westwinde aufspringen, so werden die Gewässer dem Lande zugetrieben, und wenn sich nun ein solcher Westwind mit der ebenfalls aus Westen kommenden Fluth verbindet, so beeilt sie manchmal ihre Schritte und ist schneller und mit größerer Heftigkeit da, als man nach dem Kalender erwartete.

Der Schlickläufer muß daher auch ganz wie der Alpensteiger das Wetter zu beurtheilen verstehen, um danach seine Schritte zu reguliren.

Im Winter, wo das Meer oft wegen des Eises nicht zu befahren ist, wird der Schlick oder das Watt am meisten zur Communication benutzt. Allein dann droht hier auch die meiste Gefahr, denn oft ist das ganze Watt mit Eisschollen belegt, welche die Fluth zurückließ, und zwischen denen der Weg schwer zu finden ist. Und doch muß so mancher arme Insulaner, sei es eines Processes wegen, sei es um Geld zu holen, sei es um einen wichtigen Brief zu überbringen, sei es um des Arztes oder Apothekers Hilfe für einen geliebten Kranken in Anspruch zu nehmen, diesen gefährlichen Weg wagen.

Gefahrvoller aber noch als durch Eis und Fluth, wird das Watt durch einfallende Nebel oder Schneegestöber. Bei hellem Wetter kann man wenigstens die entfernte Insel sehen und danach seine Richtung nehmen, wenn aber Nebel und Schneeflocken die Luft verfinstern, so ist man auf dem verrätherischen Watt so rathlos wie in der Wüste. Da läuft nun der arme Schlickläufer zuweilen, in der Meinung, er gehe dem Festlande zu, geradezu ins offene Meer hinaus, der Fluth direct entgegen, und findet er sich nicht bald zurecht, so ist er unrettbar verloren. Die Schlickläufer haben daher gewöhnlich, um gegen plötzlich eintretende Nebel gerüstet zu sein, einen Compaß bei sich, und die Fußgänger und Kutscher „peilen" daher hier eben so gut wie die Schiffer, nehmen ihren Cours bald nach Ost oder West, bald nach Nordwest oder Südost. Wenn man an solche peilende Schlickläufer denkt, so wird man sich noch besser erklären können, was ich oben über die Sitte der Friesen bemerkte, auch bei ganz gewöhnlichen Spaziergängen ihren Cours nach den Himmelsgegenden und der Stellung des Polarsterns zu bestimmen.

Unsere Leute erzählten uns eine Menge Geschichten von Schlickläufern, die in Folge ihrer Unkunde, Unvorsichtigkeit oder Tollkühnheit auf dem Watt umgekommen waren. Ich will einige dieser Geschichten mittheilen, weil sie für das Leben und Treiben auf diesen Landstrichen bezeichnend sind.

Einmal, sagten sie, wären von Amrum aus zwei Wagen ausgefahren. Ein starker Sturm habe ihnen

entgegengeweht und sie in ihrer Fahrt länger aufgehalten, als sie vermuthet, und da die Ebbezeit gerade gegen Abend eingefallen, so wäre bald die Dunkelheit auf das Watt und auf sie herabgesunken. Zugleich hätte auch der Sturm die Fluth schneller zurückgeführt, und schon wäre das Wasser in die Prielen und Schloten eingeströmt und hätte sich drohend gehoben. Ihnen wäre nun Angst geworden, und sie hätten, wie dieß in solchen Fällen geht, den Kopf verloren. Diese Inselbewohner wissen nur zu gut, daß der Fluth nicht zu entkommen ist, und die Idee von der Uebermacht der heranrollenden Gewässer und dem Unvermögen, dem anschwellenden Oceane zu widerstehen, wirkt stark auf sie ein. Die Rückkehr sei eben so schlimm gewesen als das Weiterfahren, da sie sich schon zu weit auf's Watt hinausgewagt hätten. Bei einem strömenden Priele, der ihnen in den Weg gekommen, hätten sich die Parteien getheilt. Ein Wagen hätte es gewagt, an einer Stelle durchzufahren; dieser sei glücklich davon gekommen. Die Führer des anderen Wagens hätten dagegen geglaubt, das Priel auf einer seichteren Furthstelle, die noch einige Tausend Schritt weiter hinausgelegen, besser passiren zu können, aber sie hätten diese Stelle in der Finsterniß nicht ausfindig machen können. Vermuthlich wären sie in ihrer Angst und Hast nicht ruhig genug gewesen und, als sie die gesuchte Stelle nicht gleich gefunden, wohl in die Kreuz und Quere gefahren, und so hätten sie, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflege, bald hier, bald da hinauszukommen versucht, um der sie immer mehr und

mehr umstrickenden Fluth zu entgehen. Zwar hätten sie allerdings einen Compaß gehabt, allein es wäre bei ihnen, wie schon die nach Hause Gekommenen gerügt hätten, das Versehen vorgefallen, daß nicht der Pferdelenker selbst, sondern einer der Passagiere den Compaß in der Hand gehabt hätte. So wie es aber bei den Schiffern Regel sei, daß der Steuermann selbst auch „peilen" müsse, weil sonst das Schiff nie genau seinen Cours verfolgen könne, so sei es auch bei den Schlick- und Wattreisenden feste Regel, daß der Kutscher selbst den Compaß auf dem Schooße haben müsse, weil nur dann alle Bewegungen der Pferde richtig und pünctlich ausgeführt werden können. — Zuletzt, als sie nicht mehr gewußt, wohin, seien sie wahrscheinlich auf's Gerathewohl in's Wasser hineingejagt und so ihrem Verderben entgegengerannt. Am anderen Tage hätte man die Leichen der Menschen und Pferde und den Wagen an verschiedenen Stellen gefunden, wo die Ebbe sie deponirt habe.

Es giebt auf diesen Inseln viele Leute, die sich mit der Fischerei auf den Watten beschäftigen und die daher oft der Gefahr, auf dem Watt umzukommen, ausgesetzt sind. Man nennt diese Leute „Wattfischer."

Die Fluth bringt natürlich jedesmal eine Menge Fische heran, die mit der Ebbe wieder davon gehen. Diese Fische ziehen sich beim Abfließen des Wassers, eben so wie das Wasser selbst, erst in die Vertiefungen und Canäle zurück, halten sich da so lange, als sie darin Wasser finden, und schwimmen dann allmälig in diesen

Canälen mit dem Wasser wieder in die See hinaus. Sie haben also auf dem Watt, so unregelmäßig dieß auch dem Auge erscheint, eben so ihre regelmäßigen Gänge und Züge, wie das Wasser. Die Wattfischer gehen nun zur Ebbezeit auf das Wasser hinaus und befestigen ihre Fangapparate an geeigneten Stellen, und damit sie diese Stellen wiederfinden können, so machen sie von dem Halm, der auf ihren Dünen wächst, eine Menge Stroh- oder Schilfbüschel und nehmen sie mit.

Alle paar Hundert Schritt stecken sie einen solchen Strohwisch in den Sand. Die Fluth, die sehr allmälig sich hebt und diese Strohwische in der Regel stehen läßt, bringt Fische herbei und die Ebbe führt sie in die Netze. Die Wattfischer kommen wieder, wann die Wasser völlig abgelaufen sind, finden die Wege mittels der Strohwische und leeren ihre Netze. Zuweilen aber sind ihre Strohwische doch entführt, dann wollen sie ihre Netze nicht im Stiche lassen und suchen wohl vergebens danach, — oder sie haben einen reichen Fang gemacht und halten sich zu lange bei seiner Bergung auf. Da überraschen sie wohl unversehens Nebel und Fluth und bringen den Wattfischer zu den Seefischen unter die Wellen. Die Fischer errichten zuweilen auch hohe Zäune auf den Watten, um die Ebbefische zu fangen. Schon Plinius erwähnt dieses Fischfangs der Friesen. „Ihre Fischnetze," sagt er, „machen sie aus Binsen, und mit solchen Netzen fangen sie bei ihren Hütten die mit dem abfließenden Wasser zurückgebliebenen Fische."

Ein friesischer Fischer gab mir folgende genaue Schilderung ihres Verfahrens. Die Leute stecken Stangen in den Sand der Watte und verbinden sie durch dichte Binsen- oder Strohgeflechte. Diese Pfähle stellen sie in einer langen Zickzacklinie so auf, daß dieselbe gerade den Strom der Ebbe quer durchschneidet. Auf der inneren Seite des Wehres machen sie einen flachen Graben. Dieser Graben, in dem nun Wasser zurückbleibt, ist also der eigentliche Fangbehälter. Das Wehr hindert nun die Fische, mit der Ebbe über den Graben wegzuschwimmen, in dem sie vielmehr stecken bleiben. Nach eingetretener Ebbe kommen dann die Fischer, gehen den Graben entlang, tasten mit den Füßen und Händen im Wasser herum und fangen so die Fische, meistens Schollen und Butten. Dann ziehen sie dieselben auf eine große krumme Nadel und schleppen sie an einem Stricke im Graben hinter sich her, damit die Fische frisch und lebendig bleiben. Den Strick, an dem sie die Fische hinter sich her schleppen, haben sie meistens in einem Knopfloche oder am Gürtel befestigt. Ich möchte wünschen, daß einer unserer Maler einmal einen solchen Plinischen Fischfänger zum Gegenstande seiner Darstellung wählte.

Ich freue mich immer, daß die Römer doch ein Stück von dieser Gegend noch gesehen und durch ihren Bericht gewissermaßen geadelt und verherrlicht haben. Weiter nach Norden hin, wohin kein römisches Auge drang, kommt es mir schrecklich finster vor.

Noch vor Kurzem, sagte man mir, wäre so ein Amrumer Fischer, der vergebens nach seinen Strohwischen

und Netzen gesucht, auf dem Watt um's Leben gekommen, ein anderer hätte sich vor ein paar Jahren nur mit Mühe und Noth folgendermaßen das Leben gerettet. Er hatte sich ebenfalls von der Fluth überraschen lassen, indem er sich zu lange mit dem Aufstellen der Netze beschäftigt. Als er die Gefahr bemerkte, machte er sich auf und lief so schnell als möglich über die trockenen Schlickstellen hin; durch ein paar Prielen watete er hindurch, über eine dritte schwamm er hinüber. Aber es war zu spät, das Wasser stieg so mächtig, daß Alles rings um ihn her bereits überschwemmt war. Er hatte endlich eine Stelle erreicht, die etwas höher war als die Umgegend, und, ganz entkräftet, beschloß er, auf dieser Stelle entweder die Fluth auszuhalten oder um's Leben zu kommen, wie es des Himmels Wille sei. Er postirte sich daher auf dieser Stelle und ließ die Gewässer um sich her ruhig ansteigen. Sie hatten bald seine Brust und seine Schultern erreicht. Glücklicherweise hatte der Mann seinen „Klubben" bei sich — so nennen die Friesen den plumpen hölzernen Kasten, in welchem sich die Feldarbeiter, Fischer und Reisenden Proviant und andere kleine Utensilien mitnehmen, — und ihn brachte er sich unter die Füße. Dadurch kam er wieder um einen Fuß weiter aus dem Wasser heraus. Glücklicherweise war es nicht stürmisch, und die Fluth wuchs sehr langsam und spiegelglatt heran. Schon ging sie ihm bis an die Schultern, und er merkte noch immer, daß sie stiege. Seine Angst und Todesfurcht wurde gränzenlos bei dieser so langsamen Hinrichtung, doch hielt er dieß Alles still und

geduldig aus. Rufen, Schreien und Jammern hätte nichts geholfen, weil es Nacht und das Ufer so weit entfernt war, daß Niemand ihn vernehmen konnte. Die Sterne schimmerten freundlich, und er konnte auch deutlich wahrnehmen, was rings um ihn her auf der Wasserfläche vorging.

Auf dem höchsten Puncte seiner Noth war er eben im Begriff, mit sich zu Rathe zu gehen, ob es nicht besser sei, seinem jämmerlichen Zustande und seiner Bedrängniß dadurch ein Ende zu machen, daß er sich freiwillig in die Wellen hinausstürze und sich ihnen ohne Widerstand überlasse, als er auf einmal wahrzunehmen glaubte, daß das Wasser ihm nicht mehr wie bisher um den Mund plätschere. Er betrachtete nach einiger Zeit wieder seinen Nacken und seine Schultern und beobachtete deutlich, daß sie sich merklich aus dem Wasser hervorhoben. Nun sah er, daß die Fluth vorüber und die Ebbe im Anzuge sei, und faßte neuen Lebensmuth, drehte sich auf seinem Klubben herum, machte volte face gegen die zurückfließende Ebbe und stemmte sich noch heftiger als zuvor gegen seinen Stecken, mit dem er seinen Rücken unterstützte. Endlich, endlich gegen Morgen legte das Wasser wieder seine Füße trocken. Er freute sich baß als weiland Noah, da seine Arche auf dem Berge Ararat festgebannt saß und die Taube ihm den ersten Oelzweig brachte. Er nahm seinen Klubben hervor, lief auf dem Watt nach Hause und befand sich ganz wohl danach.

Noch erzählte man mir eine Geschichte von

einem anderen Manne, der zu Pferde eine solche Fluthzeit über auf dem Watt ausgehalten habe. Das Pferd habe wie ein Baum gestanden. Es seien aber dieß zu vollführen, nicht alle Pferde tauglich, es müsse schon ein sicheres und fluthfestes Thier sein, wie man schußfeste Pferde auf der Jagd habe. Denn häufig würden auch die Pferde, wenn sie das Wasser umgarne, wie die Menschen von Angst, Beklemmung und Schwindel ergriffen.

Die Friesen haben mehre Sagen und Mährchen von einem schlimmen Geist, einer Art bösen Rübezahls, der draußen, außerhalb ihrer Dünen und Deiche, sein Wesen treibt und die Menschen, ehe sie sich's versehen, umgarnt und in's Verderben lockt. Sie verbannen auch meistens alle Gespenster aus ihren Deichen auf die Watten hinaus.

Ihre Deiche sind ihnen gewissermaßen etwas Heiliges, eine geweihte Umzäunung für das für den Menschen gerettete und den unheimlichen Naturgewalten entzogene Gebiet. Man wird dieß Alles sehr begreiflich finden, wenn man solche aus dem Leben gegriffene Erzählungen, wie die vorigen, erwägt, wenn man sich an die Stelle solcher einsamen, auf den Watten beschäftigten Fischer und Wanderer versetzt. Sie sind in ihren Geschäften und Gedanken verloren. Auf einmal fängt es auf dem Sande rund um sie herum zu blitzen und zu blinkern an. Es ist das Wasser, welches erscheint, als ergösse es sich aus unterirdischen Urnen. Es braust und donnert in der Ferne. Es ist die Fluth,

die im Anzuge ist, und die, mit dem Winde oder anderen ihr entgegentretenden Strömungen kämpfend, sich Bahn bricht. Erschreckt, beflügelt der Wanderer seine Schritte. Ueberall, wohin er tritt, zeigt sich schon das verderbliche Element. Mit Mühe und Noth erreicht er das grasige Ufer eines Deichs und blickt entsetzt zurück auf die Wogen, welche seine Fußspuren vertilgen, und die, mit Dorschen, Butten, Seehunden und anderen Meerungethümen vermischt, wie die wilde Jagd im Freischütz daher brausen.

Zu Hause am traulichen Feuerherde angekommen, erzählt er dann von seinem Abenteuer, und die Volksdichter sprechen hinterdrein von einem wilden Geiste, von dem rauhen Meerjäger, der die Menschen draußen verschlinge.

Man könnte von den Deichen dasselbe singen, was Schiller in seinem hübschen Gedichte: „der Spaziergang" von der heiligen Umzäunung der Stadtmauer singt. Wenn die Römer, die einen Gott für die Gränzen und einen für die Stadtmauern hatten, in diesen Marschgegenden gewohnt hätten, so hätten sie gewiß den Deichgott dem obersten Jupiter zunächst gesetzt.

Im Winter, wenn das Meer zwischen den Inseln mit Eisschollen, die sich selten zu einer festen Länder verbindenden Decke zusammensetzen, weil das hier stets bewegte Meer sie täglich zwei Mal zerreißt und zersprengt, bedeckt ist, wird zwar in der Regel der größte Theil der Eisschollen, welche die Fluth hereinführte, mit der Ebbe wieder ins freie Meer hinausgerissen; allein wenn der

Wind der ausströmenden Ebbe entgegenweht, dann bleiben die obenschwimmenden Schollen, auf die der Sturm von oben eine größere Gewalt übt als der Strom unten, auf dem Watt liegen. Dann häufen sich die Eisschollen auf den Watten zu ungeheueren Massen, und die Schlickläufer, die doch hinüber müssen, haben dann ihre größte Noth.

Ein Inselarzt, der einem Sterbenden auf der benachbarten Insel seine Hilfe bringen wollte, beschrieb mir einen solchen Winter-Wattübergang, bei dem er sein eigenes Leben risquirt hatte. Er sagte mir, er habe als Führer Amrumer Schiffsleute mitgenommen, welche in diesen Gewässern die kühnsten und erfahrensten sind. Das Ufer der Insel sei rund umher mit festem Eise garnirt gewesen, und hier hätten sie das Schiff, mit welchem sie die Ueberfahrt bewerkstelligen wollen, schieben müssen. Darauf sei ein Strich trockenes Land gekommen, das aber der Art mit Schollen bedeckt gewesen wäre, daß sie nur mit Mühe und Noth durchgekommen, indem sie ihr Schiff getragen. Dann seien sie zu einem breiten Strome gelangt, in welchen die Fluth bereits brausend hineingeströmt sei. Sie hätten ihr Schiff hier ins Wasser gebracht, aber die in demselben schwimmenden Eisschollen hätten ihnen die größte Noth gemacht. Um diesen Schollen zu entkommen, hätten sie freies Wasser gesucht und so auf einem Umwege ihr Ziel zu erreichen gestrebt. Sie hätten deßhalb die Eisschollen immer vor sich weggeschoben und seien endlich glücklich ins Freie gekommen. Hier hätte aber der Wind mit bedeutender Stärke

geweht, und das kleine Schiff sei furchtbar hin- und hergeschleudert worden. Da es dadurch bald mit Wasser gefüllt worden sei, so habe er die Schiffer gebeten, das Wasser auszupumpen oder auszuschaufeln. „Ach was, pumpen!“ hätten diese Amrumer geantwortet, „wir haben keine Zeit zu pumpen, wir müssen segeln, Herr Doctor.“

Sie hätten immer bloß auf ihre Segel, ihr Steuer, den Wind und das vor ihnen liegende Ziel geachtet; zuletzt sei das Wasser inwendig fast bis an den Rand gestiegen, und er habe sich nicht mehr retten können. „Pumpt und schaufelt doch, ihr Leutchen, wir müssen ja ertrinken!“ habe er noch einmal gerufen. „Ach was pumpen, wir müssen segeln, Herr Doctor,“ hätten sie wieder geantwortet und wären immer drauf los gesteuert. Mit dieser Theorie hätten sie ihn denn auch richtig an's Land gebracht und danach erst ihr Schiff und ihre Stiefeln ausgepumpt und ihm auch seine für ewige Zeiten eingesalzenen Reiseeffecten herausgegeben.

Hier an der schleswigschen Küste giebt es mehr als ein Dutzend Inseln, die entweder unter sich oder mit dem Festlande schlickfest sind. Außerdem ist zur Ebbezeit jede Insel mehr oder weniger mit entblößten Watten umgeben. An der Westküste von Holstein giebt es noch ausgedehntere Watten. Eben solche Watten sind an der ganzen Küste von Hannover, Oldenburg, Ostfriesland, und Holland. Auch findet sich wieder etwas Aehnliches an der Westküste von Frankreich und Spanien, auch da giebt es schlickfeste Inseln. An der

südlichen und westlichen Küste der Nordsee mag sich die Ausdehnung dieser Watten, dieser Erdoberfläche, die täglich zweimal Festland und zweimal Meer ist, vielleicht auf mehr als 100 Quadratmeilen belaufen, und man sieht daher, daß es nicht so ganz uninteressant und unwichtig ist, das Leben, die Ereignisse und die Scenen auf diesen Watten zu studiren und darzustellen.

Wir kamen nicht lange nach Sonnenaufgang auf das Watt hinaus, das einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die weite Fläche eines völlig wüsten, wilden Landes zeigte sich vor unseren Augen, die kahlen Sandflächen streckten sich weit und breit vor uns aus, und zwischen ihren schwach gehobenen Rücken blinkten zahlreiche mit Wasser belaufene Stellen. Das Wasser war einige Zoll, einen Fuß und stellenweise ein paar Fuß tief und dabei spiegelblank. Diese blanken Wassertümpel haben die niederländischen Maler auf ihren Ebbe- und Fluthgemälden oft dargestellt und zu hübschen Effecten benutzt.

Selbst aus weiter Ferne leuchten noch solche Wassertümpel hervor, besonders wenn die Sonnenstrahlen schräg auffallen, wie es jetzt zu unserer Tageszeit der Fall war.

Die Halligen, die auch zur Ebbezeit von solchem mit einem dünnen Wasserschleier theilweise überzogenen Vorlande umgeben sind, schienen mir oft wie in einen blinkenden Spiegel eingefaßt, in welchem sich ihre Häuser und Wurten reflectirten. Ich schrieb dieß anfangs einer Luftspiegelung zu, bis mir die Insulaner

sagten, daß man oft eine solche Luftspiegelung mit dem blinkenden und zurückstrahlenden Schlick verwechsele.

Mitten auf dem Watte, jedoch etwas näher nach Föhr zu, lag der Rumpf eines vor Kurzem gestrandeten englischen Kohlenschiffs.

Von Weitem kam uns dieses Schiff unglaublich groß vor. Es lag natürlich schief, und auf der einen Seite hing ein dickes Strickende herunter. Ich berechnete, daß dieses Strickende wenigstens zwanzig Fuß über dem Boden hängen möchte. Als wir aber nahe hinzu fuhren, hing es in unseren Wagen herab, so daß wir es zum Hinaufklettern benutzen konnten. Das Schiff fanden wir völlig verwüstet, die Masten waren bis auf den letzten Stumpf abgebrochen, und übrigens hatten auch schon die Berger Alles abgenommen, was nicht niet- und nagelfest war. Die Leute erzählten uns, die Mannschaft des Schiffs hätte sich, als sie in Gefahr gerathen, in zwei Theile getheilt. Vier Mann wären in das Boot gesprungen und davon gesegelt, bisher aber noch nicht wiedergefunden worden; der Capitän aber mit den übrigen 3 Mann sei an Bord geblieben, um das lecke Schiff auf eine Sandbank in der Nähe des Festlandes zu setzen. Er habe also ein Nothsegel befestigt, sei mit der vollen Gewalt des Sturmes zwischen zwei Inseln gegen das Land angelaufen und so hier zum Stranden gekommen, wo die Amrumer ihn und seine Mannschaft gerettet hätten. Die Leute sagten, wenn die Engländer sich nur ein wenig weiter nördlich gehalten hätten, so würden sie sehr gut die Sandbänke vermieden und das Schiff in den Wyker Hafen gebracht haben.

Die Engländer, die sonst fast alles Unbelebte zur Sache machen, schreiben dem Schiffe bekanntlich Persönlichkeit zu, und in der That sieht ein Schiff, weit mehr als irgend ein anderes so großes Machwerk von Menschenhand, einem lebendigen Wesen, einem Wallfisch oder einem Riesenschwane ähnlich. Es ist gerade nach denselben Grundsätzen gebaut, nach denen die Natur die Fische und die Wasservögel bildete. Seine Erscheinung und äußere Form ist so graziös, wie seine Bewegungen. Seine Umrisse zeigen dieselben schönen, gekrümmten Wellenlinien, die der Körper des Weibes darbietet, — einen gefüllten Busen, einen schlanken Leib, schwellende Segel und flatternde Wimpel, wie die Schleier und Bänder einer Schönen, dieselben gleichmäßigen, lieblich schwankenden Bewegungen, dieselbe Glätte und Ruhe — kurz ich sage, es ist kein Wunder, daß die Engländer aus dem Schiff eine „She“ machen. Und wenn man nun eine solche „She“ von den Stürmen zerzaust, ihres Schmuckes beraubt, gefangen und gelähmt auf dem Schlick liegen sieht, so giebt dieß einen höchst melancholischen und fast herzzerreißenden Anblick. Es ist, als wenn man eine gefangene, übelbehandelte Nymphe sähe, die sich nicht zu helfen wußte.

Wir fuhren auf dem Watte weiter. Unser Weg war uns durch eine Menge kleiner, mit Seetang und schmuzigem Seeschlamm behangener Sträucher, die in dem Sande befestigt waren, und die wir der Reihe nach über's ganze Watt hin verfolgen konnten, vorgezeichnet. Diese Sträucher waren nur 3 — 4 Fuß hoch. Sie

brauchen nicht höher zu sein, weil sie auf dem Watt, der sonst ganz kahl ist, leicht zu unterscheiden sind. Sie dürfen aber auch nicht höher sein, weil sie sonst, wenn sie über das Fluthwasser hervorragten, die Schiffer irre führen möchten. Denn für diese giebt es wieder andere, ebenfalls mit Sträuchern abgesteckte Wege, welche natürlich ganz anders laufen, da sie das tiefe Fahrwasser bezeichnen, während jene das hohe Land marquiren. Die Fahrwasserzeichen, die man Baken nennt, sind natürlich möglichst hohe junge Baumstämmchen, die immer 7 — 10 Fuß über die Fluth hervorragen. Sie bedürfen einer gewissen Festigkeit, um den Stürmen widerstehen zu können, doch müssen sie auch zugleich schwankend und elastisch sein, um den Schiffen keinen Schaden zuzufügen und geduldig nachzugeben, wenn solche etwa darüber hinsegeln sollten. Gewöhnlich werden dazu junge Birkenbäume genommen, wenn man sie haben kann; und so unordentlich diese struppigen, schief- und krummgewachsenen Wegweiser im Vergleich mit unseren Meilenzeigern auf dem Festlande aussehen, so entsprechen sie doch vollkommen ihrem Zwecke im Meere. Um sie zu befestigen, spitzt man den Baum unten ein wenig zu und steckt ihn in den Sand. Dann hält ein Mann ihn unten fest, während ein anderer sich oben mit den Händen an das Holz hängt und sich in der Luft hin und her schwenkt. Der Baum, der diese Bewegung mitmachen muß, wird dadurch allmälig tief in den Boden hineingedrückt. Durch die Wellen, welche nachher die Bäume ebenfalls hin und her werfen, werden

sie eher noch mehr befestigt und in den Boden hineingerammt, als gelockert.

Der Postbote hat die Aufsicht über die kleinen Sträucher für die Schlickläufer; er steckt neue auf, wenn sie verloren gingen, er versetzt sie, wenn vielleicht die Physiognomie des Watts, wie dieß natürlich oft geschieht, sich verändert haben sollte. Die hohen Baken stehen unter Aufsicht der dazu bestimmten Schiffer und Bakenmeister. In den größeren Tiefen treten an die Stelle der Baken kleine und große Seetonnen, die an Ketten vor Anker gelegt werden. Auf den Seekarten sind alle mit Bäumen oder Tonnen ausgebakten Wege mit kleinen Pünctchen bezeichnet, die sich auf dem Bilde wie Chausseeen ausnehmen.

Es begegnete uns ein Schlickläufer auf dem Watt, der uns schon von Weitem zuwinkte. Als wir näher kamen, fragte er uns, ob wir nicht wüßten, ob der Doctor bald käme, er erwarte ihn mit Sehnsucht, denn sein Weib auf Amrum läge seit 24 Stunden in Kindesnöthen, und man habe den Arzt schon bei der Ebbe von gestern Abend erwartet. Wir sagten dem armen Ehemanne, daß wir dieß nicht wüßten, daß er sich aber sputen möchte, denn die Fluth sei schon im Anzuge.

Unser Kutscher machte uns auf das Brausen, das draußen vom Meere hereinschallte, aufmerksam. Er sagte, es müsse wohl das Wetter sich ändern wollen und der Wind auf dem Meere schon im Anzuge sein. Wir hörten einen entfernten Lärm, den wir noch deut-

licher vernahmen, wenn wir das Ohr an den Boden des Watts legten. Ich wünschte wohl, daß ein Akustiker sich einmal die Mühe gäbe, dieß Phänomen recht deutlich zu erklären. In unserer Nähe war Alles ganz still und, so weit wir sehen konnten, das heiterste Wetter. In sehr weit entlegener Ferne aber rauschte und tobte es, als wenn dort Alles drüber und drunter ginge. Man konnte sich kaum überreden, daß dieß blos von über einander schlagenden Tropfen und von Schaum herrühren sollte. Es klang gerade so, als wenn Balken über einander stürzten und zersplitterten; auch waren oft so polternde und scharfabgeschnittene Töne darunter, als ob eine Masse von Kugeln und Steinen einen Berg hinunterrollte. Auf welche Weise und nach welchen Gesetzen mögen doch durch die bloße Entfernung und durch das Verfließen in der Luft Töne so entstellt und noch dazu so verschärft werden? Man sollte vermuthen, daß alle scharfen und eckigen Töne durch die Entfernung milder und dumpfer und gleichsam abgestumpft werden müßten. Diese aber schienen zwar weniger stark als in der Nähe, aber doch eckiger, prasselnder und krachender, so daß sie gar nicht mehr solchen Tönen, wie sie durch Wasser verursacht werden, ähnlich waren. Man braucht nicht weit in die Akustik hineinzublicken, um zu erfahren, daß sie eine noch wenig aufgehellte Wissenschaft sei.

Die Insel Amrum oder, wie sie Einige schreiben, Amram, an deren sandigem Ufer endlich unsere Pferde hinaufklommen, stellt sich dem Auge als ein Haufen von Dünen dar, die sich in einem Halbmonde herum-

ziehen und auf der Außenseite eine kleine, etwa 3 Stunden lange Ebene oder Marsch umkränzen.

Wenn ein Geestbewohner, ich meine ein Sachse, Oesterreicher oder Preuße, denn dieß sind in den Augen der Friesen lauter Geestleute, von Marsch hört, so darf er dabei nicht immer gleich an lauter Fett und Fruchtbarkeit denken. Zwischen Marsch und Marsch ist ein großer Unterschied. Es giebt ganz außerordentlich schwere und fette Marschen, wie z. B. die berühmten Marschen von Eiderstädt, Wilster und Krempe, es giebt aber auch Marschen von sehr geringem Werthe, manche sogar, die gar nicht zu gebrauchen sind.

Die kleinen Marschen, welche diesen kleinen Düneninseln anhängen, sind von der letzten Bonität. Sie sind nicht eingedeicht und vermischen sich auf ihren Gränzen theils mit den sandigen Watten, theils mit den noch sandigeren Dünen, die beständig viel Sand landeinwärts senden. Man findet auf Amrum magere Weiden, ziemlich kärgliche Aecker, mit Heide überzogene Striche, und die ganze Insel hat ein ziemlich todtes und ödes Aussehen. Den größten Theil des Landes nehmen die Dünen weg, deren Hügelreihe 200 bis 300 Schritte, ja hier und da wohl 1000 Schritt breit ist.

Vom Himmel aus betrachtet, giebt daher Amrum das Bild eines Halbmondes, der auf der Außenseite vom Sande gelblich und grau gefärbt, auf der Binnenseite aber von den Heidekräutern und Gräsern etwas grünlich und bräunlich angelaufen ist. Die Insel sieht daher ungefähr wie Norderney, Wangeroog, Spi-

keroog und wie die ganze an der südlichen Nordseeküste hinliegende Reihe von Düneninseln aus, für die sie als Modell und Typus dienen kann. Sie ist aber ganz anders beschaffen als Helgoland, welches ein röthliches Felsstück ist, ganz anders als Pelworm und Nordstrand, welche beide aus grünen, mit Deichen eingefaßten Ländereien bestehen, ganz anders als die Halligen, die der Gnade oder Ungnade des Meeres preisgegebene Schafweiden vorstellen, ganz anders als Föhr, welches ein aus Geest und Marsch gemischtes Ländchen ist.

Auf der inneren Seite der Insel liegen die Dörfer, von denen das vornehmste, Nebel genannt, die Residenz des Predigers und der wohlhabendsten Schiffer, ungefähr in der Mitte liegt. Auf der äußeren Seite aber befinden sich die Gegenstände, die den Reisenden am meisten anziehen, die Dünen, die Sandbänke, die Brandung.

Die Friesen und Jüten fordern den Reisenden häufig auf, ihre Dünen, die bis an die Nordspitze von Jütland hin auf einer Strecke von 60 Meilen das Land besäumen, zu besichtigen, und fragen ihn oft, ob er die Dünen schon besucht habe, wie die Schweizer sich erkundigen, ob er ihre Alpen und Gletscher schon kenne. Sie sprechen zuweilen geradezu: „Ist es nicht eine wunderbare Gebirgswelt, die sich in unseren Dünen erschließt?" — Man weiß erst nicht recht, was die Leute damit sagen wollen, und ist fast geneigt, sie auszulachen, wenn man zum ersten Male in diese trostlose Dünenwüstenei hineinblickt und darin nichts als mehr oder weniger un-

regelmäßig gestaltete, kleine und große Sandhaufen erkennt. Allein es hat sich schon mancher Spötter in einen eifrigen Liebhaber verwandelt. Die Dünen sind gefährlich wie solche Schönen, die ihre Liebreize im Verborgenen tragen.

Ich sah die Dünen anfangs von einem etwas hohen Alpenstandpuncte aus an, aber allmälig fand sich der Geschmack, und ich lernte später recht wohl verstehen, was jene Leute eigentlich sagen wollten. Es giebt in diesen Ländern oft Menschen, die sich so in die Verhältnisse der Dünen einstudirt haben, daß sie am Ende ganz in und mit den Dünen leben und weben, in der Nähe derselben ihre Wohnung aufschlagen und am Ende glauben, von den sich an sie knüpfenden Fragen hänge das Wohl der Menschheit ab. Ich begriff zuletzt auch diese Menschen und war fast geneigt, mit ihnen Partei zu machen.

Es scheint zwar im Ganzen unglaublich einfach, daß der Wind Sand zusammenweht und daraus kleine und große Haufen bildet. allein sieht man sich die Sache näher an, untersucht man die innere Construction der Dünen, ihre Schichtung, ihre Höhe, die Größe ihrer inneren und äußeren Winkel, die Längen- und Querthäler, welche sich durch sie hinziehen, so stellen sich die interessantesten Phänomene heraus. Betrachtet man die in ihnen enthaltenen Quellen, Moräste und Seeen, alsdann die hier und da von Hügeln eingeschlossenen Flächen und wiederum die langen Reihen von gleichförmigen Sandkegeln, so vermehren sich die Fragen noch bedeutend.

Bedenkt man weiter, daß nicht wenige Thiere in der Welt der Dünen ihr eigentliches Lebensgebiet und Element finden, daß es Dünenwürmer, Dünenspinnen, Dünenfische, Dünenvögel und Dünenvierfüßer giebt, die den Dünensand nöthig haben, um ihre Nester oder Höhlen darin zu bauen, sich darin zu verkriechen, ja selbst um denselben zu verspeisen und sich davon zu nähren, so gewinnt die Sache gewiß noch mehr an Reiz und Interesse.

Hört man weiter, daß die Dünen wandelnde Gebirge sind, die sich seit Jahrtausenden immer mehr landeinwärts gewälzt haben, daß sie über Felder, Aecker, Dörfer und Kirchen hinweg schritten und daß sie viele merkwürdige Ruinen in ihrem sandigen Schooße bergen, — und läßt man sich endlich sagen, daß der Mensch sich sonach seit langer Zeit mit den Dünen im Kampfe befindet, daß es ihm in neuerer Zeit in Frankreich, Holland und auch hier in Jütland gelingen zu wollen scheint, ihren Verwüstungen ein Ende zu machen, diese rollenden Berge zu fixiren und sie aus schädlichen Sandwüsten in nützliche, schützende Dämme zu verwandeln, so kann man vielleicht sagen, daß die Dünen dreist sich anderen Unebenheiten der Erdoberfläche an die Seite setzen können, und daß sie dem Verstande eben so viele Probleme zur Lösung aufgeben, als sie der Phantasie Scenen zur Beschäftigung darbieten.

Wir waren an den Prediger der Insel gewiesen, den einzigen gebildeten, — ich meine auf Hochschulen gebildeten Mann, der hier wohnt, und er hatte

die Güte, uns vor allen Dingen zu seinen Dünen zu geleiten. In der Mitte der Amrumer Dünenreihe liegt eine Düne, die sich durch ihre Höhe vor allen anderen auszeichnet und die auch eben so wie alle besonders hohen Dünen, gleich den höchsten Spitzen der Alpen, ihren eigenen Namen hat. Sie wird von den Deutschen gewöhnlich die „Satteldüne" genannt, als wenn man ihre Benennung von „Sattel" hergenommen hätte. Ihr eigentlicher friesischer Name soll aber „Sahteldün" sein, was von „Saht" (setzen) herkommt und sonach die Setzdüne bedeutet. Die Amrumer Fischer sollen sie so genannt haben, weil sie dieselbe zum Merkzeichen gebrauchen, wenn sie in großer Entfernung auf dem Watte ihre Netze aussetzen. Sie ist 105 Fuß hoch und ragt über alle übrigen hervor.

Wir bestiegen zunächst diese Düne, auf deren oberster Spitze ein Pfahl errichtet ist, und die man an den meisten Puncten der Insel sieht. Man hat von hier aus den schönsten Ueberblick der Insel und der ganzen vorliegenden Küste, einen Ueberblick, der für einen Binnenlandbewohner ganz wunderbar sein muß.

Zur Rechten und Linken hat man einen breiten Streifen von Dünenhaufen, die zum Theil von darüber hinlaufenden Heidekräutern braun gefärbt, zum Theil kahl und rostgelb sind. Nach vorn eröffnet sich dem Dünenbesteiger das weite Meer und zunächst im Vordergrunde das prachtvolle Schauspiel einer dreifachen Brandung.

Es ziehen sich nämlich die Westküste entlang große

breite Sandbänke hin, welche die Insel mit einem dreifachen Gürtel dermaßen umgeben, daß Homer sie gewiß „das unnahbare Amrum" genannt haben würde. Diese Sandbänke verlieren sich gegen das Ufer hin allmälig, gegen das Meer zu aber sind sie etwas schroffer, ganz so wie die Dünen, welche ebenfalls unter einem kleinen Winkel aus dem Lande aufsteigen, nach dem Meere zu aber unter einem größeren schroff abfallen.

Hierdurch entstehen zwischen den Sandbänken tiefe mit Wasser gefüllte Thäler. Manche derselben sind so tief, daß es bedrängten Schiffen möglich wird, in diesen Furchen zwischen den Sandbänken Rettung zu finden. Man könnte diese Vertiefungen Längenthäler nennen.

Man muß sich die Sandbänke zwar im Ganzen als langgedehnte und in ziemlich geraden Linien fortlaufende Sandstriche denken, jedoch nur im Ganzen; denn hier und da sind sie durchbrochen und dadurch in Stücke getheilt. Man könnte diese Durchbrüche Querthäler nennen und somit dasselbe System, wonach fast alle Gebirge und auch die Dünen Längen- und Querthäler haben, selbst noch unter das Meer bei den Sandbänken fortgesetzt sehen.

Die drei Bänke schienen mir wohl eine halbe Stunde weit von einander entfernt zu sein, eine Strecke, die auf der weiten Fläche des unübersehbaren Meeres nicht viel austrägt. Auf allen drei Streifen stand eine gewaltige Brandung in die Höhe. Das Meer stürmte gegen jede Bank mächtig heran, schlug in hohen Wellen auf und

stürzte in einem langen Streifen weißen Schaumes wieder zurück.

Es schien uns, als sähen wir einen gewaltigen breiten Strom in drei Absätzen einen Katarakt herunter kommen.

Bei solchen heftigen Aufregungen der See schlagen die Wellen mit großer Gewalt gegen die Seiten der Dünen, so daß diese davon sehr merklich erschüttert werden. Mir erzählte ein Capitain, daß er bei der Strandung eines mit Manufacturwaaren beladenen Schiffs mit zwei Juden an den Strand gegangen sei, um die Lage des Schiffs zu besehen. Sie hätten sich, um eine kleine Collation einzunehmen, in eine Sandhöhlung hinter der vordersten Reihe der Dünen niedergesetzt, aber gleich darauf so starke Erschütterungen der ganzen Dünenreihe verspürt, daß die beiden Juden entsetzt, wie bei einem Erdbeben, aufgesprungen und davon gelaufen seien.

Von der ganzen Meeresfläche vor uns kam ein mannichfaltiges Rauschen, Baffen und Klatschen der Wogen zu unseren Ohren, bei dem wir zuweilen genau die Schläge einzelner Wellen unterschieden. Die meisten Töne gingen indeß in dem allgemeinen Säuseln auf, das darüber hinwegzog, und es machte einen ganz eigenen Eindruck, wenn man einige der höchsten Wogen der entferntesten Wogenreihe mit dem Perspective betrachtete. Man sah sie sich heranwälzen, gegen die Sandbank sich brechen, sich hoch aufbäumen und in weiße Schaumberge sich auflösen, und doch vernahm das Ohr kein entsprechendes Gepolter.

Noch weiter auf der hohen See, in der Entfernung von mehren Meilen, soll es noch einen Gürtel von Sandbänken und noch eine Brandung als äußerste Umfassung geben. Mehr oder weniger zeigt sich übrigens die Brandung oder wenigstens eine eigenthümliche Meeresbewegung auf allen Sandbänken, selbst auf denen, die mitten im Meere so tief unter der Oberfläche liegen, daß die Schiffe getrost darüber hinfahren können. Selbst die große, 50 Meilen lange Doggersbank, in der Mitte der Nordsee, wissen die Schiffer sogleich an dem eigenthümlichen, gebrochenen Wellenschlage, der auf ihr stattfindet, zu erkennen.

Ein Nordseefischer sagte mir, er sei in einem argen Unwetter in zweimal vierundzwanzig Stunden über die ganze Nordsee hingeschlagen und habe dabei auf der Doggersbank die größte Gefahr ausgestanden, weil dort die Wellen merklich kürzer, höher und unruhiger seien als in den tieferen Gewässern der Nordsee, wo sie sich länger und gemächlicher hinzögen. Die Doggersbank liegt 10 Faden tief unter dem Meere, und es ist bemerkenswerth, daß von einer solchen Tiefe herauf die Sandkörner noch auf die Bildung der Wogenberge influenziren können.

Die Dünen sind in vieler Hinsicht die Schatzkammern der Armen dieser Inseln. Die Kinder der Armen unter den Insulanern laufen in die Dünen, um den dort nistenden Kaninchen nachzustellen; die armen Männer und Weiber, die keine Schafe besitzen und mithin keine Wolle zu spinnen haben,

gehen in die Dünen, schneiden den hier wachsenden Halm (Dünenhalm) ab und machen daraus Stricke, die sehr fest und gesucht sind und von hier aus zu mancherlei Hausgebrauch als Handelsartikel weit im Lande herumgehen; die, welche keine Wiesen in der Marsch besitzen, treiben ihre Schafe in die wilden Dünen, welche Gemeingut sind, und auf denen diese mageren Thiere der Armen einige Heideblumen und dürre Sandgräser finden. Doch wird diese Beweidung der Dünen jetzt mehr und mehr untersagt, weil dadurch die Begrasung des Sandes nicht wenig verhindert wird.

Auch sieht man wohl hier und da einen armen, in Lumpen gekleideten Mann in den Dünen und am Strande herumstreifen, von Zeit zu Zeit ein Stückchen Schiffsholz oder sonst ein verwehtes Läppchen, das er gebrauchen könnte, aufhebend. — Während die Straßenkehrer von Paris längst durch Meisterpinsel verewigt wurden, hat diese armen Lappen- und Lumpensammler, die sich doch in allen Dünen bis nach Spaniens Gränze hin eben so wie die Kaninchen finden, noch Niemand geschildert, wie sie mit im Sturme flatternden Gewändern lugend und spähend im Sande herumstreifen, bald ein Bretchen aus der Brandung fischen, bald ein Stück Bernstein erhaschen, bald einem an's Land geworfenen Seehunde die Haut abstreifen, bald allerlei Sträucher und Schilfhalme zum Brennen und zum Bedecken der Häuser sammeln, bald mit forschenden Blicken nach dem Meere schweifen, um zu erspähen, was von da herzu geführt werden möchte.

Wir trafen einen kleinen munteren, rosenwangigen Jungen, der sich mit einer Menge Kaninchenschlingen beschwert hatte. Er sagte, die Kaninchenjagd in den Dünen sei ganz frei, und es könne sie betreiben, wer da wolle. Ich dachte dabei, auch von den Dünen könnte man singen: „Auf den Bergen ist Freiheit ꝛc." — Auf diese entlegenen Inseln kann man dieß Wort gewiß oft eben so gut anwenden wie auf die entlegenen Berggipfel.

Ich weiß nicht gewiß, wie die Kaninchen hierher gekommen sind. Einige geben dafür ein sehr junges Datum an. Uebrigens findet man sie auch auf Norderney, Wangeroog, auch in den Dünen Hollands, sowie auf allen anderen Düneninseln verbreitet, und man würde es für ein wahres Wunder ansehen, wenn dieß nicht so wäre, da die Kaninchen und die Dünen wie für einander geschaffen zu sein scheinen. Wir kamen zuweilen an Dünenstellen, wo wir eine ganze Menge Kaninchenlöcher erblickten. Die Kaninchen sind übrigens den Dünen sehr schädlich, und an ihrer völligen Ausrottung arbeitet man daher in Holland schon seit 200 Jahren. Denn ein kleines, durch sie gegrabenes Loch ist oft hinreichend, dem Winde einen Haltpunct zu geben, wo er die Dünen anfassen und, weiter bohrend, sie zerstören und entführen kann. Vielleicht ist der Schaden, den die Kaninchen verursachen, dadurch geringer, daß sie ihre Löcher in der Regel nach der Seite hin anlegen, woher der Wind nicht kommt.

Der Kleine zeigte uns die Art, wie er die Kaninchen fange, und uns fiel dabei auf, daß er seine Schlingen so weit von den Eingängen des Baues entfernt legte.

Sein Verfahren war ganz aus der Beobachtung des Benehmens der Thierchen hervorgegangen. Er erklärte uns, daß, wenn das Kaninchen aus seinem Bau hervorkomme, es sehr vorsichtig sei, erst mit dem Kopfe herausblicke, rechts und links sehe und dann langsam vorwärts krieche; erblicke es nichts Feindliches, so fange es sofort an, in raschen Sprüngen weiter zu gehen. Daher setze er seine Schlingen nicht dicht bei den Löchern aus, denn hier würde sie das Kaninchen jedesmal entdecken. Er bringe sie vielmehr immer in 10 bis 12 Schritt Entfernung an, wo das Thierchen schon angefangen habe, in raschen Sätzen blindlings vorzuschreiten.

Die Kaninchen haben ihre bestimmten Gänge, in denen sie immer hin und her laufen. Der Kleine wies uns selbst auf dem festen Rasen Spuren an den Pflanzen, welche bewiesen, daß die Kaninchen vorbeigehüpft seien, und zeigte uns, auf welchen Fleck er seine Schlinge setzen müsse. Diese bestand aus einem messingenen Drahte. Daran war ein großer Pflock zum Befestigen und ein kleiner

zum Dirigiren derselben. Die Schlinge kommt so hoch über den Boden, daß das Kaninchen bequem hineinspringen kann, indem die Kraft des Sprunges zugleich dazu dient, ihm die Schlinge fest um den Hals zu ziehen.

Es werden hier auch einige abgerichtete Frettchen unterhalten, welche den Kaninchen in ihren Bauen nachgehen und bei den Jagden des dänischen Hofes auf diesen Inseln gebraucht werden.

Die Namen, welche sowohl die Sandbänke als die einzelnen hohen Dünen erhalten, hängen zuweilen mit den Namen auf der Insel berühmt gewordener Personen zusammen. So heißt eine der drei, die Insel umzäunenden Bänke: Jung-Namens-Sand, weil hier einst ein gewisser Jung-Namen, vielleicht ein Amrumer Seeheld, gestrandet und umgekommen sein soll. Eine andere Bank nennt man: Kniep's Sand; eine der höchsten Dünen heißt „Ulv's Düne," und es wurde uns dabei folgende Geschichte erzählt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte auf Amrum ein alter Schiffer, Namens Ulv, dessen einziger hoffnungsvoller Sohn in die Sclaverei der tunesischen Seeräuber gefallen war. Der Vater hatte ihn nur ungern in die Gewässer des Mittelmeeres entlassen. Als nun die Zeit herankam, wo sein Sohn von der Fahrt zurückkehren sollte, begab er sich auf die hohe Düne, die jetzt von ihm ihren Namen trägt, und blickte von da weit auf das Meer hinaus, um das Schiff seines Sohnes zu erspähen.

So war er täglich den ganzen Herbst hindurch auf die Düne gestiegen und hatte von dort vergebens seine Blicke ausgesandt.

Endlich lief eine Nachricht von dem Schiffe ein, die das geängstete Vaterherz auf's Tiefste verwunden mußte. Es sei dasselbe an der tunesischen Küste von

Seeräubern genommen und die ganze Mannschaft in die Sclaverei entführt worden. Diese Nachricht streckte den Alten auf's Krankenlager. Nachdem er aber etwas genesen, fing er an, eifriger als bisher zu arbeiten, bestellte seine Schafe und Kühe pünctlich, handelte beim Verkauf seiner Wolle bis auf den letzten Pfennig, hielt jede Kleinigkeit zu Rathe, und fand er am Strande ein Stückchen Holz, so bestimmte er es zu Hause nicht für den Ofen, sondern verkaufte es, um baares Geld zu gewinnen. Auch zeigte er sich bei Strandungsfällen energischer und habgieriger als alle Uebrigen und riß dabei an sich, was er ergreifen konnte. Auf alle gegen ihn in dieser Beziehung gerichtete Bemerkungen antwortete er: „Ich brauche es für meinen Sohn."

Es war nämlich der Plan in ihm zur Reife gekommen, er wolle ein Capital zusammenbringen, um seinen Sohn damit aus der Sclaverei zu erlösen. Solche Fälle kommen oder kamen bei diesen Schiffervölkern nicht ganz selten vor, und sie wissen schon, wie sie dabei zu verfahren haben; auch giebt es immer Consuln in der Nähe, die ihnen dabei durch Vermittelung der Regierung zu Hilfe gehen. Als der alte Ulv die nöthige Summe zusammengebracht, sandte er sie auf dem geeigneten Wege nach Afrika, und nun setzte er sich wieder auf seiner Düne, dem Ankerplatze seiner Hoffnung, hin und blickte voll Sehnsucht auf das Meer hinaus, um zu erspähen, ob es ihm nicht für Silber und Gold seinen geliebten Sohn zurückbrächte.

Die Sache kam indeß in Richtigkeit, der junge

„Ulvssohn" wurde ausgelöst, — und der Befreite segelte eines Tages der nicht mehr fernen Küste zu. Die Freude des Alten bei der Annäherung des so heißersehnten Schiffes und bei dem Gedanken, das Ziel seiner Hoffnung baldigst in seine Arme schließen zu können, läßt sich wohl nicht denken, aber seine Verzweiflung kann man vielleicht ermessen, als er bemerken mußte, daß der an's Land Gestiegene — nicht sein Sohn war. Es war noch ein anderer „Ulvssohn" von Amrum in die Sclaverei gerathen, der, wie es bei den Friesen so häufig ist, ganz denselben Namen trug, und man hatte diesen Falschen ausgelöst.

Der Alte verfiel abermals in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und aus der er als ein sehr melancholischer und in der Welt vereinsamter Greis mit schneeweißem Haar hervorging. Niemand wußte ihm zu sagen, an wen er sich entweder wegen seines verlorenen Sohnes, oder auch wegen seines verlorenen Sparschatzes zu wenden habe. Er fühlte nicht die Kraft mehr in sich, noch einmal ein solches Capital zusammenzubringen. Der Ankerplatz seiner Hoffnung, der sandige und windige Dünengipfel, wurde nun zum Orte seiner Melancholie und Verzweiflung.

Die Vorübergehenden sahen den alten Ulv oft auf seinem Hügel sitzen, auf dem der Wind mit seinen greisen Locken spielte, während seine Augen trauernd auf der weiten Meeresfläche schweiften. Sei es, daß er Vergnügen darin fand, die Blicke nach der Gegend zu senden, wo sein Sohn entschwunden, sei es, daß ihn

doch noch eine kleine Hoffnung zuweilen belebte, daß sein Kind von daher zurückkehren müsse, — er suchte den Hügel immer wied:r auf.

Eines Tages kehrten Schiffer aus dem Mittelmeere zurück und verwandelten plötzlich die Hoffnung des Alten zur Gewißheit. Sie brachten ihm Nachrichten und Briefe von seinem Sohne, worin dieser ihm mittheilte, er lebe nicht nur, sondern es gehe ihm auch recht wohl; er sei Sclave eines afrikanischen Fürsten und durch das Vertrauen, das dieser in ihn gesetzt, auch einer von dessen Officieren und zuletzt sein General geworden; er sehne sich jedoch nach seiner Insel und nach seinem Vater zurück, und, sobald er könne, wolle er in seine Heimath zurückkehren.

Hätten es des Alten Mittel erlaubt, gewiß würde er auf seiner Düne einen Tempel der Freude haben bauen lassen, um die Wonnegefühle des süßen Wiedersehens in diesen heiligen Hallen zu genießen. In seinen jetzigen Umständen blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als wie bisher täglich auf dem Sande Platz zu nehmen und auf's Meer hinauszuschauen.

Es verstrichen aber noch einige Jahre, und der Alte seufzte oft: „Kommt mein Sohn nicht bald, so wird er wohl nur auf meinem Grabe beten können." — Es kam jedoch ein wenig besser. Denn der afrikanische General kehrte eben noch zeitig genug in sein Vaterland zurück, um seinen alten schwachen Vater zu umarmen, ihm seine Liebe mit Zärtlichkeit zu erwiedern und ihm, nachdem er den letzten Rest seiner Lebensfrist

mit ihm in Gemächlichkeit verbracht, ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Ihn, den General, machte man nachher zum Strandvoigt auf der Insel Amrum, als welcher er hier noch lange wirkte.

Die Amrumer erzählen noch heute von dem Ulv sowohl als von dem General, und von dem Letzteren sagen sie, er habe im Dienste seines afrikanischen Königs sogar mehr als eine Schlacht gegen die Wilden der Wüste gewonnen, und jene Düne heißt seitdem die Ulvsdüne.

Mir fiel dabei die Geschichte der alten hochschottischen Bettlerstochter bei, die als die Frau eines Schiffers in Sclaverei gerieth und am Ende Gemahlin des Kaisers von Marocco wurde, und deren väterliche Hütte ich auf einer Reise in Schottland sah. Auch erinnerte ich mich bei dem Amrumer auf der Düne eines alten böhmischen Bauers, der mir ebenfalls bewies, daß solche Dinge unter den sogenannten gemeinen Leuten nicht unmöglich sind.

Dieser Bauer hatte viele der Seinigen verloren und nun, da er einsam stand, sich am Rande eines Berges zwischen zwei sehr nahe an einander stehenden Bäumen, die mit einander verwachsen waren, einen einsiedlerischen Sitz bereitet, auf dem er sich zuweilen an Sonntagen hinsetzte, um die weite Aussicht zu genießen und in der Erinnerung an die Seinigen zu schwelgen.

Schwärmerische und sogenannte sentimentale Empfindungen sind sonst gewöhnlich nur den gebildeten Ständen eigen, allein sie kommen auch bei den Bauern

vor und sind dann um so rührender, da sie mit äußerer Rauhigkeit in Contrast treten und gewöhnlich mit mehr wirklichem Gefühle verbunden sind.

Amrum mit seinen weit ausgedehnten Bänken ist als einer der gefährlichsten Orte in der ganzen Nordsee bekannt, ja vielleicht ist es geradezu der gefährlichste. Wir hatten davon einen handgreiflichen Beweis vor Augen, nämlich das Wrack eines vor Kurzem gestrandeten Schiffes, das mitten zwischen den Sandbänken und Brandungen wie eine gefangene Fliege in einem Spinnengewebe festsaß. Es war ebenfalls ein englisches Schiff, das mit seiner Ladung das raschere Weiterkommen auf dem Festlande hatte befördern sollen, — es hatte nämlich Eisenbahnschienen geladen, — und das nun selber sich nicht weiter befördern konnte.

Leider konnten wir nicht nahe hinzukommen, weil die Fluth die Bänke dahin noch nicht trocken gelegt hatte. Doch bemerkten wir durch das Perspectiv deutlich, daß der Rumpf bereits so tief im Sande versunken war, daß man von der Sandbank aus mit einem Schritt in's Schiff selbst hineinsteigen konnte. Eine Eisenschienenladung muß natürlich das Schiff schneller und tiefer in den Boden hineinbringen als z. B. eine Holzladung, die selbst, wenn das Schiff schon voll Wasser ist, das Ganze noch etwas hält und hebt. Die Berger hatten große lange eiserne Scheeren, mit denen die Gärtner hohe Bäume beschneiden, herbeigeschafft, um damit die eisernen Schienen aus dem unteren Bodenraume hervorzuholen. Sie

stachen damit durch den Sand, faßten die Schienen und zerrten und hoben sie hervor. Sie sagten uns aber, die Versandung des Schiffes nehme so schnell zu, daß wahrscheinlich bald alle Schienen ihren Klammern entschlüpft sein würden. Sie hätten erst einen verhältnißmäßig unbedeutenden Theil der Ladung herausgebracht, das Uebrige, meinten sie, würde wohl stecken bleiben.

Geschieht dieß, so wird die Folge davon sein, daß sich hier wahrscheinlich ein kleines festes eisenhaltiges Sandsteinriff bildet. Das Meerwasser wird nämlich das Eisen auflösen und mit dieser Auflösung den Sand fest zusammenballen, wie denn eine solche Zusammenballung des losen Sandes zu Stein bekanntlich bei jedem Nagel oder Eisenstückchen, das man im Sande liegen läßt, eintritt. Eine ganze Schiffsladung Eisen mag wohl Rost und Eisenoxyd genug herzugeben im Stande sein, um einen kleinen Sandsteinfelsen herzustellen.

Ein Herr, der von Seiten verschiedener englischer und deutscher Assecuranzcompagnieen mit der Controle über alle Strandungs- und Bergungsfälle an dieser ganzen gefürchteten cimbrischen Küste beauftragt ist, sagte mir, er erinnere sich eines Winters, wo auf den Sandbänken von Amrum die Rumpfe von mehr als 6 Schiffen auf ein Mal an verschiedenen Stellen festgesessen hätten. Sie kommen zuweilen selbst oben auf die Dünen zu sitzen. Auch davon wurde mir ein Beispiel erzählt. — Er erklärte mir zu gleicher Zeit, woher es käme, daß gerade auf diese Insel immer so viele Schiffe hingetrieben würden.

Es beruht dieß auf der Gestaltung der ganzen Küste der Nordsee im Osten und Süden, auf der Richtung der Strömungen und der hauptsächlichsten Handelsstraßen dieses Meeres.

Die ganze cimbrische Halbinsel ist so zu sagen nur eine einzige große Sandbank, die von Schweden gegen Westen aufgeworfen ist und sich 60 Meilen weit von Süden nach Norden erstreckt. Diese Sandbank ist im Osten höher als im Westen; sie stellt dort ein anmuthiges Hügelland dar und hat eine Menge guter Häfen, Meerbusen und Einlasse und tieferes Meer in der Nähe der Küsten. Im Westen hingegen flacht sie sich gegen das Meer hin ab, steigt allmälig unter sein Niveau hinunter, bildet eine Menge Sandbänke und eine 60 Meilen lange Reihe von Dünen, hat fast gar keine Häfen und weder tiefe Meerbusen noch bequeme Einlässe, so daß den Schiffern, die gegen diese Küste geworfen werden, nichts Anderes übrig bleibt, als mit ihren Fahrzeugen geradezu gegen diesen Strand anzusegeln und sie dort auf die beßtmögliche Weise auf den Sand zu setzen.

Auch die Südküste der Nordsee ist zwar ein ähnliches flaches Dünen- und Marschland wie Jütland, allein dieses Flachland ist doch vielfach von Meerbusen und Strömen durchbrochen. Die großen tiefen Flüsse, die aus Deutschland hervorkommen, die Elbe, die Weser, die Ems, bieten ihre Mündungen dem Rettung suchenden Schiffer dar, und selbst, wenn man dieß, wegen der Schwierigkeit, die mit dem Einlaufen in solche Ströme verbunden ist, nicht hoch anschlagen wollte, so

streichen doch die vornehmsten herrschenden Luft- und Wasserströmungen der Nordsee parallel an dieser Küste hin und führen die Schiffer also hier vorbei, während die Richtung der jütischen Riesensandbank der Richtung jener Strömungen gerade entgegentritt, so daß die Schiffe durch beide Gewalten auf sie hingeführt werden.

Unter vier Stürmen, die auf der Nordsee wüthen und die Schiffe scheitern machen, kommen drei aus Südwesten, Westen oder Nordwesten, und die Hauptströmungen im Wasser führen ebenfalls auf Jütland hin, theils wahrscheinlich in Folge jener Windrichtung, theils wegen der durch den britischen Canal eindringenden Strömungen, theils in Folge der Richtung der Fluth.

Jütland läuft im Norden bei Skagen am Ende in eine ganz schmale Sandbank aus, die sich unter das Meer hin noch mehre Meilen fortsetzt. Natürlich ist dieser nördliche Punct einer der gefährlichsten von allen, denn es müssen hier zwischen diesem Sandriff und Norwegen hindurch alle die englischen, hanseatischen, russischen, schwedischen und preußischen Handelsflotten passiren, die aus der Ostsee kommen oder zu ihr hinfahren. Es geht hier ein beständiger großer Zug von Schiffen vorüber, von denen immer einige so unglücklich oder unvorsichtig sind, diesem Sandriff zu nahe zu kommen.

Es ist daher diese Sandbank auch immer mit einer Menge von vor Kurzem gescheiterten Schiffen, von halb verwitterten und fast ganz unter dem Sande vergrabenen Wracks bespickt. Mir erzählte ein Augenzeuge, er habe dort einmal 15 Wracks zu gleicher Zeit gezählt.

Bei Skagen sind, beim Herausfahren aus der Ostsee, alle die genannten Schiffszüge oder Flotten noch beisammen. Etwas hinter Skagen trennen sich die norwegischen oder diejenigen baltischen Schiffe, die nach Archangel und überhaupt nach dem Norden bestimmt sind, sowie auch alle diejenigen, welche dem Canale zusteuern wollen. Sie gehen, sich von Jütland entfernend, schräg über die Nordsee nach Westen und Südwesten. Daher kommt es, daß die Westküste von Jütland wieder etwas weniger durch Schiffbrüche berüchtigt ist als der äußerste Punct Skagen. Nur die hanseatischen Flotten, die nach der Elbe und Weser bestimmt sind, segeln direct nach Süden an dieser Westküste herunter und haben hier von jeher mehr als irgend eine andere Nation, die hungrigen Strandbewohner mit ihren Gerippen und Eingeweiden gefüttert.

Die Westküste von Nordjütland ist hafenlos und sandig. Aber zuweilen hat sie doch, wie es der Schiffer nennt, einen reinen Strand, und das Meer ist stellenweise tief, bis an das hohe Sandufer heran. Die Westküste von Schleswig und Holstein, von Friesland und Dithmarschen hat zwar Häfen, allein diese sind schwer zu finden und weit und breit von Küsten und Inseln mit Watten und Bänken umgeben. Auch wird hier im Süden wieder, ebenso wie an der Nordspitze, das Gedränge der Schiffe größer, als in der Mitte; denn Alles, was für die Elbe und Weser bestimmt ist, alle hanseatischen Flotten drängen sich hier in der südöstlichen Ecke der Nordsee zusammen.

Sie umsegeln Helgoland und werden dann hier oft von den Westwinden und Westströmungen ergriffen, weiter, als sie dachten, nach Osten geführt und auf die finstere, mit Leuchtfeuern nicht erhellte Westküste von Friesland geworfen.

Es befinden sich an der ganzen Küste der cimbrischen Halbinsel nur drei Feuer, was sich übrigens sehr natürlich aus der Hafenlosigkeit der ganzen Gegend erklärt. Nur da, wo es bedeutende Häfen giebt, in welche die Schiffe einlaufen, wird es sich lohnen, Leuchtfeuer anzulegen. Theils fordert die Menge der bei einem Hafen zusammenkommenden Schiffe weit eher dazu auf, etwas zu thun, theils ist es dort rentabler, weil bei einem solchen Hafen Feuer- und Leuchtthurmgelder erhoben werden können.

Die Westküste Jütlands zu illuminiren, wäre das Werk reiner Menschenliebe. Natürlich haben sich aber sowohl die Strandbevölkerungen, die Insulaner und Schiffer, als auch die Beamten, die ebenfalls aus den Strandungsfällen Gewinn ziehen, niemals sehr thätig gezeigt, für eine solche Beleuchtung zu wirken. Hie und da wäre die Errichtung eines Leuchtthurmes vielleicht auch sehr schwierig, weil sich nur lose Dünen und Sandbänke dazu darbieten und zuweilen die Watten so weit in die See hinausliegen, daß das Leuchtfeuer vom Festlande aus nicht weit genug reichen würde.

Die gefährliche Insel Amrum ist immer finster geblieben, und erst jetzt ist man ernstlich darauf bedacht, sie zu illuminiren. Dieß Alles bietet daher Umstände

genug, welche die große Gefährlichkeit dieser Insel in's rechte Licht setzen.

Wie in der Nähe einer Giftpflanze gewöhnlich in der Natur auch ein Gegengift gefunden wird, so haben die Watten, Brandungen und Sandbänke von Amrum die kühnen und wagelustigen Amrumer Schiffer erzeugt, die, obgleich als etwas beutelustig verschrieen, doch manchem Schiffe schon als wahre Rettungsengel in der Noth erschienen sind.

Die Amrumer Schiffer sind bei Weitem nicht so gut geschult und gebildet, wie die Föhringer, die daher auch als Capitaine und Steuerleute in „der großen Fahrt" mehr gesucht sind. Allein kommt es darauf an, sich in offenen kleinen Booten durch 3 bis 4 Gürtel von Brandungen zu einem Schiffe durchzuschlagen, das mitten im Meere 2 Meilen von der Küste festsitzt, und an diesem Schiffe, an dem der Ocean hinaufleckt, sich festzuklammern, die armen Schiffbrüchigen hervorzuziehen und wieder durch dieselbe Anzahl von Brandungen sicher an's Land zu schaffen, so sind die Amrumer die rechten Leute dazu; darüber sind Alle einig. Sehr verschieden aber lauten die Meinungen darüber, ob sie in solchen Fällen immer mit der möglichsten Ehrlichkeit und Humanität verfahren. Einige schildern sie als ein kleines Volk von Räubern, die bei bösem Wetter beständig in ihren Dünen liegen und immer nach den Schiffen hinausblicken, um zu sehen, ob sich nicht eines in die Sandgewebe, mit welchen die Natur ihre Insel umsponnen hat, verliere, und stets bereit, sich

das Unglück der Strandenden so viel als möglich zu Nutze zu machen. Solche Beschuldigungen sind aber größtentheils nur noch Reminiscenzen aus alter Zeit.

Etwas Wahres mag indeß doch daran sein. Das ganze dortige Bergungs-, Rettungs- und Strandungswesen ist aber jetzt von oben her viel besser organisirt als je zuvor. Es giebt sogenannte Strandvögte, die gewisse Districte des Strandes beaufsichtigen und unter deren Leitung und Commando die Bevölkerung der Inseln vertheilt ist. Auf Amrum selbst giebt es unter den Strandvögten auch einen besonderen, der die äußersten vorliegenden Sandbänke unter seiner Inspection und zu diesem Zwecke die kühnste Mannschaft und die beßten Boote unter seinem Commando hat. Es ist indeß natürlich, daß zuweilen ein Schiff irgendwo in einer entlegenen Gegend scheitern kann, ohne daß gleich ein solcher Strand- oder Sandvogt mit seiner Mannschaft bei der Hand ist, und daß dann die Leidenschaften der nicht organisirten und oberhauptlosen Bevölkerung durch Aussicht auf leichten Gewinn sich so erhitzen, daß jeder sich dabei zueignet, was ihm beliebt. Allerdings werden solche Fälle jetzt streng bestraft, aber sie werden sich wohl immer wieder ereignen, da die Menschen in Augenblicken entzündeter Leidenschaft sowohl die Strafe, die ihrer wartet, als das Unrecht, welches sie thun, vergessen.

Es ereignen sich solche Fälle auch noch jetzt beständig in fast allen civilisirten Ländern. Ich hörte von einem solchen Falle auf den friesischen Halligen. Als ich in

England war, waren die Blätter voll von einer furchtbaren Schiffsplünderung an der Küste von Wales. Von einem noch schlimmeren Falle an der neapolitanischen Küste meldeten im vorigen Jahre die österreichischen Zeitungen.

Es ist freilich ein Leichtes, über schändliche, barbarische und räuberische Sitten zu eifern, allein es liegt etwas Falsches in diesen Declamationen. Es sind oft ganz friedliche und gutmüthige Menschen, die bei einem Strandungsfalle unerhörte Dinge begehen. Mitten unter diesen Amrumern, unter den Halligenbewohnern, unter diesen Helgoländern und vielleicht auch unter jenen Italienern und Wallisern lebte zu allen Zeiten ein Mensch, wenn er kein gestrandeter Capitän war, so sicher wie in Abraham's Schooße. Sie krümmten Niemandem ein Haar und stahlen keine Stecknadel. Eine Strandung aber ist ein eben so außerordentlicher Fall, wie ein Krieg oder eine Revolution, und was die Menschen in solchen Fällen allgemein aufgeregter Leidenschaft thun, das darf man ihnen nicht sogleich auf dieselbe Weise als Verbrechen zur Last legen, wie das, was sie in Friedenszeiten vollführen.

Man muß auf einer Insel gewesen sein und die Aufregung, die sich selbst der Beßten bemächtigt, mit angesehen haben, wenn es heißt, es sei ein Schiff auf den Dünen gestrandet, — ein Handelsschiff vielleicht mit sehr kostbarer Ladung. Giebt es doch Schiffe, die mit Gold und Silberwaaren beladen sind, oder vielleicht Passagiere an ihrem Bord, die jeden ihnen geleisteten

Dienst mit Gold bezahlen. Was ist da nicht möglicher Weise zu gewinnen.

Hierdurch wird die Phantasie der Bevölkerung mächtig ergriffen und die Gewinnlust geweckt und gereizt. Die Frauen, die Kinder selbst helfen diese Stimmung erhöhen. Die Männer stürzen hinaus in ihre Boote. Das Schiff selbst erreichen sie gemeiniglich nicht ohne Kampf und Todesgefahr; einer sucht dem anderen zuvorzukommen, denn der Erste gewinnt am Meisten. Es ist eine Jagd, ein Krieg, es waltet dabei dieselbe Aufregung, wie bei einem gefährlichen Spiele. Das Schiff wird mit Lebensgefahr erstürmt. Vielleicht kommt die Mannschaft mehrer Boote gleichzeitig an demselben an; da hat nun der eine den anderen in Verdacht, und fangen sie an zu rauben, so berauben sie nicht sowohl die armen Schiffer, als vielmehr sich untereinander. Es ist wie bei der Plünderung einer eroberten Stadt, wo selbst der ehrliche Soldat mit zugreift, indem er denkt: das was ich nicht nehme, nimmt mein Camerad. Die Schiffer sind gleichsam die Feinde, um derentwillen jeder der Gefahr ausgesetzt wurde, und die doch Alles verloren hätten, wenn man nicht gekommen wäre und ihnen das Kostbarste, das Leben, gerettet hätte.

Ich sage, auf diese Weise mag es sich zum Theil erklären, daß selbst sonst ganz ehrliche Küstenbevölkerungen bei Strandungsfällen zuweilen so ganz unbillige und oft unerhörte Thaten verrichtet haben.

Die Gesetzgebung hat sich in neuerer Zeit in vielen Ländern, und namentlich auch in Dänemark, ordnend in das Chaos der Strandräubereien eingemischt.

Aber es ist sogar nicht einmal rathsam, allem Unfuge zu steuern. So z. B. scheint es allerdings schändlich, mitten in der See, mitten in der Noth mit den Bedrängten zu capituliren und ihnen zu sagen: „Gebt Ihr uns so und so viel, so retten wir Euch, wo nicht, so lassen wir es bleiben.“ Und doch wäre es vielleicht nicht einmal im Interesse der Nothleidenden, wenn man dieß Accordiren völlig verbieten und verhindern könnte und wollte. Nur bei der Aussicht auf große Prämien macht der Mensch große Anstrengungen, und manches Schiff würde wohl in der Brandung stecken bleiben, wenn die rettenden Küstenbewohner nicht gewiß wären, daß ihre außerordentlichen Anstrengungen und Wagnisse auch außerordentlich belohnt werden könnten.

Der Prediger hatte versprochen, uns zu einem Platze in den Dünen zu führen, wo wir eine Menge alter Steinsetzungen sehen könnten. Da er lange nicht dagewesen war, so machte es ihm einige Mühe, die Stelle wiederzufinden. Doch gelang es uns endlich, nachdem wir mehre Dünenthäler durchirrt und mehre Sandhügel erklommen hatten, und wir fanden nun hier zwischen den Dünen einen mit Steinfiguren dermaßen bedeckten Fleck, daß dabei das Herz eines nordischen Alterthumforschers vor Freude hüpfen mußte.

Es war ein flaches Stück Land von etwa 300 Schritt im Durchmesser, das rund umher von Dünen umgeben war. Auf der einen Seite dieses Dünenkessels stand ein kleiner Grabhügel, der nicht wie die

Dünen aus Sand, sondern aus schwarzem Erdreich bestand und mit einer Menge von Topfscherben und Knochen bedeckt war, die wir zum Theil oben aufliegend fanden, zum Theil auch aus dem Erdreiche hervornahmen. Der Prediger erzählte uns, es hätten hier rund um den Hügel viele Töpfe voll Knochen und Asche gestanden, allein die Leute hätten einen großen Theil davon zerschlagen, manche möchten auch von selbst zerfallen sein, und einige habe er für sein kleines Museum der Inselantiquitäten conservirt.

Auf der anderen Seite des Kessels fanden sich die Rudera eines ähnlichen Hügels. Doch war das Erdreich dort viel schwärzer und fast ganz moderig und fettig, auch, wie es schien, mit Kohlenstaub vermengt. Der Pastor sagte, es wären hier keine Urnen gefunden worden, und meinte, dieß sei der Platz gewesen, wo man die Leichen verbrannt habe. Zwischen diesen beiden bezeichneten Hügeln, die etwa 200 Schritt auseinander liegen mochten, jedoch etwas näher bei dem letztgenannten, befand sich eine ganze Strecke Landes mit einer Menge von Steinkreisen besäet. Sie bestanden aus lauter kleinen Steinen, von denen die meisten nicht viel größer waren als unsere kleinen Pflastersteine.

Die Kreise, zu denen sie zusammengestellt waren, mochten etwa 15 Fuß im Durchmesser haben und waren sehr regelmäßig gebildet, auch ziemlich von gleicher Größe. Da indessen einige halb von darauf gewehtem Dünensande bedeckt, andere später in ihrer Ordnung gestört worden waren, so war es schwer, ihre Anzahl zu bestimmen.

Ich zählte 12, deren Steine noch ziemlich vollzählig waren. Unter dem Dünensande mochten noch mehre stecken. Die meisten Kreise waren an einer Stelle durchbrochen, als wenn da ein Eingang sein sollte, der auch durch zwei Reihen von Steinen bezeichnet war, nämlich so:

Das Ganze sah aus wie ein kleiner Steinirrgarten, und ich dachte mir anfangs, daß die Priester in diesen Ringen und Steingängen Processionen gehalten haben möchten; allein die kleinen Gänge oder Eingänge, wie ich sie genannt habe, können keine wirklichen Eingänge gewesen sein, denn die beiden Steinreihen liegen so dicht beisammen, daß man kaum bequem dazwischen hindurch gehen kann.

Unwillkürlich fallen einem bei diesen Steinkreisen die Cirkel ein, welche unsere Zauberer und Teufelsbeschwörer aus Schädeln und geweihten Steinen auf unseren Theatern und in unseren Gespenstersagen zurecht legen. Vielleicht hängen solche Zauberkreise mit den alten heidnischen Steinsetzungen zusammen. Vielleicht dienten sie auf irgend eine Weise bei den Beschwörungsceremonieen der Schamanen der alten Barbaren, welche einst hier wohnten.

Auf den Dankwerth'schen Karten soll in dieser

Gegend der Insel der „Schalltempel" verzeichnet stehen, bei dem ein Flüßchen, „Schallwasser" genannt, vorbeifließt. Daß dieser Name nicht aus der Luft gegriffen ist, scheint daraus hervorzugehen, daß noch heutigen Tages eine benachbarte Düne „Skal-nesdune" heißt. Sie liegt mitten zwischen den jetzt untergegangenen Dörfern Knipum und Märum.

Es ist bekannt, daß es in diesen nördlichen Ländern viele solche mit Steinen ausgesetzte Stellen giebt. Auch in einigen Gegenden Livlands, an der Düna z. B., sind ganze Felder davon wie mit Mosaik besetzt. Dort hält man sie für alte Kirchhöfe und glaubt, daß die verschiedenen Grabstätten so bezeichnet worden wären. Indeß ist es dabei sonderbar, daß zwischen den Kreisen nicht der geringste Hügel sich erhebt, der doch sonst bei jedem Grabe sich zu finden pflegt, und dessen Errichtung über den Gräbern noch jetzt in Europa allgemeiner Gebrauch ist, indem wir dabei unbewußt einer uralten heidnischen Völkersitte folgen. Und was sollten denn diese beschriebenen kleinen Anhängsel, die wir Eingänge nannten, bedeuten?

Der Grabhügel war erst in neuester Zeit seiner Urnen beraubt worden, weil, wie uns gesagt wurde, erst vor Kurzem das Ganze von einem Sturme aufgedeckt worden war. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Sturm nächstens den Dünensand wieder darüber hinführt und das Ganze unseren Augen auf lange Zeit entzieht. Doch wäre es wohl der Mühe werth, daß ein Kundiger einen genauen Plan dieses Ortes aufnähme und auch eine Ansicht von dem zwi-

schen dem Dünensande verborgenen Steinkreisekessel und von diesen Trümmern des Dankwerth'schen Schalltempels anfertigte.

Auf einer der Dünen wehte der Wind glänzende kleine Röhren vor mir her, es waren Trümmer einer Blitzröhre. Die Sandkörner waren zu einer dünnen halbdurchsichtigen glasgrünen Wand zusammengeschmolzen, und ich konnte fast meinen kleinen Finger hineinstecken. Die übrigen Theile der Röhre fand ich leider nicht. Der Blitz mag hier wohl oft solche Sandröhren bilden, und wir können sie vielleicht den eigenthümlichen Dünenproducten noch hinzufügen. Leider versäumte ich, zu fragen, was wohl die Insulaner von diesen Röhren fabeln möchten. Sie verfehlen sonst nicht, von allen Naturproducten, die der Zufall gewissen Kunstproducten ähnlich gestaltete, irgend eine Elfen- oder Feeengeschichte zu erzählen.

Im Ganzen nennen sie solche Dinge Heren- oder Feeengeräthschaften. So findet man z. B. an dem Strande dieser Inseln sehr häufig gewisse kleine hohle Steine, die hier „Trolldasker" (Herenschüsseln) heißen. Diese Steine sehen bräunlich aus und scheinen Sand zu sein, der durch Eisen zusammengefügt wurde. Ich fand mehre von ihnen so groß wie große Nüsse, die hohl waren und inwendig noch einen röthlichen Sand enthielten, um den sich der Stein wie eine feste Schale um einen losen Kern herumgelegt hatte. Die meisten findet man aber schon in zwei Theile getheilt, und dann sehen diese Halbkugeln wie kleine Schüsseln aus.

Es giebt noch mancherlei solches Hexengeräth, und auf der Insel Sylt ist ein Vorgebirge, das voll solcher Dinge ist und aus dem das Meer eine ganze Menge Geräthschaften von wunderlicher Gestalt, ähnlich unseren Schüsseln, Tellern, Flaschen, Röhren, Löffeln, herausgewaschen hat, weßhalb auch die Leute fabeln, der Berg stecke voll von fabricirenden und schmiedenden Zauberzwergen.

Die Dörfer auf Amrum haben, von außen besehen, ein ziemlich ödes und schmuckloses Ansehen. Im Inneren der Häuser stellen sich aber oft recht nette, reinliche Zimmer dar, mit allerlei Möbeln und gut im Stande gehaltenen Geräthschaften versehen. Indessen ein Sopha befindet sich auf der ganzen Insel nicht, nicht einmal der gute Prediger hatte eins.

Die Kirche der Insel interessirte mich in vielfacher Beziehung. Leider habe ich die Notizen, welche ich mir über sie machte, verloren und erinnere mich nur, daß sie voll von einer Menge gewundener und geschmückter eiserner Arme und Stangen war, deren Gebrauch ich nicht enträthseln konnte. Ich hielt sie Anfangs für Wandleuchter zum Tragen von Lichtern, der Prediger sagte mir aber, die Leute pflegten sie hier anbringen zu lassen, um ihre Hüte daran zu hängen. Die eisernen Arme waren zum Theil über eine Elle lang, sehr sorgfältig geschmiedet und im Arabeskenstyl ausgeschmückt. Auf einem eisernen Plättchen stand immer der Name des Besitzers oder Stifters des Hut-halters dabei. Die Stände, die Chorgeländer, die Kirchstühle waren überall mit diesen sonderbaren Zierathen

versehen, auf die hier die Leute offenbar sich etwas zu Gute thaten. Ein Beweis, daß die Mode, wenn sie sich einmal auf einen Gegenstand richtet, sogar auf einer entlegenen Insel das Unbedeutendste zu einem Gegenstande des Luxus machen kann.

Wollten die Amrumer ihr Leben nach dem Maßstabe dieser prachtvollen und kostbaren Kirchenhutnägel einrichten, so müßten sie sich wenigstens einen Cölner Dom bauen, in königlichen Palästen wohnen und der Länge ihrer Insel 20 Meilen zusetzen.

Es scheint, der Mensch muß immer, wenn er es im Ganzen nicht kann, wenigstens in einem Puncte ausschweifen und groß thun. Die Amrumer verschaffen sich, weil sie es auf ihrer Insel haben können, wenigstens prunkende Kirchenhutnägel und lassen das Uebrige, was noch sonst zu einem Grandseigneur gehört, einstweilen weg.

Bemerkungen über die friesische Sprache.

Man hat hier auf Amrum auch das eigenthümliche friesische Sonntagsgericht, das ich beim Westerland auf Föhr bemerkte und das dort „Oenbras“ heißt. Hier nennt man es „Oensahting,“ was etwa so viel als „Ofensatz“ bedeutet. Im Osterlande Föhrs, sagte mir mein Pastor, werde es „Pot“ (Topf) und in einer anderen Gegend Frieslands „Smuurpaan“ genannt.

Diese unsägliche Verschiedenheit der friesischen Dialekte wird mir ein stetes Wunder bleiben, das man zum Theil daraus zu erklären pflegt, daß die friesische Sprache keine Schriftsprache wurde*). Zum anderen Theile erklärt es sich mit aus dem Charakter der an dem alten Herkommen ihrer Väter und ihrer speciellen Heimath so festhaltenden Friesen. Sie ziehen sich gern in sich

*) Allein dieß erklärt nicht Alles. Denn das Lettische z. B. ist ebenfalls wenig geschrieben worden, hat keine Literatur, und doch ist die Spracheinheit in ihm bei Weitem größer. Es muß, wie in manchen Steinen, so auch in manchen Sprachen schon von Haus aus eine Neigung zum Zerbröckeln liegen.

selbst zurück und wollen selbst von ihren nächsten Nachbarn nichts Neues annehmen.

Sogar die allergewöhnlichsten Dinge, die beinahe in ganz Europa ziemlich gleich lauten, nennen die Friesen der verschiedenen Inseln und Köge ganz verschieden. So heißt z. B. der Vater auf Amrum „Aatj,“ auf den Halligen „Baba“ oder „Baabe,“ auf Sylt „Foder“ oder „Vaar“, in manchen Kögen des festen Landes „Täte,“ im östlichen Theile von Föhr „Oti“ oder auch „Ahitj.“ Obgleich alle diese Leutchen nur ein paar Meilen von einander wohnen, so ist hierin doch mehr Unterschied, als in „père, pater, padre, Vater und father“ bei den Franzosen, Lateinern, Italienern, Deutschen und Engländern, die Hunderte von Meilen auseinander wohnen. So begrüßen die Sylter den Eintretenden mit den Worten: „Sat op to stoal, ihtj en styk os en koak!“ (setzt euch an den Tisch und eßt ein Butterbrod mit uns); die Föhringer dagegen sprechen zu ihm: „Sat op to boossel, ihtj en bölterschüff me üs,“ was ganz dasselbe bedeutet.

Ein Tisch heißt auf Föhr: „Boossel,“ auf Amrum „Boassel,“ auf Sylt „Stoal“, auf den Halligen „Tafel,“ in einigen Kögen des Festlandes „Skeew.“ Diese Worte sind so verschieden von einander wie Feuer und Wasser und scheinen keine Dialekte, sondern Grundverschiedenheiten der Sprache anzudeuten.

Forscht man näher nach, so findet man darin nicht bloß uralte deutsche oder germanische, sondern, man könnte sagen, allgemein europäische Wurzelworte, in die

sich die verschiedenen Friesen unter einander getheilt zu haben scheinen.

In der Windingharde, einem nördlichen friesischen Districte, begrüßt man sich mit den Worten „goi di,“ (guten Tag), was in anderen friesischen Dialekten „gut dai“ heißt.

Ein friesischer Schullehrer schrieb mir die Redensart: Habt ihr kein Vieh zu verkaufen, Peter? in dem Dialekte seiner Leute auf, wie folgt:

„Hee em naan ferki to kup, Pedder?“

Ein anderer Schullehrer aus einer anderen Gegend sagte, in seinem Kooge schreibe und spreche man dasselbe so:

„Haa i nün föärkin tö koop, Pedder?“

Es war also kein Wort dem anderen gleich.

Wie verschieden die Dialekte sogar auf einer und derselben Insel sind, mag man noch daraus schließen, daß auf Sylt in einem Dorfe „küssen“ „toike“ heißt, in dem anderen dagegen „talje,“ daß in dem einen der Seehund „Rob“, in dem anderen „Sallig“ genannt wird.

Selbst die Namen ihrer Landschaften und Inseln lauten in ihren verschiedenen Dialekten sehr verschieden, so z. B. heißt diejenige Insel, welche sonst bei den Hochdeutsch sprechenden Friesen Sylt genannt wird, bei den Syltern selbst „Söl,“ bei den Friesen auf Föhr „Sol“ und auf Amrum „Sal.“

Ja sogar über ihre eigenen Nationalnamen sind sie unter sich noch weniger einig als die Deutschen oder Teutschen. So nennen die Amrumer die Friesen „Früsk“

(kurz) und in den südlichen Festlandkögen heißen sie „Freeske“ (lang); in anderen Theilen Frieslands aber wechseln nicht nur die Vocale, sondern auch die Consonanten, und das Wort lautet „Fraasche,“ so daß dann an dem ganzen Namen „Friesen“ nichts Bleibendes mehr ist, als die beiden Anfangsbuchstaben. Wir Deutschen haben wieder eine Variation darauf gemacht, die in ganz Friesland sonst nicht vorkommt, indem wir das Volk „Friesen“ nennen. Richtiger würde man sie wohl „Fresken“ heißen. Bemerkenswerth ist es, daß die alten Griechen, welche bereits von den Friesen Notiz genommen haben, dieß Volk mit einem Namen bezeichneten, der etwas mehr friesisch lautet als der deutsche Name. Sie nannten sie „οἱ Φρησοι“ (die Fräsen).

Die mannichfaltige Modulirung der Vocale in den verschiedenen friesischen Dialekten ist ganz erstaunlich, und obgleich diese Modulirung dem Ohre eines Fremden oft kaum faßbar ist, so unterscheiden sie doch die Friesen sehr genau. Wenn man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, so kann man wohl sagen, daß es vielleicht in ganz Europa keine Sprache giebt, die auf so kleinem Gebiete so stark von einander verschiedene Dialekte hat, wie die friesische, so wie es vielleicht umgekehrt keine Sprache in der Welt giebt, die auf so ungeheuerem Gebiete eine solche Gleichförmigkeit der Dialekte, eine so außerordentliche Einheit der ganzen Sprache zeigt, wie die russische.

Man würde nur dann einen ordentlichen Begriff von dem Grade der Dialektverschiedenheit im Friesischen erhalten, wenn man den ganzen Bau und alle Eigen-

thümlichkeiten jedes Dialekts mit einander vergliche. Zur Zeit kann dieß aber noch kein Mensch, weil das Material dazu noch gar nicht gesammelt ist.

Ich will daher, um meinen Lesern den Grad jener Verschiedenheit noch näher anzudeuten, einige praktische Erfahrungen, die ich darüber machte, mittheilen. Einem nicht ungebildeten Friesen von Föhr, der sonst Deutsch las und Föhringisch-Friesisch gut verstand, legte ich ein Buch vor, das in der friesischen Sprache von Sylt geschrieben war. Er konnte es aber nicht geläufig lesen; einige Worte und ganze Phrasen verstand er, dann kamen aber ihm unbekannte Worte und wunderlich aussehende Stellen. Er stockte, sah sich die Augen blind, klappte endlich ungeduldig das Buch zu und rief aus: „ich verstehe gar nichts von dem Zeuge."

Ein Prediger sagte mir, er habe einmal in einem friesischen Inseldialekt einen Friesen aus den nördlichen Festlandmarschen angeredet, und derselbe habe ihm geantwortet: „Ik ken den Frasch ei ferstian" (ich kann dein Friesisch nicht verstehen).

Ich kannte auf Föhr einen anderen Friesen, den ich zuweilen über dieß und jenes bezüglich der friesischen Dialekte befragte. Betraf es seinen Inseldialekt, so wußte er es, betraf es aber das Friesische vom festen Wall, so sagte er: „Fragen Sie darüber meine Frau, die ist vom festen Wall her, ich verstehe diesen „Dessang" (er wollte sagen Accent) nicht; meine Frau hat ihn freilich auch schon zum Theil vergessen, aber wenn Einer von ihren festewalling'schen Bekannten herüber kommt, dann kommt

es ihr wieder, dann plappern sie festewallingsch zusammen, und ich verstehe gar nichts davon."

„Meine Tochter," sagte mir ein Kaufmann in einem Dorfe Föhrs, „ist gewandt. Sie versteht alle Dialekte unserer Insel, wyksch, niblumsch, osterländisch und westerländisch, und kennt alle Ausdrücke der Leute viel besser als ich; ich spreche eigentlich bloß wyksch." Um noch weiter zu bezeichnen, wie verschieden diese Dialekte sind, will ich noch anführen, daß mir ein Föhringer sagte, daß eigentlich kein Wyker die föhringer Sprache je ganz rein lerne. Und doch sind die Bewohner Wyks Friesen, die schon seit mehr als ein paar Jahrhunderten auf dieser friesischen Insel wohnen.

Zu der Verschiedenheit der Worte selbst kommt noch die große Verschiedenheit der Aussprache; so giebt es eine vierfache Aussprache des Lautes „ö" in dem Worte, das Uhr bedeutet. Ein friesisches Ohr unterscheidet diese verschiedenen Laute sehr scharf, aber einem nichtfriesischen Munde wird die Nachahmung schwer. Ungefähr lautet die eine Aussprache wie „cloak," die andere wie „clock," die dritte wie „clook," die vierte wie „clohk."

Die Amrumer behaupten, daß, so wie ihre Insel England näher liege, auch ihre Sprache dem Englischen verwandter sei als die der anderen Nordfriesen. Da diese entlegenen Inseln vielleicht am wenigsten den Einfluß des Dänischen und Deutschen erfuhren, so mag es wohl sein, daß sie auch die ältesten friesischen Formen, so wie sie nach England hinübergingen, bewahrt haben. „Wir haben noch das reine englische „th,"

sagte mir ein Amrumer, und ich könnte eine Menge amrum'scher Redensarten zusammensetzen, die im Englischen ganz eben so klingen. So z. B. fragen die Engländer: „How many miles?“ und die Amrumer: „Hu mani mile?“ Die Amrumer haben viel alte Worte, die in anderen friesischen Dialekten verloren gegangen sind, ganz so wie die Engländer, z. B. „want“ (nöthig haben). So heißt es auf Englisch „I want wool,“ auf Amrumisch „Ik want uhl“ (ich habe Wolle nöthig), auf Englisch „some,“ auf Amrumisch „sommen“ (einige). Sehr viele irreguläre Zeitwörter werden im Amrum'schen (allerdings auch überhaupt im Friesischen) ganz eben so umgewandelt wie im Englischen, z. B.:

englisch: think, thought,
friesisch: theenk, thoagt,
englisch: bring, brought,
friesisch: bring, broaght.

Ich will hier nur einmal diejenigen friesisch-englischen Worte aufschreiben, die mir auf meinen Wanderungen vorkamen. Es sind dieß folgende: gefs gues (rathen, vermuthen), Bradgum, Bridegoom (Bräutigam), Brikken, bridges (Hosen), büd, but (aber, nur), Fohmen, woman (Mädchen), Hohl, hole (Loch), hier, heer (hören), ihtj, eat (essen), kaaste, cast (werfen), knif, kniwe (Messer), kai, kee (Schlüssel), zwit, sweet (süß). Wahrscheinlich ist aus diesen Ländern auch die Gewohnheit der Engländer hervorgegangen, auf eine Frage mit „only“ (nur) „nein“ statt „ja“ zu antworten. Sehr häufig, nicht immer jedoch, beantworten die Friesen

eben so wie die Engländer eine Frage, wie z. B. folgende: „Haben sie nur 10 Schafe?" mit „nein," wo wir „ja" sagen würden. Löst man sich das „nur" mit „nicht mehr, als" auf, so paßt dieß „nein" ebenfalls sehr gut.

Uebrigens ist die Aehnlichkeit der englischen und friesischen Sprache im Allgemeinen den Leuten auch im Privatleben schon längst aufgefallen, und sie haben sogar ein Sprüchwort darauf gemacht, welches in Holland, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ziemlich allgemein bekannt ist. Es lautet:

„Good bread an good cheese, is good Englisch an good Freese" (gutes Brod und guter Käse, ist gut Englisch und gut Friesisch)*).

Ein friesischer Schriftsteller versichert daher auch, daß die friesische Sprache im Allgemeinen sich viel leichter ins Englische als ins Deutsche übertragen lasse. Er sagt: „Es ist im Friesischen wie im Englischen ein sehr tiefes, ein sehr ernstes, ein sehr poetisches Element, und es eignet sich dasselbe, wie das Englische, wegen seines Begriffreichthums besser als das Deutsche zur Poesie. Die friesische Sprache ist reich an einsylbigen Wörtern (das ist wahr, denn wenn ich in meinen friesischen Sylter Peterstag sehe, so finde ich manchmal ganze Reihen einsylbiger Worte darin) und in ihrer Begriffsbezeichnung

---

*) Wiarda schreibt dieses Sprüchwort so:
Buwter, Breat, in griene tzies
Is guth Inglisch, in guth Friesch.

ungewöhnlich scharf und treffend. Das „g" sprechen die Friesen gewöhnlich so hart wie die Engländer aus, ferner haben sie auch den Laut „w," das englische dobble ju. Ich habe 1030 Wurzelwörter aus dem englischen Sprachkörper herausgehoben, die ächt friesisch sind."

Ich will hier die charakteristischen, obwohl zuweilen etwas zu patriotischen Aeußerungen eines Friesen über das Verhältniß der hochdeutschen Sprache zur friesischen anführen. „Die friesische Sprache," sagt er, „ist die wahre Familiensprache, wie die ungekünstelte Wahrheit sie spricht, die deutsche ist die Umgangssprache, wie der Herr des Hotels sie zu seinen Gästen redet, um fein und lieblich zu ihnen zu sprechen. Die friesische Sprache ist die des Familienvaters, welcher sein eigener Herr im Hause ist, die deutsche Sprache ist sehr langstielig, wie die ganze Geschichte des Volks und alle seine politischen Vorgänge von jeher. Die Friesen können hundert und tausend Mal etwas durch ein Wort ausdrücken, wozu die Deutschen langweilige Umschreibungen bedürfen, und solche Wortmenge ist Sprechwuth. Der Reichthum einer Sprache besteht in etwas Anderem als in der Fülle von Wörtern zu philosophischen Ausdrücken und von Zuthaten der Mode und des geknechteten und hochverfeinerten Lebens."

Bei diesen Aeußerungen fällt mir eine Menge ganz ähnlich klingender Aeußerungen anderer deutscher Provinzialschriftsteller bei, die über die Vernichtung ihrer Provinzialsprache durch die herzlose deutsche Schriftsprache klagen, wie jener Friese, und die alle in

gewisser Beziehung Recht haben, zugleich aber sämmtlich außer Augen lassen, daß sie ihrer eigenen Muttersprache die Vorzüge, die sie noch mit vielen anderen Volkssprachen theilt, ausschließlich zuschreiben. Die Rechte ihrer Sprache verfechtend, werden sie ungerecht gegen andere Sprachen.

Wenn man nun die verschiedenen, hier im Schleswigschen noch heut zu Tage blühenden friesischen Dialekte so zu sagen mit Händen gegriffen hat, wenn einem Monate lang die friesischen Phrasen und Worte in den Ohren geklungen haben, und wenn man sich dann in den Werken vieler Gelehrten umsieht, die über dieses Volk geschrieben haben, so kann man sich nicht genug wundern, wie groß noch im Allgemeinen die Unwissenheit in Bezug auf die Existenz dieser interessanten Sprache in Dänemark ist, und wie unwissend namentlich auch die Sprachforscher, welche über einen friesischen Sprachrest, den sie in ihrem eigenen Lande vor Augen hatten, so viel geschrieben haben, in Bezug auf diejenigen Reste sind, die sich davon in anderen Ländern befinden. Die Holländer, die Ostfriesen, die Oldenburger, die Bremer, die hannöver'schen, die holsteinischen, schleswigschen und dänischen Sprachforscher wären diejenigen, welche hauptsächlich zur Forschung über die friesische Sprache berufen wären. Allein wenn man die älteren Schriftsteller nachsieht, so reden sie meistens nur von einem sogenannten „Bauernfriesisch" oder von „wunderlichen alten friesischen Ausdrücken," die an ihrem Strande oder in einem gewissen Bezirke gång und gäbe seien, ohne sich eine weitere Aussicht

zu verschaffen, und ohne die Sache einer behutsameren und vorsichtigen Untersuchung zu würdigen.

Gewöhnlich schreibt der Eine, ohne vom Anderen irgend etwas zu wissen. Die nordfriesischen Schriftsteller der cimbrischen Halbinsel haben meistens ignorirt, was die Holländer so reichlich über die westlichen Friesen geschrieben haben, und umgekehrt ignoriren die holländischen Schriftsteller meistens völlig ihre Brüder jenseits der Elbe.

„Jenseits der Elbe und Weser ist die friesische Sprache am ersten erloschen, indessen ist sie noch zu den Zeiten des Saxo Grammaticus, wiewohl damals schon vermuthlich verfälscht, bekannt gewesen." Dieß sagt Wiarda, einer der berühmtesten Schriftsteller Ostfrieslands, in seiner Geschichte der altfriesischen Sprache (S. 31), und doch hätte jeder amrumer oder föhringer Schiffer diese Aeußerung des Gelehrten bedeutend berichtigen können.

Ich fand zu meiner großen Verwunderung in den händereichen, sonst trefflichen Werken Wiarda's keine Spur davon, daß er auch nur eine einigermaßen richtige Vorstellung von dem Zustande Nordfrieslands gehabt hätte.

Selbst die Aeußerungen einiger neueren Schriftsteller sind so auffallend falsch, daß man seinen Augen kaum traut. So sagt Rask in seiner altfriesischen Sprachlehre, wo er alle die Gegenden aufzählt, in denen noch friesisch gesprochen wird (S. 16): „Das Nordfriesische wird auf den schleswigschen Inseln und auf Helgoland gesprochen." Und was werden wohl alle

die Marsch- und Geestfriesen, die noch viel zahlreicher sind als die Inselfriesen, dazu sagen, daß der Verfasser sie ganz vergessen hat?

Wie wenig die verschiedenen Ländertheile, in denen noch friesische Sprachreste sich befinden, überhaupt mit einander in literarische Verbindung getreten sind, mag noch folgender Umstand beweisen. Es giebt nicht weit von Emden ein kleines eigenthümliches friesisches Ländchen, das sogenannte Saterland, das von Morästen umgeben, von Canälen und Sümpfen durchzogen ist und in dem sich ein eigenthümliches friesisches Völkchen erhalten hat. Vor etwa 50 Jahren reiste in dieses Ländchen ein Pastor, Namens Hoche, der einige zwar schätzenswerthe, aber sehr weitschweifige und doch im Ganzen nur dürftige Nachrichten darüber in Bremen publicirte. Längst hätten wieder friesische Gelehrte ins Saterland reisen müssen, um die Sache genauer zu untersuchen, um die allmälige Umwandlung dieses originellen Völkchens zu verfolgen und es in seinen verschiedenen Phasen zu schildern, aber so dürftig sind unsere Nachrichten, daß über das Saterländische jene Reise des Pastors Hoche noch immer citirt wird. Er ist für das größere literarische Publicum die vornehmste Quelle über das Saterland geworden. Es mag andere und bessere Schriftsteller darüber geben, aber sie sind nicht so allgemein bekannt geworden. Ein englischer Sprachforscher, der vor 10 Jahren im Saterlande war, sagte mir, die Leute seien dort noch jetzt viel friesischer, als man im Allgemeinen glaube.

Ueber das Sater- oder Sagelterland drückte Wiarda schon 1784 sich so aus, als wenn dort gar nicht mehr Friesisch gesprochen worden wäre. „In jenem Lande,“ sagt er, „ist die alte friesische Sprache noch in diesem Jahrhundert geredet worden,“ und doch wird sie daselbst noch 1845 gesprochen. Im Ganzen kann man wohl behaupten, daß wir Alle geneigt sind, viel zu leicht an den schnellen Untergang einer Sprache zu glauben, und daß die Sprachen im Untergehen weit langsamer sind als die Phantasie und die Prophezeihungen der Autoren.

Ich habe nirgends eine einigermaßen vollständige Uebersicht des jetzigen geographischen Verbreitungsgebiets der friesischen Sprache und der verschiedenen Grade, Schattirungen und Abstufungen der Reinheit oder der Vermischtheit, mit der sie gesprochen wird, finden können. Auch ich bin natürlich nichts weniger als im Stande, eine solche zu geben, allein einige Nachrichten, die ich einzog, mögen für die, welche noch weniger als ich hierüber erfuhren, nicht ohne Interesse sein.

In der holländischen Provinz Westfriesland giebt es in der Gegend von Leuwarden einen kleinen District, in dem das alte Friesische noch gesprochen wird. Ich glaube auch nicht, daß die friesische Sprache auf den holländischen Inseln Texel, Vlieland, Ameland, Borkum rc. völlig ausgestorben ist. Ein gebildeter Capitain von den schleswigschen Halligen, der einmal auf Ameland gelandet war, sagte mir, die Leute dort hätten mit ihm und seiner Mannschaft holländisch gesprochen, aber, sobald sie sich unter einander unterhalten, eine andere Sprache geredet, von

der ſie geglaubt, daß er ſie nicht verſtehe. Er hätte ſie aber ſehr wohl verſtanden, denn es wäre ſeine eigene frieſiſche Sprache geweſen, die ſie geſprochen. In Oſtfriesland hat zwar die plattdeutſche Sprache das Frieſiſche in eben dem Grade verdrängt, wie es die holländiſche in den Niederlanden gethan hat, aber es giebt dort noch das Saterländiſche und vielleicht eben ſo viel frieſiſche Worte in dem dortigen Plattdeutſch, als die Bremer und andere Plattdeutſche niederſächſiſche Worte in ihr Hochdeutſch hineingetragen haben. Von der an der oldenburgiſchen Küſte liegenden Inſel Wangeroog bemerkt Wiarda, daß die Bewohner derſelben noch ein ganzes Jahrhundert das alte Frieſiſche rein geſprochen hätten. Ich habe von den an der Küſte von Oſtfriesland und Oldenburg liegenden Inſeln oft ſagen hören, daß dort die Leute einen wunderlichen Jargon redeten, der kein ächtes Plattdeutſch ſei. Sollte dieſes unächte Plattdeutſch nicht vielleicht zum Theil ächtes Frieſiſch ſein? Es wird ſo Vieles in der Welt für einen Jargon ausgegeben, was eine eigene Sprache iſt.

Im Bremiſchen, im Lande Wurſten, iſt noch lange frieſiſch geſprochen worden. Ein hannöverſcher Beamter ſagte mir, daß in allen den kleinen ehemals frieſiſchen Marſch- und Küſtenländchen im Hannöveriſchen wiſchen der Elbe und der Weſer in dem Munde des gemeinen Mannes ſich noch eine Menge frieſiſcher, dem Plattdeutſchen beigemiſchter Worte finden.

Daß dieß im Lande Dithmarſchen ſtattfindet, und in welchem Grade es der Fall, iſt in einem frei-

lich sehr dürftigen Aufsatze in Falk's schleswig-holsteinischem Magazine nachgewiesen.

Die Insulaner an der Mündung der Elbe, die Helgoländer, reden rein friesisch.

Die Bewohner Eiderstedts, eines Ländchens, welches zunächst im Norden von Dithmarschen folgt, haben auch noch einige friesische Brocken und Reste in ihrer niedersächsischen Sprache. Dann kommt unser 25 Stunden langer ganz friesischer Küsten- und Inselstrich.

Wie in Holland sich das noch bestehende Friesische mit dem Holländischen und in Niedersachsen mit dem Plattdeutschen vermischt hat, so ist auch im Schleswig-Friesischen der Einfluß des Dänischen nicht zu verkennen, doch wird es am reinsten auf den Inseln gesprochen.

Daß hier im Norden das Friesische sich so lange Zeit in einer weit größeren und compacteren Masse erhalten hat, mag sich zum Theil wohl mit daraus erklären, daß hier ein großes, höchst merkwürdiges Sprachgränzgebiet ist. Die dänische, die niedersächsische und die hochdeutsche Sprache streiten sich hier seit uralten Zeiten um die Herrschaft, und wenn die Größeren um die Herrschaft kämpfen, so wird es gewiß den Kleineren leichter, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. In den Gränzgebieten zweier großen Sprachen kann man immer kleine Sprachen sich erhalten sehen. So erhielt sich das Baskische an der Gränze zwischen Frankreich und Spanien, so erhält sich das Wallonische in Belgien, dem Gränzlande zwischen der französischen und deutschen Sprache. So giebt es in den Alpen zwischen

4*

Deutschland und Italien Ueberreste des Romanischen. Die cimbrische Halbinsel verengt sich da, wo sie sich an Deutschland anschließt, gewissermaßen zu einem engen Flaschenhalse, wo die Fortschritte der Sprache stockten, und das alte Friesische blieb in diesem engen Halse stecken. An der Südküste der Nordsee dagegen wurde das Küstenfriesische von dem übermächtig eindringenden Deutschen überwältigt.

In jener von uns eben beregten Zerstückelung und Verbindungslosigkeit der friesischen Literaten und friesischen Literatur spiegelt sich wieder der Zustand des ganzen Landes ab. Wie dieses von den Fluthen zerstückelt und zerbröckelt und in eine Menge von Inseln und Halbinseln zersprengt ist, so ist auch das Volk, von mächtigeren Völkern überfluthet, von jeher in eine Menge kleiner Seeländer und Republiken ohne politische Einigung zerbröckelt gewesen, und so ist auch die friesische Literatur, insoweit man von einer solchen reden kann, ohne inneren Zusammenhang und ohne Verbindung, und es sitzt bald auf dieser, bald auf jener Insel, bald in dieser, bald in jener Marsch ein friesischer Gelehrter und meditirt über die Ruinen und Reste dieses Volks und bringt es doch nicht weit mit seinen Studien, weil es ihm an Ueberblick mangelt.

Als eine kleine Besonderheit der friesischen Sprache will ich noch anführen, daß sie durchgängig mit lateinischen Lettern geschrieben wird, während doch rund um die Friesen herum alle germanischen Sprachen mit sogenanten deutschen Lettern geschrieben werden, sowohl das Dänische, als auch das Hoch- und Plattdeutsche. Wenigstens

habe ich alles das Friesische, welches ich irgendwo gedruckt gesehen habe, mit solchen Lettern gefunden. Die friesische Sprache ist wohl innerhalb Deutschlands die einzige, die dieß thut. Vermuthlich sind die Friesen in dieser Beziehung von Holland ausgehenden Impulsen gefolgt.

Der Prediger auf unserer Insel beschäftigte sich eifrig mit Sprachstudien und hatte, um endlich alles nordfriesische Sprachmaterial zusammenzubringen, den Plan gefaßt, eine friesische Polyglotte anzulegen. Er wollte nämlich alle ihm bekannten Worte des amrumer Dialekts niederschreiben und dann dieß Verzeichniß in mehren Exemplaren in anderen friesischen Gegenden herumschicken und seine dortigen Freunde veranlassen, die Ausdrücke des bei ihnen herrschenden Dialekts beizufügen, — gewiß ein höchst verdienstliches, aber auch sehr schwieriges Unternehmen, wobei es sicherlich vieler feiner Hände, kundiger Köpfe und scharfer Ohren bedarf.

Wie schwer die Sache sei, alle Ausdrücke zusammenzubringen, zeigte uns unser Pastor sehr deutlich. Er sagte, er entdecke noch täglich im Gespräche mit seinen Amrumern Worte, die ihm nicht bekannt seien, es gehe ihm wie einem Insectenhascher auf den Wiesen. Es gebe Worte, die nur selten erschienen, und passe man da nicht auf, fange man sie nicht gleich ein und fixire sie durch die Schrift, so flögen sie wie Schmetterlinge davon und kämen so bald nicht wieder.

Ich hörte hier noch eine Hypothese über die Endsylbe „um,“ die, wie ich oben erwähnte, stattfindet bei den meisten frie-

sischen Dorfnamen aufstellen. Mein Pastor sagte nämlich, es gebe eine friesische Silbe „am,“ die eine Collectivendung sei und andeute, daß eine Menge von Dingen in einen Begriff oder in eine Vorstellung zusammengenommen werden solle; „Dün“ z. B. heiße die Düne, „Dünam“ aber eine Menge von Dünen, wie „Gebirge“ eine Menge von „Bergen.“ Jenes „um“ der Dörfer könne wohl ein verdorbenes „am“ sein und auf die Masse von Menschen und Häusern hindeuten, die in einem Dorfe zusammengefaßt seien. Bei dem Namen seiner Insel, den man allgemein Amrum schreibe, der aber eigentlich Amram laute, zeige sich, daß das „am“ oft in „um“ abgeändert worden sei.

Naturforscher schenken sich wohl unter einander Conchylien, seltene Schmetterlinge und dergleichen. Sprachforscher können sich nichts Schöneres schenken als Worte, und so schenkte mir denn mein amrumer Freund zum Andenken an seine einsame Insel das Beßte, was er mir geben konnte, eine Reihe von Sprüchwörtern, die unter den amrumer Fischern, Schlickläufern, Schiffern, Strand- und Sandvögten gangbar sind, und eine Reihe kleiner Sprachcuriositäten. Ich will einige von ihnen hierhersetzen, mögen sie zugleich dem deutschen Leser einen Begriff vom Laute dieser Sprache geben.

„Wan't naan as um gud Lidj, wuurd Tadern to fadern beden“ (wenn's knapp steht mit guten Leuten, so werden wohl Tataren [Zigeuner] zu Gevattern gebeten).

„Hi hält bi a Ploak un lät a Meareg fäar“

(er hält beim Pflock fest und läßt die Blutwurst fahren). Die Friesen gebrauchen dieses Sprüchwort dann, wenn Jemand an einer kleinen Sache ängstlich festhält und sich dabei einen großen Vortheil entgehen läßt.

„An withen hingst skal föl Streilang haa“ (ein weißer Hengst muß viel Streu haben) sagen sie von einer verwöhnten Frau, die viel Nadelgeld bedarf.

„Jarag Hünjer luup altidj me rewlag Skan“ (böse Hunde laufen allezeit mit zerrissener Haut), heißt es, wenn man einem Rauf- oder Trunkenbolde mit blauem Auge begegnet.

„Hi träpt ap uun a Püssel an falt deel uun Bussam“ (er steigt auf im Saale und fällt herunter im Stall), spotten sie, wenn ein Amrumer seine Bergegelder in Großthun vergeudet und dann in Armuth geräth.

„Det skal haal kaaste, sa'd a Sparrag daa skul hi Guusei warp“ (das wird aber ein Loch werden, sagte der Sperling, als er ein Gänseei legen wollte).

„Diar nun a kual spütjet mut't sallem idj“ (wer in den Kohl speit, muß ihn selbst essen).

Die uns mitgetheilten kleinen anderen Curiositäten bestanden in ein paar Phrasen, die der Prediger zusammengesetzt hatte, und bei denen das Sonderbare das war, daß eine und dieselbe Lautzusammensetzung eine fünffache Bedeutung bekam, z. B.: „Man, man, man ha't jil man man,“ (aber mein Mann hat des Geldes nur wenig). Man bedeutet nämlich „aber“ und „mein“ und „Mann“ und „nur“ und „wenig;“ „an an an“ heißt „und eine Ente.“ Hätten „an“ und „man“ noch einige Tausend

Bedeutungen, so wäre nichts leichter in der Welt zu lernen als die friesische Sprache, aber auch allerdings nichts schwerer zu verstehen.

Hier will ich auch eines friesischen Wortes Erwähnung thun, das mir, seitdem ich es zum ersten Mal hörte, wohl schon einige hundert Mal durch den Kopf gegangen ist. Es ist dieß der friesische Ausdruck für „Spiegel,“ der bei den Friesen „Schemsteen“ oder „Schimstihn“ heißt. Dieses Wort sieht dem deutschen, das mit ihm gleiche Bedeutung hat, so unähnlich, wie eine arabische oder indische Benennung dieses Gegenstandes. Uebrigens ist es doch bei genauerer Betrachtung deutsch und zwar eine Zusammensetzung aus „Schemen“ (Schatten) und „Steen“ (Stein). Es enthält also eine gute Definition des Wortes „Spiegel“ als eines Glases oder Steines, der den Schattenriß zeigt.

Hätten die Friesen in dieser Weise fortgefahren, alle ihre Mobilien und Geräthschaften umzutaufen, so würden sie wohl statt Stühle „Sitzhölzer,“ statt Hämmer „Haublöcke,“ statt Pfeifen „Rauchröhren,“ statt Tassen „Theetrinknäpfe,“ statt Stiefeln „Fußkleider,“ statt Matratzen „Schlafpolster“ sagen und hätten jedenfalls eine hübsche Sprache, in der jedes Wort, so zu sagen, seine Definition im Munde führte.

Es liegt, wie mir es scheint, etwas Eigenes, ich will nicht sagen Wohlklingendes, aber doch eigen Hochtönendes, Kräftiges und Energisches in dieser friesischen Sprache. Es kommt mir vor, als hörte man das ehrwürdige Alter der Sprache heraus. Sie hat weit

mehr scharfe Endungen der Worte als die plattdeutsche, die oft in stummen Sylben verschwebt. Sie erinnert durch ihre vielen vollen Vocale an das alte Gothische und an manche oberdeutsche Gebirgsdialekte und verhält sich in mancher Beziehung zum Plattdeutschen, wie zum Dänischen das Schwedische, das auch vollkommener und mächtiger ist. Das Friesische scheint mir etwas viel Würdevolleres als das Plattdeutsche zu haben und ist dabei auch bündiger. Man lese nur folgende friesische Phrase:

„Dir iz nin klirk so krol, az klirrkamstirkrol here, di klirk aller klirken iz hia to krol" (es ist kein Geistlicher so stolz wie der Clericus von Claro Campo, dieser Geistliche ist stolzer als alle anderen Geistlichen).

Dieß ist eins von den Schibolethen, welche in alten Zeiten die das Fremde hassenden Friesen den Ausländern, die sich bei ihnen aufhielten, auszusprechen aufgaben, um sie daran zu erkennen und hinterdrein über die Gränze zu schaffen oder auch wohl über die Klinge springen zu lassen*). Ich führe dieses Schiboleth an, weil es auch mir mehre Male in Friesland zum Nachsprechen aufgegeben wurde, freilich nicht in so böser Absicht, sondern nur um mich als Fremden etwas zu necken und meine Zungengeläufigkeit zu üben.

---

*) Wiarda spricht nur von einem Falle, wo jene Phrase angewandt worden sei, aber andere friesische Schriftsteller führen sie auch bei anderen Fällen an.

Es ist übrigens merkwürdig, daß sich solche Schiboletha bei vielen Völkern finden, und daß diese, wenn es darauf ankam, Fremde zu erkennen, immer zu der Sprache als dem beßten Probirstein griffen, vermuthlich weil sie die Bemerkung, die sich dem Reisenden noch täglich aufdringt, gemacht hatten, daß, wenn die Ausländer auch sonst alles Einheimische angenommen haben, doch noch Zunge, Lippen, Gaumen und Zähne sie zu verrathen im Stande sind.

Ich las die besagte Phrase, wie erwähnt, in mehren Büchern über Ostfriesland, und ich hörte sie wieder eben so in einem entfernten Winkel von Nordfriesland. Es ist merkwürdig, wie solche Dinge so lange unter den Völkern herumspuken.

Man hat häufig die Bemerkung gemacht, daß die friesische Sprache wegen ihrer vielen harten Gaumen- und Zischlaute, wegen ihrer vielen einsylbigen Worte und der vielen Endsylben, die sich nicht in stummen Lauten verlieren, sondern meistens scharf absetzen, mit dem schweizerischen Deutsch viel Aehnlichkeit habe, und dieß ist in der That eine Bemerkung, die sich auch dem Fremden sogleich aufdringt. Sie muß, wenn es seine Richtigkeit damit hat, für diejenigen, welche in den Tönen und in der Physiognomie einer Gebirgssprache, wo man die Felsen und schroffen Schlünde und Bergspitzen wieder erkennt, recht niederschlagend sein. Man sollte bei den Friesen, die, ihre Dünen ausgenommen, das flachste Land bewohnen, das sich denken läßt, die biegsamste, geschmeidigste und flachste Sprache von der

Welt vermuthen. Sie leben eigentlich mehr auf und in dem Wasser als auf dem Festlande, und man sollte daher denken, daß, wie ihr Land unter der Welle gleichsam zerschmilzt, so auch die Laute in ihrem Munde zerschmelzen müßten.

Man hat sogar einen der schweizerischen Gebirgsdialekte zum Theil aus dem Friesischen ableiten wollen. Man erzählt nämlich, daß die heutigen Bewohner des Haslithales Nachkommen von 1200 Friesen und 6000 Schweden seien, die im 5ten Jahrhundert wegen einer Hungersnoth ihr Land verlassen hätten und in die Alpen ausgewandert wären. Diese Sage soll noch in einem schweizerischen Volksliede von 77 Versen leben. Der Dialekt des Haslithales soll häufig an diese Sprache erinnern.

Ich weiß nicht, auf welcher Autorität diese Nachricht beruht. Wäre etwas Wahres daran, so hätten wir hier wieder einen kleinen Cimbern- und Teutonenzug, der sich mit dem großen, welchen Marius bekämpfte, in eine interessante Parallele stellen ließe.

Uebrigens wurde ich auch noch in mancher anderen Beziehung auf diesen flachen friesischen Inseln an die Alpen und ihre Bewohner erinnert.

Man könnte das ganze Friesland füglich mit einem auf dem Boden liegenden Gebirge vergleichen. Die Städte Husum, Tondern &c. lägen dann am Fuße dieses Gebirges, die Marschen wären die schönen Thäler und Anlande desselben und die äußersten Düneninseln Amrum, Sylt &c. seine höchsten Gipfel.

Wenn ich diese armen Insulaner und ihr Treiben ansah, so fielen mir unwillkürlich die armen steierischen Alpenbewohner und ihr Treiben bei. Bei den Seehundsjägern dachte ich an die Gemsjäger, bei den Schlickläufern und ihren mit Sträuchern bezeichneten Schlammwegen an die Alpen- und Gletscherbesteiger und ihre mit Sträuchern bezeichneten Schneewege. Sah ich diese von Weibern, Schäferinnen und Meierinnen bevölkerten Inseln, deren Männer im Seedienst leben, so fielen mir dabei die von Sennerinnen bewohnten Gebirge in Steiermark bei, deren Geliebte in österreichischem Militairdienste stehen. Es giebt eine Art von Dünenrosen, sowie es Alpenrosen giebt.

Auch die Art und Weise, die simple Naivetät, mit der diese Insulaner ihren König begrüßten, erinnerte mich an die Hochschotten und Steiermärker, von deren Denk- und Ausdrucksweise bei Besuchen, die ihnen von ihrer Königin und ihrem Kaiser zu Theil wurden, ich ähnliche Proben gesehen hatte.

Der König von Dänemark pflegt nämlich, wenn er im Seebade auf Föhr lebt, zu Zeiten kleine Dampfschifffahrten nach den benachbarten Inseln zu machen. Da kommen ihm denn die Insulaner entgegen und überreichen ihm Gedichte. Bei einer solchen Gelegenheit erhielt er auf Amrum ein Gedicht, das die simple Naivetät dieser Insulaner, auf die ich eben anspielte, recht charakteristisch zeigt. Ich will seinen Inhalt hier mittheilen, weil manches Interessante darin vorkommt.

Sie sangen das Lied, oder wollten es wenigstens

singen, nach der Melodie: „Hier sitz' ich auf Rosen ꝛc.“ (natürlich nur auf Dünenrosen, denn andere giebt es dort nicht).

Im ersten Verse redeten sie den Landesvater an und freuten sich, daß er sie so oft besuche:

„Landesvater, du kommst ja recht oft auf dieß Land, betrittst bereits zum sechsten Mal den Strand der Amringer. Darum ist voll Freude unser Herz. Ja es entzückt dieß die Bewohner dieser mit Sand umringten Insel.“

Dann beklagten sie ihre Unbedeutendheit und die Verachtung, in der sie bei anderen Menschen ständen, trösteten sich aber damit, daß der König sie doch nicht verließe.

„Auf dem Festlande, so hört man, achtet man uns nicht viel! Wir gehören zu den Kleinen, das wissen wir wohl, aber das kann man nicht hindern, unseren Werth nicht vermindern, wir sehen ja, daß unser König viel von uns hält. Halte Du nur viel von uns, wir halten auch viel von Dir!“

Hierauf versprachen sie dem Könige ein großes Fest, das sie ihm geben möchten, wenn sie nur Geld dazu hätten, und wenn in solchen bedrängten Zeiten das Großthun nicht gar zu theuer zu stehen käme:

„Wären wir nur etwas vermögender, so sollte ein Haufen von Gold, ja eine Mahlzeit für Christian und seinen Hof bereit sein, und wir wollten dabei Vivat singen. Aber leider, wir haben's nicht in unserem Vermögen. Wer etwas die Welt kennt, sieht das auch

wohl ein. Bei armen Austernfischern, Seeleuten und Schäfern zieht das Großthun in dieser Zeit zu viel auf den Beutel."

Sie baten dann den König, den guten Willen für die That zu nehmen, ersuchten ihn aber, bevor sie nach Hause gingen, es nicht blos bei dem guten Willen bewenden zu lassen, wenn sie sich einmal mit Bitten an ihn wenden müßten:

„Wir hoffen, hier gilt der gute Wille für die That. Regent, bleibe gut gegen uns, bitten wir, bevor wir nach Hause gehen, und hilf uns, wenn's nöthig wird, auch durch die That."

Sie schlossen mit folgendem Verse:

„Dem Könige und dem Königshause gehe es stets gut! Gott halte unser Vaterland immer auf festem Fuß! Er stärke Dich, Landesvater! Für Dich ist nichts Besseres. Wenn Du seinen Beistand hast, so hast Du keine Noth!"

Solchen simplen Leuten denke man sich einen gütigen königlichen Landesvater gegenüber, der dieß Alles lächelnd und gnädig aufnimmt, und man hat dann wirklich eine hübsche und ansprechende Scene vor sich.

Fahrt nach der Insel Sylt.

Wir hatten auf Föhr Gelegenheit, längere Zeit hindurch ein höchst merkwürdiges, täglich wiederkehrendes Wetterphänomen zu beobachten, das aus dem Zusammenhange des Luftmeeres mit dem Wassermeere hervorging. Es war dieß ein regelmäßiger Wechsel zwischen schlechtem und gutem Wetter, der ganz genau mit dem Wechsel von Fluth und Ebbe correspondirte.

So lange die Ebbe anhielt, war das schönste Wetter von der Welt, das bis zu dem Augenblicke fortdauerte, wo das Wasser seinen niedrigsten Standpunct erreichte. So wie aber die Fluth steigend heranzog, erschien am äußersten Horizonte über dem Meere ein grauer Nebel, der höher und höher am Himmelsgewölbe heraufstieg, endlich die Sonne und den blauen Himmel verschlang und mitunter einen starken Regen herabsendete. Es erhob sich dabei ein heftiger Wind, der am stärksten war, wenn die Fluth am höchsten stand. Mit dem Fallen der Gewässer zertheilten sich auch die Wolken wieder, der Regen hörte nach und nach auf, der

Wind legte sich und der heiterste Himmel lächelte über den entblößten Watten und Inseln.

Weil die Fluth alle Tage über eine halbe Stunde später eintrat, so hatten wir auch täglich den Regen wie den Sonnenschein über eine halbe Stunde später. Da das Luftmeer ohne Zweifel von denselben Gewalten, welche Fluth und Ebbe im Ocean verursachen, in ähnlicher Weise influencirt wird, wie dieser, so läßt sich ein solcher Zusammenhang von schlechtem und gutem Wetter mit Fluth und Ebbe wohl denken, obgleich man weder sieht, warum uns gerade die Fluth immer das schlechte Wetter bringen muß, noch sich es erklären kann, warum ein solches Phänomen nicht alle Tage des Jahres eintritt.

Allmälig verlor sich dieser regelmäßige Wechsel, es schien, als habe sich das Wetter wieder unabhängig vom Ocean gemacht und befolge nun seinen eigenen Willen. Zunächst war dieser Wille ein sehr böser, denn es wurde anhaltend schlecht. Es flutheten beständig Regenströme vom Himmel herab, und es wehte der Wind so anhaltend aus nordöstlicher Richtung, als wenn es keine andere auf der Windrose mehr gäbe. Keine Ebbe wollte mehr verfangen und keine konnte mehr in diesem Unwesen eine Pause bewirken.

Wir wünschten eine kleine Reise nach der benachbarten Insel Sylt zu unternehmen, deren Name in Friesland einen guten Klang hat. Auch lag ein trefflicher sylter Freund mit seiner kleinen Smak schon im Hafen bereit, um uns hinüber zu holen, aber vom Morgen wurden wir auf den Abend, vom Abend auf

den Morgen vertröstet, und dazu mußten wir noch das trostlose Sprüchwort, das die Friesen in Bezug auf den Nordostwind gemacht haben, hören, das so heißt: „Nordost rihnen, uhl Wüffens grienen ha nimmer na Onj“ *) [Nordost-Regen und alter Weiber Weinen hat nimmer ein Ende]. Diese ungeduldigen Elemente hier, diese Stürme, die kein Mensch beschwört, diese Fluth, die ungebeten kommt und sich Platz macht, diese Ebbe, die zur bestimmten Zeit unerbittlich Abschied nimmt und das Schiff unfehlbar auf den Strand setzt, diese Wellen, die dem Menschen zum Aerger wild auf dem Ocean einherjagen, sind recht dazu gemacht, Geduld zu lehren.

Sie sind es, die den ausdauernden und gleichmüthigen Charakter des Seemannes bilden. Diesem geht es in seinem Umgange mit der wilden Natur, wie dem Sokrates in seiner Ehe mit der Xanthippe. Je ungezügelter die Elemente sind, desto stiller und langmüthiger werden jene.

Es scheint mir überhaupt in dem Charakter aller Insel- und Seeküstenbewohner im Gegensatz zu dem der Binnenlandbewohner etwas sehr Zähes, Ausharrendes, Gleichmüthiges und Geduldiges zu liegen; namentlich zeigt sich dieß bei den Friesen, denen man es fast in jedem Zuge

---

*) Ich schreibe dieses Sprüchwort so auf, wie ein alter Friese es mir angab. Sonst habe ich immer mehr gehört von dem vielen Regen, den der Südwestwind herbeiführe. Der bekannte, aus ölgetränkter Leinwand bestehende Hut der Nordseeschiffer, der sogenannte „Südwestern“ scheint ebenfalls, mehr auf diese Windrichtung als die richtigste hinzuweisen.

ihres Wesens ansieht, daß Gottes Ruthe beständig über ihnen hängt.

Mir schwebte in diesen Gegenden immer ein Bild vom Könige Knut vor, das ich einmal auf einer Londoner Kunstausstellung gesehen hatte. Es bezog sich dieses Bild auf die bekannte Geschichte von jenem Könige, die mir sowohl in England, als auch hier in Friesland häufig erzählt wurde, und der zufolge einmal der mächtige Monarch seinen Schmeichlern und Hofleuten, die ihm weiß gemacht hatten, er vermöge Alles, einen lehrreichen Verweis gab. Er lud sie ein, sich mit ihm an den von der Ebbe entblößten Strand zu setzen, weil er beschlossen habe, sich daselbst der rückkehrenden Fluth zum Trotze zu vergnügen. Der König war auf jenem Bilde dargestellt, wie er eben von seinem Throne aufspringt, da gegen seinen Willen die anschwellende Brandung seinen Fuß benetzt und seinen Mantel mit Schaum bespritzt hat. Er ergreift seine Gemahlin bei der Hand, um sie zu retten, und schilt seine erschreckten Hofleute, die ihn belogen haben und mit Verwunderung ihren unbesiegbaren König vor weichem Schaum und leichten Wassertropfen die Flucht ergreifen sehen.

Könnte man so recht in das Räder- und Triebwerk der Geschichte sehen, so würde man vielleicht erkennen, daß schon die täglich wiederkehrende Belehrung über die ganz gleichmäßige menschliche Unmacht bei allen diesen freien und republikanischen Insel- und Küstenvölkern Uebermuth und Tyrannensinn fast vollkommen unterdrücken und die Lehre von der

Gleichheit aller Menschen hier an den Seeküsten besonders tiefe Wurzeln schlagen mußte.

Endlich vernahmen wir das schöne friesische Wort, „es sei nichts mehr im Wege,“ gingen an einem regnerischen Morgen an Bord und bewegten uns mit Hilfe von Stangen und Staken langsam aus dem kleinen Wyker Hafen ins Freie hinaus. Neben uns schwankte eben so langsam das Dagebüller Fahrschiff heraus, das bereits einige werthe Badegäste entführte. Wir reichten ihnen über Bord die Hand, und da unsere Schiffchen bald entgegengesetzte Course steuerten, so ließen wir die Taschentücher flattern, bis der Regen sie dermaßen tränkte, daß an kein Flattern mehr zu denken war, und wir uns in unsere respectiven Cajüten zurückzogen.

Wir trafen unterwegs noch mehre andere kleine Schiffe, von denen man uns sagte, daß sie vor ein- oder zweimal 24 Stunden ausgesegelt seien, und die jetzt noch nicht weiter waren als wir. Sie hatten den ganzen Tag über conträren Wind gehabt, die folgende Nacht bei eingetretener Ebbe auf dem Schlick fest gesessen und waren nun endlich mit uns später Ausgelaufenen auf rascher Fahrt.

Es ist unglaublich, was die Leute in diesem kleinen friesischen Inselarchipelagus, wo alle Puncte doch nur ein paar Meilen auseinander liegen, für langwierige und abenteuerliche Fahrten machen. Die Stadt Husum, der Haupthafen dieses Archipelagus, liegt höchstens 6 Meilen von Föhr. Bei gutem Winde segelt

man in 4—5 Stunden hinüber, aber nicht selten brauchen die Leute eben so viele Tage dazu, und manchmal kommt man eben so schnell auf die Halbwegsstation zwischen Liverpool und Amerika, als von Wyk nach Husum.

Man hört hier von den Binnenschiffern Erzählungen, die an die Abenteuer des vielduldenden Odysseus erinnern. Und wirklich hat auch dieser friesische Archipelagus, wie es scheint, eine Art von Odysseus; wenigstens theilte man mir sehr viele Abenteuer von einem friesischen Schiffer mit, der, ich weiß nicht wann, hier lebte und handelnd von Insel zu Insel fuhr. Einmal saß er 8 Tage lang auf einer Sandbank fest und wäre dort bald verhungert und verdurstet; ein anderes Mal segelte er bei sehr hoher Fluth mitten über eine Insel weg, und weil er glaubte, hier eine neue Meerenge entdeckt zu haben, die noch Niemand vor ihm gesehen hätte, so nannte er diese Meerenge nach seinem Namen. Einmal glaubte er, bei einer anderen Insel irgendwo eine solche Meerenge zu entdecken, und segelte lustig landeinwärts; es war aber nur ein sogenannter Schlot, der bei der Fluth sehr voll gelaufen war. Als die Nacht kam, ging er vor Anker und war sehr verwundert, als er am anderen Morgen zur Ebbezeit sein Schiff mitten zwischen blumigen Wiesen sitzen sah. Die Kühe und Ochsen, die in seine Cajüte hineinblökten, hatten ihn aufgeweckt.

Man darf nur alle die Naturerscheinungen in diesem sonderbaren Archipelagus, die ich zum Theil schon

berührt habe und zum Theil noch erwähnen werde, vor Augen haben, und man wird begreifen, daß hier Stoff genug ist zu den mannichfaltigsten Abenteuern, und daß ein launiger friesischer Dichter hinreichend Gelegenheit finden würde zu einer, wenn auch nicht heroischen, doch sehr komischen Odyssee und so ein sehr volksthümliches friesisches Gedicht schaffen könnte. In Kleinrußland existirt eine sehr national gewordene kosakische Odyssee, in welche alle Ereignisse und Abenteuer, die auf den Steppen ihrer Natur nach entweder gewöhnlich oder auch nur möglich sind, sehr hübsch eingeflochten erscheinen. Jedes Land bietet, je nach seiner Beschaffenheit, Gelegenheit dar zu einer eigenthümlichen Epopöe dieser Art.

Liebt man Odysseische Abenteuer nicht, so muß man das Glück und Geschick haben, in dem friesischen Archipelagus alle Reisen von Insel zu Insel innerhalb einer und derselben Fluthzeit zu vollenden. Man muß diesen Archipel nämlich als ein durch die Dünen der vorliegenden Inseln gebildetes Binnenmeer betrachten, das bei jeder Ebbe halb ausfließt und bei jeder Fluth durch alle die Eingänge zwischen den Inseln wieder bis an den Rand vollläuft. Dann muß der Reisende die Zeit wahrnehmen und sich mit einer und derselben Fluth ungefähr innerhalb 6 Stunden von Küste zu Küste schwingen. Gelingt der Sprung nicht, so bleibt er auf den Watten sitzen und muß da übernachten, bis am anderen Tage die Fluth wiederkommt. So wie daher die Wasser eindringen, sieht man auch überall die Gewässer mit Segeln bedeckt; so wie aber die Ebbe abfließt, ist Alles

todt und still, und die Schiffe liegen entweder in den Häfen oder auch mitten im Meere schief auf dem Sande.

Unsere Schiffer verließen oft das von den Baken vorgeschriebene Fahrwasser, nachdem sie darüber consultirt hatten, ob sie es wohl wagen könnten, diesen oder jenen kleinen Richtweg einzuschlagen. Solche Schifferconsultationen machen sich gewöhnlich durch ein paar Blicke, Mienen und Handbewegungen ohne viel Wortluxus ab. Da weder die Fluth noch die Ebbe plötzlich eintritt, also der Wasserstand in jedem Augenblicke ein anderer ist, so ist natürlich in jedem Augenblicke über jedem Bodentheile eine verschiedene Tiefe; jetzt ist dieses Watt noch passirbar, in der nächsten Stunde ist es aber schon zu weit entblößt, als daß man nicht tiefere Stellen aufsuchen müßte.

Man kann sich also zu jeder Zeit der Fluth verschiedene kleine Vortheile zu Nutze machen und andere Richtwege einschlagen, so wie man zu jeder Zeit der vorgerückten Ebbe größere Umwege machen muß. Die Schiffer müssen daher mit einer genauen Kenntniß der unterseeischen Wege, ihrer Richtung, ihrer Tiefe und Höhe, eine beständige Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit combiniren, und man darf sich nicht wundern, wenn man liest, daß die alten Friesen ehemals ihre Tage ganz und gar nach Fluth und Ebbe eingetheilt und regulirt haben.

Hierzu kommt aber noch, daß die Fluthen bald stärker, bald schwächer sind. Zuweilen ist es eine ein-

fache Fluth, zuweilen eine Springfluth, welche anströmt. Jetzt haben eine Zeit lang starke Westwinde geherrscht, die das Wasser in die Thore und Einlässe hineintrieben, so daß das Meer immer bis zum Ueberlaufen voll ist und selbst zur Ebbezeit noch viel Wasser hält. Dann haben vielleicht Tage lang Ostwinde geweht, welche die Binnengewässer hinaustrieben und einen so flachen Wasserstand veranlaßten, daß es selbst bei der Fluthzeit nicht hoch steht. Starke Ostwinde vermögen die Gewässer dermaßen aus dem Archipelagus hinauszupeitschen, daß einige Watten, die sonst täglich zwei Mal überfluthet werden, wohl Wochen lang bloß liegen. Die Schiffer, die zur Ebbezeit auf solche Watten zu liegen kommen, sind dann wohl in Gefahr, zu verhungern und zu verdursten. Daraus ergiebt sich, daß die Steuerleute und Lootsen alle jene vorhergehenden Umstände wohl zu berücksichtigen haben. Bei Spring- oder Westwindfluthen können sie mehr wagen und directer fahren als bei gewöhnlichen und Ostwindfluthen.

Endlich müssen sie auch ihr Schiff genau kennen und immer vor Augen haben, ob es flach oder spitz gebaut ist und wie tief es im Wasser geht; aus der Combination aller dieser Kenntnisse, der Kenntniß ihres Schiffes, der Kenntniß der Bodenbeschaffenheit, der Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit, sowie des Standes der Sonne und des Mondes, geht erst die vollkommene Kunst und Wissenschaft eines tüchtigen Lootsen und Steuermanns in hiesigen Gewässern hervor. Man

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

sieht, daß sein Studium einer ebenso ins Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig ist, wie jedes andere Studium, und man wird begreifen, was es heißt, wenn einem dieser oder jener Lootse als ein der Gewässer außerordentlich kundiger Mann bezeichnet wird, der mehr als alle andere befähigt sei, über die Watten und Sandbänke hinweg und hindurch zu fahren. Was von den friesischen Lootsen und Schiffern gesagt ist, gilt natürlich auch von allen denen der Elb-, Weser- und Rheinmündungen.

Die Insel Sylt soll früher ein großes Land gewesen sein, das die friesische Nordwestharde genannt wurde, und dessen alte Kirchen, Wiesen und Fußpfade unter dem Meere zu suchen sind.

Es soll dieß Land 16 Kirchdörfer und außerdem noch viele andere Orte gehabt haben.

Was jetzt noch davon übrig ist, hat nur noch 3 Kirchen und folgende Beschaffenheit. Es ist eine langgestreckte Insel, zusammengesetzt aus drei Halbinseln. Eine davon geht nach Norden, eine nach Süden und eine, dem inneren Meere zugewandt, nach Osten. Die beiden ersten Halbinseln sind lange sandige Dünenarme, die nur wenig bewohnt sind, die zweite ist wie Föhr zum Theil Marsch-, zum Theil Geestland und enthält die meisten und reichsten Dörfer. Das Hauptdorf heißt Keitum und liegt gerade in der Mitte des Ganzen.

Der Name der Insel wird verschiedentlich abgeleitet. Viele sagen, er sei eine Zusammenziehung des Wortes „Sillend“ (Seeland). Wie viele von den Frie-

sen bewohnte Districte, wie die sieben friesischen Seelande, die es im Mittelalter an der südlichen Küste der Nordsee gab, wie die Inseln der Schelde- und Maasmündung und die dänische Hauptinsel, die noch heutigen Tages „Seeland“ genannt werden, so habe auch Sylt sonst diesen Namen gehabt, und derselbe sei erst später zu dem jetzigen Worte corrumpirt worden. Andere leiten dieses Wort von dem nordischen „Sild,“ das so viel als Häring bedeutet, ab und sagen, die Insel sei so genannt worden, entweder, weil ihre längliche Gestalt an einen Fisch erinnere, oder weil die Einwohner sonst viel Häringsfischerei betrieben hätten und daher auch noch heutiges Tages einen Häring im Wappen führten. Diese Einwohner, die sich selbst „Sylringer“ (oder Sölreng), sowie die von Amrum „Oemrenger“ nennen, seien daher auch wohl sonst auf dem Festlande scherzweise „Häringe“ gescholten worden. Ein anderer Friese sagte mir, der Beiname der Sylringer wäre eigentlich „Salliger,“ was so viel als Seehunde bedeute und von dem alten Worte „Selig“ oder „Sallig“ herkomme. Da die Friesen viel Seehunde erschlugen und sich auch beim Erlegen dieser Thiere als Seehunde verkleideten, da sie, wenn sie an's Festland kamen, wie Seehunde aus der See hervorstiegen, so kann ich mir diesen Spottnamen recht gut erklären, um ihn sowohl mit „Sylter“ als mit „Seeländer“ und „Sylringer“ in Zusammenhang zu bringen.

Die langen gestreckten Dünenhalbinseln Sylts sehen von Weitem ganz so aus, wie zackige Berge nachahmende Wolkenstreifen, die man zuweilen im Herbste

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

tief unten am Horizonte über dem Meere hervortreten sieht. Da aber jede von ihnen 4—5 Stunden lang ist, so übersieht man ihre Enden nicht.

Die dem Lande zugekehrte Halbinsel endigt in einem hohen schroffen, vom Meere abgeschnittenen Ufer, welches Morsumkliff genannt wird und das wir umsegeln mußten. Kaum hatten wir dieß ausgeführt, so erkannten wir mit unseren Perspectiven die Flaggen, die in dem Hauptorte uns zu Ehren aufgezogen waren. Sofort ging auch an Bord unserer Smack eine Flagge in die Höhe, um den Gruß zu erwiedern. Dieses Flaggen bei freudigen Gelegenheiten ist eine ächt friesische Schiffersitte. Die Leute thun es nicht bloß, wenn sie etwas von der See aus erwarten, sondern auch bei allen vorkommenden feierlichen Gelegenheiten im Inneren der Inseln.

Ueberall findet man neben den Häusern in den Gärten oder auf den Feldern hohe Flaggstäbe errichtet, an denen ein buntes Tuch flattert, so lange im Hause Gäste sind, oder eine Hochzeit, Kindtaufe oder sonst ein Fest gefeiert wird. Wenn der König oder sonst eine hohe Person durch die Dörfer der Inseln zieht, so flattert und flaggt es aus allen Gärten. Meistens werden alsdann auch den Windmühlen große Flaggen an die Flügel gesteckt.

Wir mußten noch einige Mal weit ausholen, gegen conträren Wind hin- und herkreuzen, ehe wir endlich in der Bucht von Keitum vor Anker gehen konnten. „Und so kam ja Doctor —ersen an Bord, und so

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

stiegen wir ja denn in seine Jölle, und als wir an's Land kamen, trafen wir ja denn da die Uebrigen, und so wurde mein Freund ja denn bei Doctor —ersen und ich bei Capitain —essen einlogirt." Dieß ist ein Bißchen friesisch-deutsch oder überhaupt schleswigsch-deutsch gesprochen. Denn, so wie man in Bremen keine Geschichte erzählen kann, ohne einige hundert Mal „und da" einzuflicken, z. B.: „und da kam mein Notar — und da sagte er mir — und da gab er mir ein Buch — und da ging ich mit ihm" u. s. w., so kann man in Schleswig nichts berichten, ohne einige Dutzend Mal „und so ja" zu sagen. Wir Nichtschleswiger pflegen in der Regel „ja" bloß dann einzuflicken, wenn wir bei dem Zuhörer schon eine Bekanntschaft mit dem Erzählten voraussetzen und ihn nur an die Ereignisse erinnern wollen; so sagen wir z. B. in dieser Absicht: „Du hast mir ja damals selbst versichert." Die Schleswiger sprechen aber immer so, und es hat daher den Anschein, als ob sie dieß bei jeder, selbst der wildfremdesten Geschichte voraussetzen könnten.

Wenn ich auch nicht das Geringste davon weiß, daß dieser oder jener Schleswiger einmal einen Orden bekommen hat, so erzählt er mir diese Sache doch so: „Ich reiste nach Petersburg, und so gab mir ja der Kaiser den Wladimir-Orden, und als ich abreiste, so ging ich ja denn noch ein Mal zu ihm, und so sagte er mir ja denn rc."

Wahrscheinlich kommt dieß, gleich Vielem in ihrem Dialekte, aus dem Dänischen, wie dieß unter Anderem auch mit der Auslassung des Pronomen reciprocum bei mehren im Gespräch oft vorkommenden Worten der Fall ist. „Ich erinnere

mich" heißt z. B. auf Dänisch bloß „husker" ohne „mig" (mich), und ebenso drücken die Schleswiger sich stets so aus: „O ja, ich erinnere das wohl," oder: „Erinnern Sie die hübsche Geschichte, die uns passirte?" Ich weiß nicht genau die Gründe anzugeben, warum diese Unart meinem Ohre höchst unangenehm war.

Ueberhaupt lassen sich die meisten Eigenheiten des schleswigsch-deutschen Dialekts aus dem Dänischen erklären. Wie die Niederdeutschen in Bremen und Hamburg weit mehr plattdeutsche Worte in ihr Hochdeutsch aufgenommen haben, als sie selber wissen, so haben die Schleswiger viele dänische Worte mit ihrem Hochdeutsch vermischt. Ihre Aussprache des Deutschen nähert sich außerordentlich dem Accent, mit dem der Däne unsere Sprache spricht. So z. B. schärfen sie das „s," wo es bei uns weich ist, zu einem sehr scharfen sausenden Laute, sie sagen nicht „so," „sein," sondern „ßo," „ßein," nicht „See" sondern „ßee." Auch unser hartes „z" verwandeln sie in ein solches „ß," z. B. sagen sie „ßu" statt „zu," „ßerreißen" statt „zerreißen." Auch den Rauschlaut „sch" geben sie meistens durch ein „ß" wieder, wenigstens dann, wenn er vor einem „l" steht; so z. B. sagen sie „ßlafen," „ßleudern," „ßlaff," statt „schlafen, schleudern, schlaff." Dazu machen sie das vorstehende „ß" so ungeheuer scharf, daß mir es dabei oft durch die Ohren schnitt, und mir es immer vorkam, als wenn sie sich ordentliche Mühe dazu gäben.

Dieß haben sie offenbar von den Dänen, die den Laut „z" in ihrem Alphabete gar nicht besitzen und unser

„sch" entweder mit „s" oder mit „ß" vertauschen, wo das „s" fast immer scharf ist. Unser „o" wird von den Schleswigern in vielen Worten mit „u" vertauscht, indem sie z. B. „vull" statt „voll," „vun" statt „von" sagen. Umgekehrt wird häufig das „o" an die Stelle des langen „a" gesetzt, z. B. in „klogen" statt „klagen," in „frogen" statt „fragen." Dieß geschieht auch im Plattdeutschen, und man kann es bei allen ungebildeteren, hochdeutsch sprechenden Niedersachsen bemerken.

Das „g", das im Munde des Berliners ein „j" wird, verwandelt sich bei den Schleswigern in „ch," so daß, wenn ein Berliner einen Schleswiger fragt: „J mein Jott, wie jeht's Jhnen?" dieser antwortet: „O, es cheht mir recht chut." Dieß geschieht bei den ächten Schleswigern sogar am Ende der Wörter, z. B. in „lanch" statt „lang." Umgekehrt wird das „ch" oft in ein „k" verändert, z. B. in „niks" oder „nix" statt „nichts." Das „t" in „ist" und in „nicht" wird völlig weggeschliffen, und daher blos „is" und „nich" gesagt. Dieß thun auch die Engländer und alle Niedersachsen, wie die Bremer, Hamburger, Oldenburger 2c. Ein verehrter Freund las mir einmal den berühmten Hamlet'schen Monolog „Sein oder nicht sein" auf Schleswig-deutsch vor. Geschrieben nimmt er sich etwa so aus:

„ßein odr nich ßein, das is hier die Froge,
Obs edler im Chemüth, die Feil un ßleidern
Des wüthenden Cheßiks ertrogen, oder
Duch Widestand ßie enden; ßterben, ßlofen.

Nix weite, — 'ßis ein Siel
Uf's innigste ßu wünßen. — Sterben, — ßlofen,
ßlofen — vielleicht auch treimen? Jo do liegt's,
Des ßwincht uns ßill ßu stehn. Das is die Rickſicht,
Die Elend läßt ßu hohen Joren kummen."

Man hat das Vater Unser zum Frommen des Sprachstudiums in vielen germanischen Dialekten drucken lassen. Man sollte einmal auch einen solchen Monolog in den verschiedenen Pronunciationsweisen des Hochdeutschen drucken lassen, zum Frommen der immer mehr und mehr sich herausbildenden deutschen Sprachreinheit und Spracheinheit. Bei einem so pathetischen Gegenstande treten die Unarten besonders schroff und komisch hervor. Es ist, als wenn man den gewöhnlichen schleswigschen Menschen in Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmütze und Pfeife auf hohem Kothurn mit der tragischen Maske vor dem Antlitz erblickte.

Hier im Schleswigschen habe ich auch die Quelle der Eigenheiten der englischen Sprache im Gebrauche der Hilfszeitwörter „wollen und sollen" (shall and will), die uns beim Erlernen dieser Sprache so viel Mühe machen, entdeckt.

Die Engländer haben die Regeln über diesen Gegenstand ohne Zweifel mit von der cimbrischen Halbinsel gebracht.

Bei uns gebraucht man das „sollen" nur da, wo ein Zwang und Befehl angedeutet werden soll, und „wollen" dagegen nur da, wo der freie Wille herrscht, indem wir z. B. sagen: „Ich soll das thun," d. h. es ist mir befohlen, das zu thun, und „ich will sprechen," d. h. es ist meine Absicht zu sprechen.

Hier vermischt man sonderbarer Weise den freien

Willen mit dem Zwang und setzt oft den einen für den anderen. Wenn man z. B. von Jemandem etwas wünscht und er unseren Wunsch erfüllen will, so sagt er hier nicht, wie bei uns: „Ja das will ich wohl thun," sondern: „Ja das soll ich wohl thun." Statt: „Ich werde oder ich will das nicht vergessen," spricht man immer: „Das soll ich wohl nicht vergessen." — Sehr häufig auch setzt man das „sollen" (devoir) für das „müssen" (il faut). Wird man hier zu Lande z. B. von einer Magd durch die Straßen eines Dorfes oder einer Stadt gewiesen, so wird sie bei jeder Ecke sagen: „Jetzt sollen wir hierhin," oder „jetzt sollen wir rechts, jetzt sollen wir links," statt: „jetzt müssen wir rechts oder links." Es finden hier noch manche im übrigen Deutschland ungewöhnliche Gebräuche und Vertauschungen solcher Hilfszeitwörter wie wollen, mögen, wünschen rc. statt, auf die ich später zurückkommen werde.

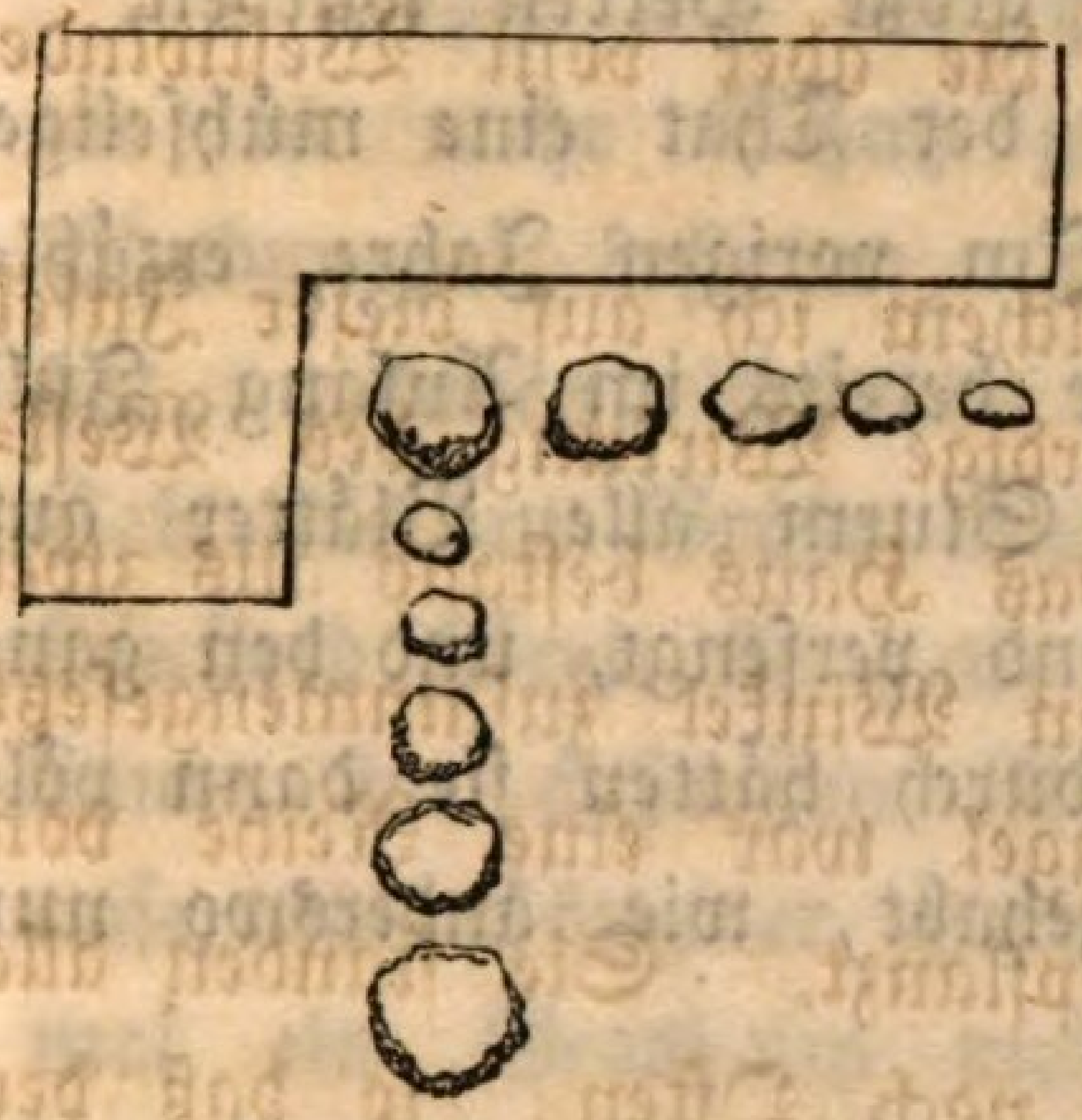
Der kleine Hafen dieser Insel war der kleinste Miniaturhafen, den ich je gesehen habe, 40 Schritt lang und 40 Schritt breit. Doch ist er eine Wohlthat, welche die Insel einem ihrer energischesten und thätigsten Einwohner verdankt. Es lagen darin einige kleine Miniaturseeschiffe, Austernfahrzeuge, Schiffchen aus Norwegen mit Holz, aus Husum mit Torf.

Die Dörfer der Insel Sylt sehen ähnlich aus, wie die von Föhr, nur haben sie nicht so viele Bäume, wie diese. Die netten wohlerhaltenen, reinlichen, von rothen Ziegelsteinen erbauten Häuser liegen in einem lockeren Verbande zusammen. Ihre Gehöfte und etwaigen Gemüsegärtchen haben die Einwohner mit hohen Wällen gegen die

Gewalt des Westwindes eingefaßt. Statt der Bäume steht neben jedem Hause ein Flaggstab; nur einige haben Bäume zum Schmuck, die aber vom Westwinde übel zugerichtet worden sind.

Bei dem Hause, in welchem ich auf dieser Insel wohnte, sah ich eine merkwürdige Wirkung des Westwindes an den Bäumen. Das Haus bestand aus zwei Flügeln, die in einem rechten Winkel zusammengesetzt waren. Vor dem Hauptflügel war eine Reihe von fünf bis sechs Bäumen aufgepflanzt. Sie standen alle der Reihe nach von Westen nach Osten, so daß der eine den anderen gegen den Westwind deckte. Man kann hier keine Reihe von Bäumen gerade gegen Westen Front machen lassen, sie würden sonst alle einzeln verdorren. Der vorderste Baum nach Westen zu war ganz klein und krüppelig und hatte fast nur dürre, völlig blätterlose Zweige. Der zweite, der schon etwas Schutz von jenem empfing, war einige Fuß höher und hatte einige belaubte Aeste. Der dritte war wieder größer und besaß bedeutend mehr Laub, nur waren alle seine Spitzen noch ganz dürr. Der vierte zeigte kaum noch einige dürre Aeste, der fünfte und der sechste endlich waren völlig gesunde und vollständige, schön abgerundete Bäume. Die Reihe nahm sich ungefähr so aus:

Dieß ist hier ein sehr gewöhnliches Phänomen. Nun aber stand mit dieser Baumreihe in rechtem Winkel eine Reihe von Sträuchern, die in entgegengesetzter Richtung aufgetreppt war. Der kleinste und krüppeligste der Reihe befand sich unter dem schönsten Baume der ersten Reihe, und der am meisten entwickelte stand am entferntesten vom Hause, wie die nebenstehende Figur zeigt.



Ich konnte mir dieß Phänomen erst nicht erklären, bis mein Wirth mich darauf aufmerksam machte, daß der Westwind vom vortretenden Nebenflügel des Hauses zurückgeworfen würde, und daß dieser Stoß- oder Prallwind, unter diesen Umständen in einem Winkel von 90 Graden zurückgestoßen, die Busch- oder Sträucherreihe auf seine Weise zerstört habe.

An jedem folgenden Strauche konnte man deutlich erkennen, wie viel mehr Schutz er vor dem Winde gehabt hatte, und die letzten waren vollkommen buschig und groß, so wie der erste vollkommen entblättert war, als wäre er von Raupen abgefressen.

Solche nordfriesische Baumreihen können Einem ein recht symbolisches Bild davon geben, wie auch im Leben der Hintermann vom Vormanne gehalten wird, und Einer auf den Schultern des Anderen emporsteigt. Sie sehen aus wie die verkörperte Geschichte eines Ge-

schlechts, dessen Urahnen bettelarm in's Land kamen, wogegen es dem Sohne schon besser ging, und der Enkel und Urenkel dicke, reiche und große Herren wurden.

Die Bäume haben in der That eine mühselige Existenz auf diesen Inseln. Im vorigen Jahre, erzählten mir meine Freunde, hätte bereits im Anfang Juli ein mehre Tage anhaltender Sturm alle Blätter auf der ganzen Insel geschwärzt und versengt, und den ganzen Sommer und Herbst hindurch hätten sie dann völlig kahle, struppige Bäume gehabt, wie anderswo nur im Winter.

Weiter nach Norden in Jütland hinauf wird den Bäumen das Leben noch sauerer gemacht. Man findet sie dort in den Gärten und vor den Häusern nicht nur überall so aufgetreppt wie hier, sondern auch noch viel ärger verkrüppelt.

In den hohen Heidegegenden der Westküste Jütlands gedeiht kein einziger Baum, und kommt ein Samenkern zum Wurzeltreiben, so entsteht daraus statt eines Baumes ein krüppeliges, strunkiges Gewächs, das sich kaum über die hohen Heidekräuter erhebt.

Ein Jüte machte mir eine Schilderung der Vegetation auf der jütischen Westküste, die mich an das, was ich auf der südrussischen Steppe gesehen und von Sibirien gelesen hatte, erinnerte. Selbst die Eichen werden dort nicht höher als die Disteln. Die ganze jütische Westküste, das mittlere Heideland, so wie endlich auch das berühmte Land Ti und Wensyßel im Norden des Limfiord sind völlig baumlose und kahle

Gegenden, in denen der beständige Druck des Westwindes alle Vegetation niederhält.

Sogar auf der hügeligen Ostküste des Landes, wo es mehr Schutz giebt und wo sich die einzigen Waldungen befinden, welche die cimbrische Halbinsel hat, nehmen dieselben nach Norden hin sowohl an Zahl als an Größe immer mehr ab, und jenseits des Limfiord hören sie ganz auf. Endlich ist dem ganzen Lande im äußersten Norden die völlig wüste Sandnase, die Skagener Halbinsel, aufgesetzt, wo nicht einmal ein Grashalm mehr wächst und wo seit Jahrtausenden der Wind den Sand bald so, bald anders zusammenwirft und herumwirbelt.

Die Natur scheint hier auf dem jütischen Sande und Meere zu ersterben, wie auf den sibirischen Tundern. Und doch! — geht man noch weiter vom Norden Jütlands nach Norwegen hinüber, so lebt sie auf einmal wieder auf, und es scheint, als sei man von Spitzbergen mit einem Schritt nördlich wieder nach Mitteleuropa hinübergekommen.

Jütland ist der Hauptsache nach eine große mit Heide bewachsene Sandbank und giebt den Westwinden alle mögliche Gewalt über sich, während Norwegen mit seinen Bergen, Thälern und Schluchten seiner Vegetation vielfältigen Schutz gewährt.

Das Innere der sylter Häuser ist eben so ansprechend, reinlich und wohnlich, wie man dieß in allen friesischen Districten bemerkt. Ueberall finden sich blanke Möbel, strahlendes Messinggeräthe und segelnde Schiffe als Schildereien

an den Wänden, und meistens über der Thüre ein englisches oder holländisches Perspectiv in altmodischem schönen Lederfutteral.

Ein solches Perspectiv gehört hier fast eben so zu den gewöhnlichen Geräthschaften eines Hauses, wie zu denen eines Schiffes. Diese Küstenleute haben immer etwas in der Ferne und namentlich auf dem Meere zu beobachten, und so wie sich etwas am Rande des Horizontes zeigt, greifen sie gleich, entweder aus bloßer Neugierde oder weil sie vielleicht irgend ein reelles Interesse daran haben, zum Perspectiv.

Aus der Ferne, von der See erwarten sie ihr wöchentliches Fährschiff, das ihnen Briefe, Botschaften und Gäste vom Festlande bringt, von der See erwarten sie die Rückkehr der Ihrigen. Von der See kommt ihr Wetter, und durch sie ist der Bestand ihrer Marschen, Weiden und Heiden bedingt. Kurz also ein Perspectiv, um damit beständig den Meereshorizont zu bestreichen, ist ihnen ein sehr dringendes Bedürfniß.

Ich konnte diese Insel Sylt und das Innere ihrer Dörfer und Wohnungen nicht ohne ein gewisses Gefühl von Ehrfurcht und Respect betreten, denn der Ruhm der sylter Insulaner kam mir schon zu Ohren, als ich kaum einen Fuß auf friesischen Boden gesetzt hatte. „O Herr,“ hatte mir ein alter ernster Friese vom Festlande gesagt, „die Sylter, das sind die beßten Menschen unter der Sonne, ehrlich wie Gold und zuverlässig wie Eisen. Sie halten noch an der alten Sitte der Väter und sind weniger als andere

Menschen von dem neuen Geiste verdorben.“ Alle Stimmen, die ich vernahm, schienen mir hierüber einig und gaben den Syltern unter allen Friesen die Palme. Was der Professor Michelson in seinem trefflichen Buche: „Nordfriesland im Mittelalter“ von den Friesen im Allgemeinen sagt, gilt von den Syltern vorzugsweise. „Die Seefahrt,“ heißt es darin, „macht den Körper gewandt und stark, den Sinn fest, treu und gesetzt. Der Schiffer hat wider Sturm und Ungewitter kämpfen, hat oft Lebensgefahren ruhig in's Auge blicken müssen, ihn verläßt die Fassung und Entschlossenheit nicht leicht. Er sah verschiedenartige Menschen und Länder, sein Gesichtskreis wurde frei und weit, er ist sich seiner Kraft und Tüchtigkeit aus Erfahrung bewußt. Ein Volk, welches Marschländer zu gewinnen und zu bebauen hat, kann sich nie vernachlässigen, denn schrecklich straft die hereinbrechende Fluth die Versäumniß. Ihm warf kein zufälliges Glück sein bleibendes Besitzthum in die Hand. Welche Wachsamkeit, endlose Anstrengung der Einzelnen wie der Gemeinden ist nothwendig, um sicher zu wohnen und seines Besitzthums sich zu erfreuen. Nur feste Ordnung kann hier Schutz gewähren, strenges Recht kommt in die Vereinigung und den Sinn der Menschen. Liebe zu dem heimathlichen Boden, der so theuer erkauft wurde und noch täglich theuer erkauft wird, wurzelt sich tief in die Gemüther ein. Keine erhabenen Berge, keine reizenden Thäler erfüllen die Seele mit wundersam spielendem Bilderreichthum, aber der Anblick des ewig aufbrausenden und ewig doch zum lichten Spiegel sich be-

ruhigenden Meeres gab tiefe Sicherheit und gründliche Klarheit der Geister."

Ich finde diese Darstellung des friesischen Charakters ganz ausgezeichnet und habe fast überall in meinem Umgange mit den Friesen empfunden, daß sie sehr treffend und wahr sein müsse. Auch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auf das genannte Werk aufmerksam zu machen. Es geschieht so selten, daß die kleinen Länder und Provinzen und ihre Geschichte von Meisterhand geschildert werden. Die ausgezeichneten Talente unserer großen Geister und Historiker wenden sich gewöhnlich den großen Ereignissen und Entwickelungen zu, der Geschichte Europas, Roms, der Kaiser und der Könige.

Sie schildern und zeichnen den in Europa oder in der ganzen Welt athmenden und waltenden Zeitgeist einer Periode. Sie schreiben das „siècle de Louis XIV," die „histoire du Consulat et de l'Empire," aber die Angelegenheiten der Provinzen, der Herzogthümer, der Freistädte, der Bauergemeinden, der kleinen Republiken und Inseln sind gewöhnlich in den Händen von sehr unbedeutenden Talenten, obgleich es oft für die Wissenschaft wichtiger wäre, daß hier ein Tacitus oder ein Thucydides einmal auf classische Weise die Geschichte hinstellte und die Quellen, aus denen ja die Ströme der großen Geschichte zusammenfließen sollen, aufklärte und regulirte.

Wenige Städtchen und Landschaften haben einen solchen aufräumenden Kritiker erzeugt, wie Osnabrück seinen

Möser. Die meisten besitzen zwar eine Masse von Schriftstellern, Historikern, Beschreibern und Berichterstattern, aber keiner unter ihnen hat sich zur Classicität erhoben. Die meisten schreiben nur eine Menge von Dingen zusammen, durch die der Forscher, welcher das Bild der Provinz erkennen und in diesem Bilde den Geist der Zeit und seine Einwirkungen sich deutlich reflectiren sehen möchte, sich mühsam hindurcharbeiten muß.

Erst wenn jede Stadt, jede Provinz, jede Commune ihren classischen und zuverlässigen Historiker gefunden hat, der die Geschichte seines Erdwinkels nicht mit engherzigem Provinzialsinn, sondern mit weitblickendem Weltgeiste schreibt und diesen kleinen Erdwinkel immer in seinem Zusammenhange mit dem großen Weltorganismus zeigt, erst dann werden auch die Welthistoriker im Stande sein, eine wahrhaft ersprießliche Weltgeschichte zu schreiben, die ahnen läßt, wie das, was in dem großen Weltsaale sich regt und bewegt, in tausend Echos in den Ländern wiederhallt und in tausend Bildern sich mannigfaltig abschattirt.

Die Dünen.

So wie die Einwohner von Sylt für die trefflichsten der Menschen gehalten werden, so sind die sylter Dünen die bedeutendsten in Friesland. Die alten heidnischen Grabhügel, die Sagen und Erzählungen, die von diesen Hügeln unter dem Volke umgehen, sind hier zahlreicher als auf den übrigen Inseln; kurz die Insel Sylt wird, so wie sie die längste unter den friesischen Inseln ist, so ziemlich auch für die interessanteste angesehen.

Von den Dünen hängt, so zu sagen, die ganze Existenz der Insel ab, und wir machten daher gleich am nächsten Tage nach unserer Ankunft eine Ausflucht in den Westen derselben, der ein 5 Meilen langes Dünengebirge darstellt.

Ich habe immer gefunden, daß, wenn uns ein neues Verhältniß oder ein neues Phänomen in einem fremden Lande aufstößt, wir anfangs, so lange wir noch wenig davon kennen, uns ziemlich gleichgiltig dagegen verhalten und sogar wohl geneigt sind, die Sache liegen zu lassen oder geringschätzig zu behandeln, bis wir

allmälig mehr davon kennen lernen und nun wohl gar eine Vorliebe, ja eine große Leidenschaft dafür gewinnen. Es kommt Einem dabei oft so vor, als hätte man im Kopfe für jede Sache ein eigenes Verständniß und als müßte Einem dieß Verständniß für jede Sache besonders eröffnet werden. Namentlich gehört bei den so unscheinbaren und beim ersten Anblicke so wenig reizenden Dünen einige Zeit dazu, ehe das rechte Interesse für sie in uns geweckt wird. Ich lernte auf meiner Reise in diese Gegenden wenigstens so viel davon kennen, daß ich in Zukunft gewiß nicht wieder leichtsinnig und unaufmerksam durch Dünen reisen, vielmehr jedes Phänomen in ihnen genau beobachten werde.

Wohnte ich lange in den Dünen, ich glaube, ich könnte dahin kommen, sie anderen Gebirgen vorzuziehen, d. h. ich meine die Betrachtung ihrer Bildung, Gestaltung und Umwandlung, insofern sie ein Problem für den menschlichen Verstand sind. Bei den Alpen und anderen Hochgebirgen sind vulcanische und neptunische Kräfte vielfältig thätig gewesen und haben ihre Wirkungen durchkreuzt. Da giebt es eine große Mannichfaltigkeit von Stoffen aller Art, die durcheinander gemengt sind, und es schwindelt Einem der Verstand. Bei den Dünen hingegen findet sich nichts als mehr oder weniger feiner Sand, wozu als schaffende und zerstörende Gewalten bloß der diesen Sand aufthürmende Wind und das ihn niederreißende und weiter schiebende Meer kommen Dieß ist sehr einfach und leicht begreifbar, schreckt den Verstand nicht ab und verwirrt nicht die Phantasie, und doch

sind die Wirkungen dieser einfachen Principien so mannigfaltig, daß der Verstand sich immer wieder angeregt und gereizt fühlt, alle die mannichfaltigen wunderlichen und bunten Effecte so einfacher Kräfte en détail zu verfolgen.

Dazu kommt noch, daß das ganze Studium der Dünen eine sehr praktische Seite hat, da gleich hinter ihnen die Marschen und die Wiesen liegen, die durch sie geschützt werden sollen und die um so besser geschützt werden können, je genauer man die Gesetze der Bewegung des Sandes und der Gestaltung und Zerstörung der Dünen kennt.

Man hat den langen künstlichen Seedeich, der sich schützend um ganz Friesland herumzieht, nicht nur in neueren Büchern, sondern auch in alten Chroniken „den goldenen Saum des Landes" genannt, weil er dem Volke unschätzbar und mehr als Goldes werth sei. Die Dünenreihen, die sich auf den Außeninseln als zweite Wehr um das Land ziehen, sollten daher wenigstens der Silbersaum genannt werden; denn sie bergen nicht nur das ihnen, wie das Fleisch den Rippen, zunächst anliegende Land, die Inseln, sondern sie schützen auch, sowie die Rippen Lunge und Herz vertheidigen, das weiter einwärts liegende Land, die Binnenmarschen, indem sie gleichsam wie eine friesische Avantgarde die Hauptmacht des Oceans brechen.

Man darf sich daher nicht wundern, wenn man sieht, wie die Leute hier mit ihren Dünen so zu sagen umgehen, wie mit rohen Eiern. Wer so glücklich ist, nur ein Bißchen Düne zu haben, der conservirt sie

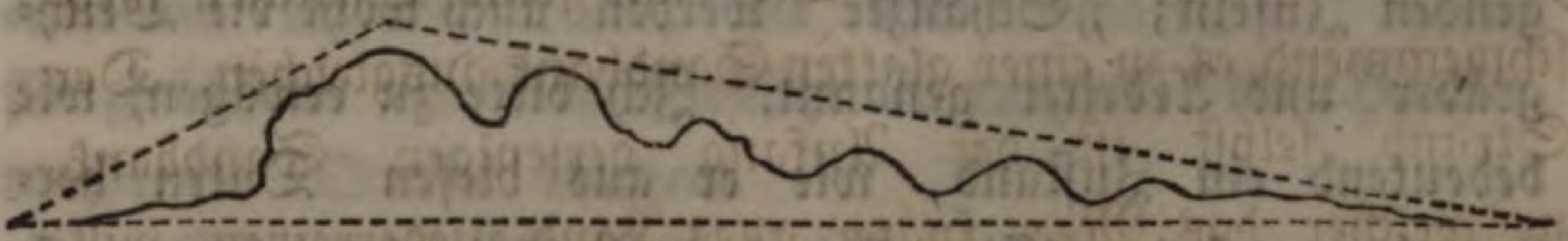
sorgfältig und verwendet sein Letztes auf ihre Befestigung und ihren Anbau. Die schöne, fette, reiche Landschaft, die Halbinsel Eiderstädt im Süden von Friesland, hat vorn auf der Spitze gegen das Meer hin nur eine kleine Dünenstrecke von etwa 1 bis 1½ Meilen Länge; aber die Leute sprechen dort so viel von ihrem Dünenbesatz, als wäre ihr Land mit Perlen besetzt. Sie sehen auf diese Dünen wie auf ihren wichtigsten Schutz gegen den Ocean. Sie haben sie mit in ihr Deichsystem hineingezogen und sie sogar Jahre lang mit Soldaten besetzt gehalten, um sie vor muthwilliger Beschädigung zu bewahren.

Man könnte also sagen, daß der Mensch hier wirklich mit Truppen gegen den Ocean zu Felde ziehe und gegen ihn Krieg führe. Daß das ganze Land eigentlich immer mit dem Ocean im Kriege ist, wird Einem auch durch die Redeweise der Leute stets gegenwärtig gehalten. Sie sprechen häufig von „dem Feind,“ d. h. dem Westwinde und dem Ocean, der „Vertheidigung und Verschanzung gegen diesen Feind“, d. h. dem Dünen- und Deichbau, der „Avantgarde,“ d. h. den vorliegenden, der „Arrieregarde,“ d. h. den hinterliegenden Inseln; „Schanzer“ werden auch wohl die Deichgräber und Arbeiter genannt. Ich bitte zu erwägen, wie bedeutend ein Zustand, wie er aus diesen Daten hervorgeht, auf den Charakter des Volkes einwirken muß.

Wir fuhren quer über die Mitte der Insel durch mehre Dörfer, deren äußerstes, am Fuße der Dünen gelegen, „Westerland“ heißt.

Auf dem Wege dahin begrüßten wir den trefflichen Landvogt der Insel, den wir eben mit einer Criminaluntersuchung beschäftigt fanden. Sie betraf einen kleinen Diebstahl, den eine arme alte Frau verübt hatte. Er sagte uns, ein solcher Fall sei ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen, und wir hätten ihn wohl hundert Mal besuchen können, ohne ihn in einer ähnlichen, auf dieser Insel so seltenen Angelegenheit beschäftigt zu finden.

Gleich hinter dem letzten Dorfe beginnen die Dünen und ihre Einwirkungen auf den Boden. Lange Streifen Sandes ziehen sich einwärts in's Land; diese Streifen werden zu hohen Bänken und häufeln sich. Schreitet man noch weiter vor, so steigt man allmälig auf höhere Spitzen hinan und gelangt endlich auf den äußersten Rand der Dünen, von wo es ziemlich schroff zum Meeresstrande hinabgeht. Die meisten hohen Spitzen liegen dicht am Strande, so daß also die Sandmasse, welche die Dünen bildet, unter einem sehr kleinen Winkel sich gegen das Land hin abflacht, nach dem Meere zu aber unter einem sehr großen Winkel abfällt, etwa so:



Der Strand selbst ist eine ganz ebene, schöne, weiße Sandfläche, auf welche die Brandung beständig mehr oder weniger hoch hinaufschlägt. Weil die Wogen des

Meeres hier bei Weststürmen sehr groß sind und außerordentlich weit ausholen, so ist hier der Strand ungemein breit. Es ist ein flacher Streifen von 150 bis 200 Schritt Breite, der sich zwischen dem Fuße der Dünen und dem Rande des Meeres hinzieht.

Zur Zeit der Fluth und an einzelnen Stellen, wo das Ufer weit vorspringt, ist er natürlich etwas schmäler. Und wenn das Meer bei starken Weststürmen bis auf den Grund aufgeregt ist, so wird er überall mit Schaum und Brandung bedeckt.

Die Wellen, so wild sie heranschlagen, ebenen sich doch, sobald sie zerplatzt sind, wieder aus, und indem sie dem allgemeinen Streben des Wassers, ein gleiches Niveau anzunehmen, folgen, fließen sie ruhig und überall gleichmäßig vertheilt zurück. Die Masse von kleinen Sandkörnern, welche die Wogen theils vom Meeresgrunde mit heraufgeführt, theils vom Uferrande abgerissen haben, ordnen sie demnach auf ihrem Rückzuge ganz gleichmäßig, und indem sie sie absetzen, lassen sie jenen völlig ebenen, platten Strand zurück.

Dieser Strand zeigt, wie das Meer auf das Festland operirt und welche Absicht es mit ihm hat. Es will dasselbe egalisiren und, alle seine Theilchen wegschwemmend, es zu einer glatten Sandbank ausgleichen. Der Strand selbst ist der Anfang derjenigen Sandbank, zu welcher das Meer später alles Land niederreißen will.

Mit diesem Streben würde das Meer schneller zu Stande kommen, wenn es nicht seiner Zerstörungswuth selber Schranken setzte und durch dieselbe Kraft,

mit der es einreißt, sich auch einen Damm aufwürfe. Die Gewalt der gegen das Land andringenden Wellen wird natürlich vom Strande allmälig gebrochen. Die Wellen kommen mit großen mächtigen Wassermassen und mit niederschmetternder Kraft heran; je weiter sie aber fortschreiten, desto mehr verlieren sie von dieser Masse und Kraft, indem bei jedem Fortschritte von der Widerstandskraft des Festlandes ein Theil des Wassers zurückgewiesen und in Ruhestand versetzt wird. Endlich werden die Wellen auf diese Weise ganz dünn abgeschliffen, und die äußersten Ränder derselben nur noch durch Tröpfchen und Schaumblasen gebildet. Da diese äußersten Ränder nicht so viel Gewalt über das Land haben, wie die großen Massen weiter nach innen, so bildet sich der Strand daher ganz so aus, wie die Böschung eines Deiches, und er steigt allmälig unter einem kleinen Winkel zum Festlande an.

Bei dem heftigen Schwunge, in welchem sich die gegen das Ufer anstürmenden Wellen befinden, werden die Sandtheilchen und andere schwerere Theile noch weiter fortgeführt und höher hinauf geworfen als die Wassertheile selbst, nach demselben allgemeinen Naturgesetze, nach welchem die schweren Körperchen, wenn sie mit leichteren fortgeschleudert werden, weiter fliegen als diese.

Durch die Anhäufung dieser entführten Theilchen entsteht am Rande des Meeres ein Damm von Steinen und Sand. Diesen Damm, den das Meer zu bilden beginnt, erhöhen noch die Stürme.

So lange das Meer den Sand des Strandes bespült und näßt, ist es freilich dem Luftzuge nicht möglich, ihn zu heben. Wenn aber das Wasser zuweilen Wochen oder Monate lang in seinen gewöhnlichen Gränzen blieb, dann trocknet der Sand am Meere aus und wird in diesem Zustande ein Spiel der Winde. Diese treiben ihn auf der geneigten geebneten Fläche des langgedehnten Strandes in die Höhe und würden ihn so weit landeinwärts führen, als sie selber gehen, wenn es hier am Uferrande nur eben so wenige Hindernisse und eine eben so platte Fläche gäbe wie am Strande. Da sich aber gleich oben Gräser und Sträucher und andere Unebenheiten finden, so prallen die kleinen entführten Körner daran zurück, häufen sich darum an, und es ist so der Anfang zur Bildung der Dünen gegeben.

Blieben anfangs nur kleine Sandhäufchen liegen, so groß, als sie einen Gras- oder Schilfhalm umgeben mögen, so setzen doch diese kleinen Häufchen den nachfliegenden Sandkörnern verstärkten Widerstand entgegen, und es kommt so dahin, daß die ganze Masse des vom Sturme entführten Sandes nicht mehr gleichmäßig über das ganze Land hin vertheilt wird, sondern überall ganz in der Nähe des Uferrandes liegen bleibt und so die Insel mit einem Damm umsäumt.

Wenn alle die den Flug des Sandes hemmenden Hindernisse am ganzen Uferrande hin gleich groß, stark und hoch wären, so müßte, vorausgesetzt, daß der Wind ganz gleichmäßig stark bliese, dieser Damm überall gleich hoch

sein und ebenso regelmäßig wie der von der Welle gebildete Strand ansteigen.

Allein erstlich ist der Sand am Strande nicht überall gleichmäßig ausgebreitet und kann strichweise vom Winde leichter oder schwerer emporgehoben werden. Dann giebt es selbst in den Luftströmungen, welche wir Winde nennen, einzelne stärkere Wirbel, heftigere Stöße und wiederum schwächere Züge, und daher wird stellenweise mehr oder weniger Sand hinaufgeführt. Endlich ist das Ufer bald mit einem Strauche oder mit einem kleinen Erdhaufen versehen, hinter dem sich die Sandkörner besser niedersetzen, bald aber kahl, wo sie dann leichter eine Zeit lang gerade fortlaufen. Die hinten und vorn in einem solchen Busche sich anlegenden Sandkörner bilden einen kleinen Haufen, der überall wie eine Pyramide glatt abfällt.

Auf diese Sandpyramide laufen nun wiederum andere vom Winde fortgetriebene Körner hinauf und bleiben hinter derselben, wo sie in Schutz vor dem Winde zur Ruhe kommen und hinabfallen, liegen und vergrößern so beständig ihre Breite und Höhe.

Man muß dabei die Art und Weise, wie der Wind die Sandkörner treibt, vor Augen haben. Die meisten jagt er ganz dicht über den Boden weg, sehr wenige schleudert er hoch in die Lüfte, und nur Wirbelwinde und heftige Stöße führen ganze Massen Sand in die Höhe.

Aus diesem verschiedenartigen Zusammenführen des Sandes erklärt es sich nun, daß die Dünen nicht ein

einförmiger Wall von gleicher Höhe, sondern ein Gebirge mit Spitzen und Vertiefungen geworden sind. So wie kleine Höhen und Berge sich bildeten, mußte natürlich in den Thälern und Vertiefungen die Stärke des Windes durch Zusammenpressung der Luft noch vermehrt werden, und es war also um so weniger Aussicht da, daß diese Vertiefungen jemals ausgefüllt werden würden.

Der Sand, der in diesen Vertiefungen fortgeführt wurde, drang nun etwas weiter in's Land hinein, blieb aber hier auf dieselbe Weise hinter großen und kleinen Hindernissen liegen, wie der erste Hügel, und so bildete sich eine zweite Hügelreihe hinter der ersten.

Da zwischen den Vertiefungen dieser zweiten Reihe ebenfalls der Wind heftig und sandentführend hindurchbrauste, so konnte sich noch eine dritte Hügelreihe hintenansetzen. So kam es, daß die Dünen nicht eine einfache Hügelreihe blieben, sondern doppelte, dreifache und vierfache Reihen vorstellten, und es erklärt sich zugleich daraus, wie in diesen Gebirgen sowohl Längen-, als Querthäler entstehen mußten.

Doch ist es natürlich, daß diese Reihen nicht überall so geordnet neben einander stehen, wie die Reihen einer Compagnie Soldaten. Es geht aus dem, was ich sagte, hervor, daß gleich in der ersten Reihe eine Düne größer sein konnte als die andere, sowie daß weitere und engere Einschnitte vorkamen und mithin in diesen Einschnitten auch eine größere oder geringere Masse Sand fortgeführt wurde.

Stellenweise bildete sich daher in der zweiten Reihe eine kleinere und wieder eine größere Düne. Da das Hinderniß, an dem die Düne sich aufthürmte, oft näher, oft entfernter gefunden wurde, so bildeten sich die Reihen auch deßwegen unregelmäßig aus, und es kamen viele kleine und große Dünen in einem mehr oder weniger breiten Hügelgürtel neben einander zu stehen.

Hier ist dieser Gürtel meistens zwischen 400 bis 600 Schritt breit, zuweilen aber hat man eine Viertelstunde und noch länger im Sande zu waten, um ihn in der Quere zu durchschneiden. Ja in Holland ist der Dünengürtel zuweilen über eine Stunde breit.

Durch diese Darstellung ist auch erwiesen, warum in der Regel — es ist dieß nicht immer der Fall — in der Nähe des Meeres die höchsten Dünen sich finden, und warum diese nach dem Lande zu meistens niedriger werden. Das Meer ist die Quelle des Sandes, die Wellen bringen ihn herbei, und der Wind trägt ihn fort. Das Meiste häuft er daher in der Nähe des Meeresufers auf, und in das Innere des Landes hat er immer weniger zu entführen.

So wie das Wasser, wenn es zur Ruhe gelangt, das Streben hat, sich überall ins Gleichgewicht zu setzen, so haben die Sandkörner, die der Wind fallen läßt, von Natur das Streben, zu Pyramiden zusammenzufallen. Jedes Körnchen fällt so lange hinab, bis es ein anderes bereits gehörig gestütztes Körnchen findet, auf das es sich seiner Seits stützen und festsetzen kann, und hieraus baut sich dann eine Pyramide auf.

Wenn nun immer ein und derselbe Wind aus einer und derselben Himmelsgegend herrschte, so müßten diese Pyramiden allmälig zu länglichen und prismatischen Rücken werden. Da sie aber im Laufe des Jahres von Winden aus allen Richtungen umgangen und bearbeitet werden, so conservirt sich die Pyramidenform, die man auch bei einigen Dünen sehr regelmäßig gebildet sieht.

Hätten die Winde und Wellen weiter nichts zu thun, als beständig Sandkörnchen an Grashalmen und Büschen aufzuhäufen, so würden wir in den Dünen weiter nichts als lauter hohe und niedrige, mehr oder weniger regelmäßig gereihte Pyramiden haben, zwischen denen wir, wie zwischen einer Menge von Zuckerhüten, herumgehen könnten.

Allein dazu kommen erstlich die heftigen Regengüsse, welche die Dünen beständig bearbeiten, den Sand wegführen und die Pyramidenform zerstören. Alsdann erhebt sich das Meer zuweilen zu ungewöhnlicher Höhe, benagt den Fuß der Dünen, ergießt sich auch wohl über ihren Gipfel hinweg und läßt sie so wieder zusammenstürzen.

Da, wo das Meer den Fuß einer Düne benagt, fällt diese, je nachdem der Sand mehr oder weniger feucht oder trocken ist, mehr oder weniger schroff ab. Da, wo die Wogen über den Rücken des Dammes hinübersteigen, bilden sich unregelmäßige Einrisse und Einschnitte.

Ja auch der Wind zerstört sein eigenes Werk.

Es kommen Wirbelwinde, die eine Düne anbohren und große oder kleine Löcher in sie reißen, indem sie den Sand entführen.

Wie ganz unbedeutende Anfänge, Sträucher und Grashalme, dazu hinreichten, eine Düne zu bilden, so reichen auch eben solche unbedeutende Anfänge, Kaninchenhöhlen oder sonstige kleine Löcher, dazu hin, eine Düne wieder zu zerstören. Der Wind setzt sich in solchen Löchern fest, bohrt sie aus, erweitert sie zu großen Schlünden und läßt das Ganze endlich zusammenstürzen.

Daher kommt es denn, daß man in den Dünengebirgen fast eben so viele und mannichfaltige Formen und Gestaltungen des Terrains findet, wie in den Gebirgen von anderem Ursprunge, schroffe Sandwände, Sandhöhlen, Ebenen, Pyramiden, leichtgewölbte Höhen, spitzige Gipfel ꝛc.

Da, wo der Wind durch eine weite Oeffnung in einem mächtigen Luftstrome hineinbrauste und den Sand in allen Richtungen auseinander stäubte, findet man nicht selten einen großen mit Sandhügeln umgebenen Kessel. Da, wo seiner Richtung eine Reihe von Sträuchern und Gräsern, oder etwa ein kleiner Landrücken quer entgegentrat, hat er den Sand zu einem langen gleich hohen Damm aufgeworfen. Da, wo die Basis des Bodens gleich von Anfang herein uneben war, oder wo viele kleine Windströme sich begegneten und kreuzten, findet man diese Dämme sehr zerrissen und in eine Menge unregelmäßiger kleiner Haufen aufgeworfen.

Auf den ersten Blick scheint es, als müsse der Wind im Stande sein, die Dünen zu einer außerordentlichen Höhe aufzuthürmen. Das Sandkörnchen, das er bereits hundert Fuß hoch führte, indem er es von Stufe zu Stufe, d. h. von einem bereits befestigten Sandkorne zum anderen, hinauftrieb, kann er in dieser Höhe wieder eben so leicht fassen, wie unten am Strande, und indem er nun solcher Sandkörnchen im Laufe der Jahrhunderte immer mehre herbeibringt, könnte er am Ende Sandberge von mehren Tausend Fuß Höhe bilden, und es schiene demnach dem Wachsthum dieser Berge nur erst in jenen ruhigen Regionen unserer Atmosphäre, wo keine Stürme mehr walten, eine Gränze gesteckt zu sein.

In der Wirklichkeit aber zeigt sich, daß die Dünen nirgends auf Erden eine solche außerordentliche Höhe erreichen. Die höchste hier auf Sylt erhob sich zu 100 bis 120 Fuß. In Jütland giebt es Dünen von 200 Fuß Höhe, und in anderen Ländern, namentlich an den Küsten des südlichen Frankreichs, sollen sie zu 300 Fuß emporsteigen.

Es fragt sich, woraus sich diese Erscheinung erklärt. Daß der Sturm in einer Höhe von 120 Fuß schon so bedeutend an Stärke abnähme, daß er keine Sandkörner mehr emporheben könnte, ist nicht denkbar. Daß die Quantität Sand am Meere zur Bildung höherer Massen nicht ausreiche, ist eben so wenig denkbar, denn diese Quantität ist unerschöpflich.

Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen,

daß, da die sandhäufende und dünenbildende Kraft unbegränzt ist, auch die dünenzerstörenden Kräfte, die im Winde und im Meere liegen, gewisse Perioden der Wiederkehr haben, welche ihnen eine höhere Entwickelung durchaus nicht gestatten.

Beim Meere läßt sich dieß zum Theil nachweisen. Das Meer greift hier immer mehr um sich, rückt den Dünen nach, benagt den Fuß derselben und läßt sie zusammenstürzen, noch ehe sie eine große Höhe erreichen konnten. Der Wind nimmt die Trümmer und den Sand dieser zerstörten Dünen wieder auf, führt ihn weiter landeinwärts und baut daraus neue Dünen von 10, 20, 50 und endlich von 100 Fuß Höhe. So wie er sie aber vielleicht im Laufe einiger Jahrhunderte zu dieser Höhe gebracht hat, so ist das Meer auch wieder so weit nachgerückt und zerstört die neue Bildung.

Da, wo das Meer nicht so gewaltig nachrückt und nicht so schnell die Küsten wegnagt, als hier, z. B. im südlichen Frankreich, würden sich höhere Dünen bilden können, weil sie vom Meere länger in Ruhe gelassen werden.

Vielleicht aber giebt es auch ein gewisses Gesetz der periodischen Wiederkehr solcher Windstöße und Wirbelwinde, welche die Dünen angreifen und zerstören können.

Diese Windstöße und Wirbelwinde mögen sich in verschiedenen Gegenden der Erde in verschiedenen großen und kleinen Perioden wiederholen. Da, wo sie häufig eintreffen, werden sie den Dünen ein nicht so

hohes Wachsthum erlauben. Hier in Friesland sind sie nun gerade so vertheilt, daß sie eine Düne dann, wenn sie bis zu etwa 100 Fuß Höhe angewachsen ist, gewöhnlich schon so oft getroffen haben, daß sie bereits völlig unterminirt wurde und entweder zusammenstürzt oder wenigstens sich nicht höher heben kann.

Vielleicht ist indeß noch ein anderer Umstand in Bezug auf die größere oder geringere Höhe der Dünen wichtig. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß die Dünenkegel selbst im heißesten Sommer bis dicht unter ihre Oberfläche, ja, bis an ihre äußersten Spitzen hinauf, voll Wasser sind. Man braucht mit der Hand nur wenige Zoll tief in den Dünen zu graben, um sofort auf feuchten Sand zu stoßen. Man schreibt dieß der Capillaranziehungskraft der Sandkörner zu. Die Grundwässer steigen theils von unten in die Dünen, wie in einem Zuckerhute, von Sandkorn zu Sandkorn hinauf, theils dringen die atmosphärischen Wässer von oben ein und fallen, von der Adhäsionskraft der Körner gehalten, nicht tief in die Düne hinab.

Dieser Umstand trägt nun natürlich viel zur Befestigung der Dünen bei. Wären dieselben lauter lockere, trockene, lose Sandkegel, so würden die Winde ein gar zu leichtes Spiel mit ihnen haben. So aber können diese nur die obere eben ausgetrocknete Sandschicht in Bewegung setzen.

Es ist möglich, daß der Sand an verschiedenen Küsten nach seiner Beschaffenheit eine geringere oder stärkere Capillaranziehungskraft besitzt, daß er daher

die Gewässer in den verschiedenen Dünenkegeln oft mehr oder minder hoch aufsteigen läßt und auf diese Weise der Zerstörung der Dünen ein größeres oder geringeres Hinderniß entgegensetzt. Vielleicht, sage ich, erklärt sich auch hieraus die verschiedene Höhe der Dünen an den verschiedenen Küsten.

So viel über die äußere Form und Gestalt wie über die Höhe der Dünen. Indeß haben die Sandberge auch eben so wie die Berge der Alpen ihre eigene innere regelmäßige Structur, die um so interessanter ist, je weniger man sie hier bei so wild durcheinander geworfenem Sande zu vermuthen geneigt ist. Alle Dünen sind geschichtet, und man hat zuweilen Gelegenheit, diese Schichtung an Stellen, wo die eine Sandwand plötzlich abfiel und auseinander brach, zu beobachten.

Wären die Sandkörner, aus denen die Dünen bestehen, alle gleich groß und würden dieselben durch eine stetige gleichförmige Windkraft zusammengeführt, so würde wohl schwerlich eine Schichtung entstehen. Die Aufschichtung der Körnchen würde ein Mal wie das andere erfolgen und hierdurch ein völlig gleichmäßig durchgebildeter Sandkegel entstehen.

Dieß ist indeß nicht der Fall. Die Sandkörner sind außerordentlich ungleich, und man findet bei genauerer Untersuchung einige, die mehre Hundert Mal größer sind als die anderen und im Verhältniß zu diesen also als wahre Felsblöcke erscheinen.

Ferner wehen die Winde nicht gleichmäßig, son-

dern in Absätzen, bald mit großer, bald mit geringer Stärke; bald auch tritt völlige Windstille ein.

Schon die austrocknende Kraft der Sonne und Luft wirkt auf die feineren Sandkörner anders als auf die gröberen. Diese werden leichter ausgetrocknet als jene, die daher länger gebunden bleiben und nicht so leicht vom Winde bewegt werden können.

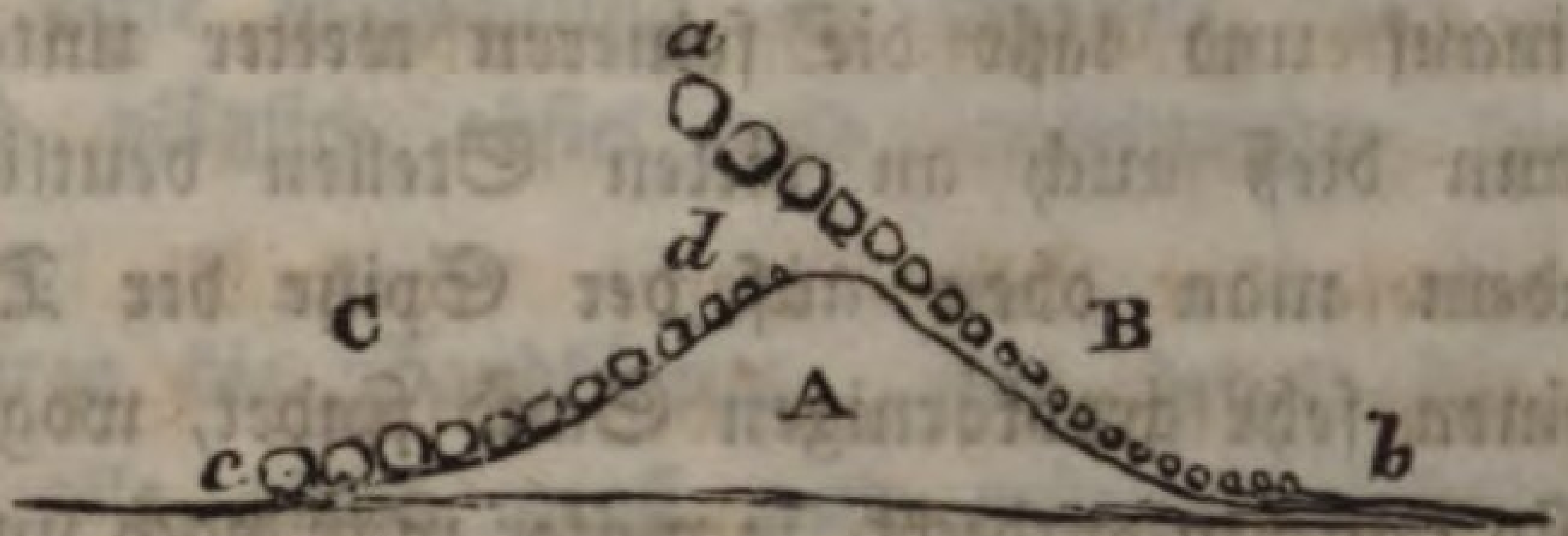
Im Ganzen möchte der Laie auf den ersten Blick geneigt sein, zu glauben, daß die unteren Schichten der Dünen aus gröberem Material und die oberen aus feineren Körnchen bestehen müßten.

Die Sache verhält sich indeß zum Theil gerade umgekehrt. Der Wind führt die gröberen Körner weiter und höher hinauf und läßt die feineren weiter unten liegen. Man kann dieß auch an vielen Stellen deutlich bemerken, indem man oben auf der Spitze der Dünen zuweilen einen sehr grobkörnigen Sand findet, wogegen man einen desto feineren entdeckt, je weiter man nach unten steigt.

Es erklärt sich dieß sehr leicht daraus, daß die groben Körner, wenn sie einmal in Schwung gesetzt sind, nicht so leicht zur Ruhe kommen, wie die feinen. Der Wind streut die Sandkörner nach demselben Gesetze aus, wie der Landmann seine mit leichter Spreu und schweren Steinchen gemischten Roggenkörner.

Indeß kann man aus diesem Umstande noch nicht sogleich folgern, daß die Düne oben durchweg gröbere Sandschichten habe als unten. Vielmehr scheint es mir, daß an den verschiedenen Seiten der Dünen das Entgegengesetzte eintreten müsse. Dieses neue Material wird näm-

lich den Dünen von zwei verschiedenen Seiten und auf verschiedene Weise zugeführt, erstlich von vorn, wo der Wind den Sand heranführt, und dann von hinten, wo der vom Winde über die Gipfel weggeschleuderte Sand herabfällt. Bei diesem Herabfallen der Körner in der ruhigen Atmosphäre hinter den Dünen werden ebenfalls die schwersten und größten Sandkörner am weitesten fallen und am tiefsten hinabrollen, und je feiner sie sind, desto früher und höher werden sie liegen bleiben, und es wird also auf der hinteren Seite der Düne, demselben Gesetze zufolge, eine gegen die vordere umgekehrte Schichtung der Sandkörner stattfinden. Die feinsten werden oben, die gröbsten unten liegen.



A sei eine kleine Erhöhung, an welcher sich eine Düne bildet, bei B sei die Vorderseite dieser Erhöhung, von woher die Wellen und der Wind die Sandkörner herzuführen. Dieselben werden ihrer Größe nach so geordnet sein, wie die Punctreihe ab es zeigt. Bei C sei die innere ruhige Seite der Düne, wo die Körner hinabfallen. Sie werden so geordnet erscheinen, wie die Punctreihe cd es darstellt.

Demnach würde der Querschnitt einer Düne, wenn sie fertig wäre, ungefähr folgende Schichtung der Sandkörner zeigen: auf der Vorderseite oben gröbere, unten

feinere Körner, auf der Hinterseite umgekehrt oben feinere, unten gröbere Körner.

Der Wind läßt indeß dem Sande vorn wenig Ruhe und treibt ihn immer weiter, und die Hauptmassen setzen sich immer hinten an. Vorn wird die Düne beständig zerstört und hinten beständig vermehrt, weßhalb die Art und Weise der hinteren Schichtung bei jeder Düne prävaliren muß. Da in der Regel nur die gröberen Körner über die Dünengipfel hinweggeschleudert werden, so sind auch selbst die feinsten unter diesen gröberen (bei a) doch noch viel gröber als die feinsten auf der Vorderseite (bei b), und es geht daraus hervor, daß die Dünen im Allgemeinen auf der Hinterseite gröberen Sand enthalten als auf der Vorderseite.

Arbeitete der Wind immer regelmäßig aus einer und derselben Richtung an den Dünen fort, so ließe sich ihre Schichtung und innere Structur aus dem Angegebenen einigermaßen vollständig begreifen. Allein die Winde ändern sich zuweilen; es tritt oft ein Ostwind ein, der die Sandkörner anders schichtet, als es der herrschende Westwind that. Ein solcher Ostwind rollt die größeren Steinchen, die der Westwind fallen ließ, wieder in die Höhe. Fängt nun der herrschende Westwind von Neuem zu wehen an und bedeckt er diese größeren Steinchen wieder mit feinerem Sande, so entsteht dadurch in der Düne eine *Ader gröberen* Sandes an einer Stelle, wo man diesen gar nicht vermuthen sollte.

Die Dünen haben daher Gänge, wie die durch vulcanische Gewalten gebildeten Gebirge. Könnte man nun einmal den ganzen Bau einer hohen alten Düne genau studiren und ihn in der ganzen Richtungsweise seiner Sandkörner und mit allen seinen Adern und Gängen größerer und feinerer Sandkörner deutlich auf's Papier bringen, so müßte man in diesen Sandblättern eben so deutlich die Geschichte der Winde einiger Jahrhunderte lesen können, wie in den mehr oder weniger dicken Holzringen eines Eichbaumes die Geschichte der guten und schlechten Jahre.

Allein die Natur hat zwar überall die Geschichte ihrer Revolutionen deutlich verzeichnet, diese Aufzeichnungen aber wiederum mit so vielem Schutt und Dunkel umhüllt, daß, wenn wir keine Gnomen sind, wir sie nicht lesen können. Wir haben nicht die feinen Hände und Augen dazu, um in diesen Sandkörnern zu studiren. So wie wir einen Spatenstich darin machen, fällt die künstliche Structur zusammen.

Es geht uns mit diesen Dünen wie mit vermoderten Leichnamen; indem wir sie anfassen, um ihnen in's Antlitz zu schauen, zerfallen sie in Staub.

Ich habe hier nicht die Absicht, die Lehre von den Dünen und ihrer Gestaltungsweise ganz gründlich zu behandeln, ich will nur diejenigen Gedanken und Hypothesen niederschreiben, die sie in mir aufregten, und indem ich an diese wilden dürren Sandberge klopfte und versuchte, welche Quellen der Erkenntniß aus ihnen hervorsprudeln möchten, wünschte ich nur die-

jenigen Leser auf sie aufmerksam zu machen, welche gleichgiltig oder wohl gar mit Abscheu diese wilden Gestaltungen des Meeres und der Stürme zu betrachten pflegen.

Die Dünen sind Producte, die aus der Zerstörung und Zertrümmerung des Meeresufers durch die Wogen und Stürme hervorgegangen sind. Diese Zerstörung setzt sich noch immer fort, das Meer nagt beständig an dem Küstenrande. Da es ihn jedoch mit Dünen belastete, so geschieht die Umwandlung etwas langsamer, als sie geschehen würde, wenn gar keine Dünen da wären.

Die Wogen und Meeresströmungen spülen beständig von den Sand- und Thonschichten, aus denen das Land ursprünglich gebildet ist, Theilchen ab. Die feinen Thonstückchen zerschmelzen im Wasser und werden von den Wellen, die sich mit ihnen schwängern, weit fortgeführt oder in den ruhigen Binnengewässern der Marschen als neues Festland abgelagert.

Die schwereren Körner der in's Meer zurückfallenden Dünen hingegen bleiben am Ufer, der Wind und die Wellen heben sie von Neuem in die Höhe und setzen sie auf dem rückschreitenden Ufer auf.

Es sind indeß nicht sowohl die bloß gegen das Ufer aufschäumenden, brandenden Wogen, welche das Zerstören des Fußes der Dünen und deren Zusammenstürzen verursachen, als vielmehr die Strömungen, die sich im Meere befinden. Solcher Strömungen giebt es erstlich in Folge des Windes. Der Ostwind veranlaßt

zum Beispiel an diesen Küsten dadurch eine Strömung, daß er die Gewässer auf der Oberfläche weit in die See hinaustreibt. Die von ihm westwärts zusammengetriebenen Gewässer drücken auf die Gewässer unter ihnen, und diese unteren Gewässer werden daher, in umgekehrter Richtung mit den oberen vom Winde getrieben, nach Westen gedrängt. Es entsteht also auf diese Weise durch den Ostwind eine aus Westen gerichtete Strömung der unteren Gewässer. Der Westwind läßt umgekehrt die oberen Gewässer nach Osten hin gegen das Ufer fließen, und am Ende erregt so auf dem Meere jeder Wind, der eine Anhäufung der Gewässer verursacht, in Folge der nach Ausgleichung strebenden Wassertheilchen auch mehre Strömungen.

Die Ebbe und Fluth wird von den Küsten zurückgetrieben und veranlaßt eben solche Strömungen, und endlich giebt es noch aus anderen Ursachen Strömungen im Meere.

Alle diese Strömungen mögen ursprünglich auf die Küsten gerichtet sein, wie sie wollen, unter einem schiefen, stumpfen, spitzen oder rechten Winkel, in der Nähe der Küsten werden sie, von dem Lande zurückgewiesen, meistens längs der Küste hin fließen, entweder von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden.

Diese strömenden Bewegungen des Meeres nun, sage ich, sind angreifender für die Dünen als die schaukelnden der Brandung und der Wellen. Denn diese reißen bloß Löcher, die sie selber durch die nachfolgenden

Wellen wieder ausfüllen, jene Strömungen aber schneiden ein und sägen und führen das Material zu anderen Stellen hin.

Auf diesem Umstande beruht die Erscheinung, daß die Dünen beständig landeinwärts wandernde Gebirgsreihen sind. Das Meer und die Stürme rollen gleichsam das Land fortwährend am Ufer auf, scheiden die feinen schwimmenden Theilchen von den schwereren, entführen jene und werfen diese ans Ufer zurück.

Wären die Dünen eine einfache Hügelreihe, so würde das, was vorn abstürzt, bei jedem Hügel hinten wieder zugefügt. Da sie aber schon breite Hügelmassen sind, so geschieht diese neue Aufwerfung des am Strande Abgestürzten hinter der ganzen Masse auf ihren inneren Gränzen.

Es sei die nebenstehende Zeichnung der Binnendurchschnitt einer Dünenreihe. Bei *A* befinde sich der Meeresstrand, und die Düne *a* sei vom Meere benagt und halb zerstört. Der von ihr abgefallene Sand wird vom Westwinde aufgenommen und landeinwärts getrieben. Auf den Dünen *b b b* findet dieser Sand keinen Platz mehr, weil sie schon die gehörige und unter den obwaltenden Umständen möglich größte Höhe haben. Der Sand wird daher durch die Schluchten und Thäler der Dünen weiter wandern und sich hinten an den neuerwachsenden Dünen *c c c* ansetzen.

Demzufolge kann man annehmen, daß die dem Meere zunächst liegenden Dünen die ältesten sind und die vom Meere entfernteren ein immer jüngeres Alter haben.

Man kann demnach das ganze landeinwärts sich wälzende Dünengebirge als eine Masse von Sandkörnern ansehen, die im Laufe der Jahrhunderte in einer beständig circulirenden Bewegung erhalten werden. Sie werden vorn weggerissen, vom Winde aufgenommen, nach hinten geführt, liegen dort einige Jahrhunderte ruhig auf einem Flecke, bis die ganze Masse der übrigen über sie wegschreitet und die Meeresbrandung wieder zu ihnen gelangt, sie abermals aufreißt und dem Winde übergiebt, der sie wiederum in die hinteren Reihen führt. Dieß sieht beinahe der Hunnenschlacht von Kaulbach ähnlich, denn es ist ein stetes Kämpfen, ein stetes Tödten, ein beständiges Erwecken zu neuer Thätigkeit, eine Zerstörung und Circulirung der Massen und Kräfte, wie in der ganzen Natur. Man sieht in diesen Dünenereignissen die Vorgänge in der ganzen Welt abgespiegelt. Die Dünen sind ein wahrer Mikrokosmus.

Es wäre wohl interessant und lehrreich genug, wenn wir etwas Genaues über das Alter der einzelnen Sandhügel wüßten, wenn wir sagen könnten, wann sie zuerst gebildet wurden und wann sie verschwanden.

Es giebt einzelne Sandmassen, die sich erst seit Menschengedenken aufgeworfen haben; man findet aber auch andere, die in ihrer jetzigen Gestalt und Größe länger, als die Menschen gedenken können, daliegen.

Es giebt einzelne große Dünen, die seit Jahrhunderten einen festen Namen behalten haben und die diesen Namen schon in alten Büchern und Chroniken führen. Solche Dünen sind z. B. auf der Insel Sylt die Dünen Buder, die Betteldüne, die Todten=Manns=Düne und mehre andere solche Dünen, die über 100 Fuß Höhe und zuweilen einen Umfang von mehren Tausend Schritten haben.

So giebt es nicht nur einzelne Dünenspitzen, sondern auch ganze Dünenreihen, Dünenthäler, Dünenkessel, Dünenseeen, Dünensümpfe, die seit langer Zeit dieselben Namen und dieselbe Physiognomie haben, so z. B. die Thäler: Dikjen-däl, Kressen-Jacobs-däl, Wardin-däl, Jens-Lung-däl.

Ich sage: seit langer Zeit. Seit wie langer Zeit aber, kann Niemand zu bestimmen wagen, da es Niemand der Mühe werth gefunden hat, uns genaue Pläne der Dünen zu zeichnen. Hätten wir aus jedem Jahrhunderte eine vollständige Zeichnung der Dünenreihen und ihrer Verzweigungen, Thäler und Schluchten, nebst genauer Angabe der Namen derselben, so könnten wir eine deutliche Vorstellung davon erlangen, nach welchen Gesetzen und in welchen Zeiträumen sich diese Sandmassen fortwälzen.

Ich habe einige kurze Andeutungen über die Namen der verschiedenen Theile des Dünengebirges, von einem Sylter verfaßt, gelesen. Daraus schien hervorzugehen, daß die meisten dieser Namen nicht über 150 bis 200 Jahre alt sind.

An einigen Stellen werden die Dünen mehr angegriffen als an anderen. Es kann nämlich sein, daß sie sich an einer Stelle durch eine günstige Pflanzendecke schützten, oder daß eine vorliegende Sandbank oder eine sonstige Ufergestaltung ihnen hinreichenden Schutz gab. Daher wälzen sie sich auch an einigen Orten viel schneller vor als an anderen, und während sie an einer Stelle in beständiger Aufwühlung und Wanderung begriffen sind, liegen an einer anderen die grauen, bemoosten, Jahrhunderte alten Dünenhäupter unangetastet.

Doch wechseln auch diese Angriffe, und zuweilen, wenn es dem Winde gelang, sie einmal anzubohren, werden plötzlich auch solche alte, lange ruhig gebliebene Häupter aufgeregt und in Bewegung gesetzt, während andere, bisher oft angegriffene Stellen zuweilen, wieder in Folge von Veränderungen in der Bewegung des Wassers oder der Winde, die wir nicht berechnen können, eine Zeit lang Ruhe erlangen.

Man könnte solche Dünenhäupter, die eine Zeit lang unter einer sie überziehenden Pflanzendecke ruhten und dann auf einmal zu stäuben und Sand von sich zu geben anfangen, mit den Vulcanen vergleichen, die Jahrhunderte lang still sind und dann plötzlich wieder zu rauchen und zu sprühen beginnen.

Das Umsichgreifen des Meeres und das Fortschreiten der Dünen nach dem Inneren des Landes zu bringt nun den Menschen und seine Werke in Collision mit diesem merkwürdigen Naturphänomen.

Die Dünen selbst, als meistens kahle Sandberge,

gewähren dem Menschen wenig Nutzen, hinter ihnen aber liegt fast überall ein schönes fruchtbares Land, das er in Besitz genommen hat, und das durch jenes Fortschreiten gefährdet wird.

Die beweglichen Sandhügel wälzen sich über seine Aecker, Dörfer und Kirchen hin und machen sie unbrauch- und unbewohnbar. Das Meer dringt hinter den Dünen drein und reißt am Ende das ganze Land in's Wasser hinab. Der Mensch hat daher natürlich auf Mittel gesonnen, die Einwirkungen der Dünen und des Meeres zu bekämpfen, und es ist daraus der künstliche Dünenbau hervorgegangen.

Den Dünenbau scheint man durchweg später angefangen zu haben als den Deichbau, vielleicht weil die Dünen erst in neuerer Zeit in so traurigen Zustand gerathen sind. Am frühesten hat man natürlich in Holland daran gedacht. Erst im Anfange des 18ten Jahrhunderts erkannte man an der ostfriesischen Küste, daß die Kette der vorliegenden Inseln einen natürlichen Damm der Marsch bilde, und daß das ganze Land bei ihrer Conservirung interessirt sei. Damals fing man zuerst an, energische Maßregeln für den Dünenbau zu nehmen. Man ließ sogenannte „Dünenmeier" oder „sandverständige" Personen, die in Holland den Dünenbau leiten, aus diesem Lande kommen. Hier in Nordfriesland kam die Sache noch später in Schwung.

Wenn das Meer die Dünen überall gleichmäßig vor sich herschöbe, so wäre das Einzige, was der Mensch dabei zu thun hätte, die Fixirung des be-

weglichen Sandes der einmal vorhandenen Dünen. Da das Meer aber auch einzelne Dünenstellen besonders bedroht, sie mehr als andere wegfrißt, anbohrt und zu durchbrechen strebt, so muß man auch darauf bedacht sein, neue Dünen künstlich zu schaffen.

Es ist Schade, daß die Menschen nicht schon in früheren Zeiten ein ordentliches System des Dünenbaues sich ersonnen haben; denn vermuthlich wären dann große Länderstrecken vom Untergange gerettet worden.

Es ist nämlich mehr als wahrscheinlich, daß sonst ein großer langer Dünenwall vor allen diesen Küsten gelegen hat. Die Reste dieses Walles und die Umrisse der Sandbänke unter der Meeresoberfläche zeigen noch heutiges Tages seine Richtung und Ausdehnung. Er ging in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen von der jetzigen Festlandsküste über die äußersten westlichen Spitzen der holsteinischen und schleswigschen Halbinseln, Sandbänke und Inseln hin.

An schwachen Stellen durchbrach ihn das Meer plötzlich, ebnete dann zur Rechten und Linken des Durchbruchs die Dünen aus und verschlang die hinterliegenden Länder, bevor sich neue Dünen zu ihrem Schutze zu bilden angefangen hatten.

Die Spuren solcher Durchbrüche sieht man zwischen allen diesen Inseln, Halbinseln und Sandbänken deutlich verzeichnet. Und solche Durchbrüche sind auch wiederum an schwachen Stellen der Dünen zu fürchten, wenn der Mensch nicht im Stande ist, mit

seinem jetzigen Dünenbau den Naturgewalten Stillstand zu gebieten.

Vermuthlich haben die Küstenbewohner schon seit uralten Zeiten in allen Ländern, in denen es Dünen giebt, das heißt namentlich an den südlichen Küsten der Ostsee, in Livland, Kurland, Preußen, dann an den südlichen Küsten der Nordsee, an der cimbrischen Halbinsel, in Holland und im südlichen Frankreich an den Küsten der Gascogne, gewisse unvollkommene Veranstaltungen getroffen, um sich und ihre Besitzungen gegen das Vordringen des Dünensandes zu schützen. Sie mögen sich immer bemüht haben, die stäubende Oberfläche der Dünen durch Bepflanzung zu fixiren; auch mögen sie hinter den Dünen wohl immer schon an solchen Stellen, wo der Sand besonders hineinstäubte, Dünen und Werke aufgeführt haben, um den Sand von ihren Feldern abzuhalten.

In Kur- und Livland z. B. errichten die Letten hohe Flechtwerke von Zweigen hinter den Oeffnungen, aus denen der Sand hervorstäubt. Vor und hinter diesen Flechtwerken bleibt der Sand liegen und häuft sich hier zu neuen Dünen auf. Die Bewohner der west- und ostfriesischen, sowie der holländischen Inseln wandten seit uralten Zeiten eben solche Flechtwerke an, die sie „Flagen" nannten. Dieses Verfahren mag schon ein sehr altes sein, so wie auch das Bepflanzen und Besäen der Dünen mit Gras. Indeß hat man erst in neuerer Zeit nach den Vorgängen der großen holländischen „Dünenmeier" — so heißen in den Niederlanden die Leute, welche mit der In-

spection und Cultivirung der Dünen beauftragt sind — in Frankreich und auch in Dänemark, Preußen und Rußland angefangen, den Dünenbau systematisch und mit bedeutenderen Kräften zu betreiben und ihn als eine wichtige Landes- und Staatsangelegenheit zu betrachten, und es macht sich jetzt in ganz Europa ein schöner Eifer für diese Sache bemerklich.

Man muß die verschiedenen Arbeiten beim Dünenbau vor allen Dingen in solche theilen, welche bloß auf Conservirung der vorhandenen Dünen hinzielen, und zweitens in solche, welche an die Stelle der zerstörten Dünen neue setzen.

Da die vorhandenen Dünen sowohl von dem Meere als von dem Winde, ihren Erzeugern, wieder zerstört werden, so hat man die Conservirungsarbeiten wieder einzutheilen in solche, die gegen das Meer, und in solche, die gegen den Wind agiren sollen.

Die ersteren Arbeiten sind die schwierigsten und kostspieligsten, aber freilich auch die wirksamsten, denn wenn sie tüchtig gebaut werden, so verstopfen sie die wahre Quelle der ganzen Dünenzerstörung.

Da es nicht sowohl die Brandungen der Wogen, als die tagtäglich an den Küsten auf- und abspülenden Strömungen im Meere sind, welche den Fuß der Dünen angreifen, so kommt es hauptsächlich darauf an, diesen Strömungen ein Hinderniß entgegenzusetzen. Man wirft daher ganz ähnliche Dämme vor den Dünen auf, wie man sie vor den Deichen hat und wie ich sie oben beschrieben habe.

Diese Dämme bestehen aus Heideplaggen, Faschinen, aus starken eichenen Pfählen, die man in den Boden einrammt und mit großen 8 bis 10 Centner schweren Feldsteinen beschwert.

Die Kundigen sagen, daß diese Dämme, wenn sie den Fuß der Dünen vollkommen vor allen Angriffen schützen sollen, 300 Ellen lang, allmälig gegen das Meer hin abgeneigt, auf ihrem Rücken abgerundet und auf der Breite der Küste und der Dünenreihe senkrecht stehend sein müßten. Auch müssen sie alle untereinander parallel und nicht weiter als 600 bis 1000 Ellen von einander entfernt sein.

Warum sie auf dem Ufer senkrecht stehen müssen, wird man begreifen, wenn man daran denkt, daß die meisten Meeresströmungen die Küsten entlang laufen, und daß die Dämme daher diesen Strömungen nur dann hinderlich entgegentreten können, wenn sie vom Ufer aus geraden Weges ins Meer hinausgehen. Solche Dämme sind natürlich außerordentlich kostspielige Werke, und die Insel Sylt auf ihrer ganzen Länge von 5 Meilen mit ihnen zu versehen, würde, wie man berechnet hat, allein einen Aufwand von 15 Tonnen Goldes erfordern.

Es können daher nur so reiche und werthvolle Länder, wie Holland, an solche außerordentliche Dünenbauten denken, und selbst dort findet man sie nur selten, und nur da, wo man sich gar nicht anders zu retten und zu helfen wußte, ausgeführt.

An allen diesen dänischen Dünenufern, wo die

Kräfte geringer und weniger concentrirt sind als in Holland, beschränkt man sich bloß auf die zweite Art der Dünenconservirungsarbeiten, auf die Befestigung der Oberfläche, wodurch erstlich verhindert wird, daß der Sand, von der Oberfläche herabgeführt, die inneren Felder und Wiesen zerstöre, und dann, daß die Dünen selbst durch dieses Abwehen geschwächt und vom Meere leichter zerstört werden. Da man hier die Quelle des Uebels nicht verstopfen, d. h. den Rand des Meeres nicht befestigen kann, so giebt man sich also eigentlich preis und geht einem offenbaren Untergange entgegen, nur sucht man diesen Untergang so lange als möglich hinzuhalten. Man entsagt der Vertheidigung der Festung und sichert sich nur einen möglichst ehrenvollen und langsamen Rückzug, indem man die Dünen so viel als möglich befestigt, um dem Meere in seinem Zerstörungswerke wenigstens die Beihilfe des Windes zu entziehen und den Wellen durch Concentrirung und Beschränkung der Dünen auf einen schmalen Streifen ihre Arbeit zu erschweren.

Die Dünen sind wie böse Hofhunde, eine Wohlthat und zugleich ein Gegenstand des Schreckens. Wie man die Hunde auf dem Hofe nöthig hat, sie aber doch an eine Kette legen muß, so hegen und pflegen zwar die Küstenleute ihre Dünen, suchen sie aber doch möglichst in Schranken zu halten.

Dieß thun sie nun erstlich durch allerlei Präventivmaßregeln und zweitens durch selbstthätiges und schaffendes Einschreiten.

Die Präventivmaßregeln bestehen in der Entfernung alles dessen, was Gelegenheit zum Aufwühlen des Dünensandes geben kann, also in der Ausrottung der Hasen und Kaninchen, welche Höhlen graben, und in dem Verbote, die Dünen als Weide für die Rinder zu benutzen, weil diese den Sand aufregen, die Pflanzen zertreten und die Gräser wegfressen. Die Dünen wurden daher auch in mehren Ländern als unter dem Schutze des Königs stehend angesehen, und es giebt hier und da eigene Dünenwächter und Düneninspectoren, welche alles Schädliche entfernen sollen. Doch ist man weit davon entfernt, schon überall eine so gute Dünenpolizei zu haben, daß nirgends ein Kaninchen sein hochverrätherisches Schnäuzchen im Sande erhöbe, und daß nirgends eine Kuh ihre, des Landes Untergang befördernden Fußstapfen hinterließe.

Die Hauptthätigkeit in der Befestigung der Dünen gegen den Wind besteht endlich in der Bepflanzung ihrer kahlen Rücken und Scheitel. Zum Theil sorgt die Natur selbst für die Bildung einer den Sand befestigenden Pflanzendecke. Sie hat mehre Pflanzen erzeugt, welche ganz dazu geeignet sind, auf dem dürren Sande ihr Leben zu fristen, und diese Pflanzen findet man überall in den Dünen zerstreut.

Da giebt es mehre Kriech- und Schlinggewächse, die den Sand mit langen Fäden, in Stämmchen, dünn wie Bindfaden, überspinnen. Da giebt es kleine niedrige Büsche, welche sich hier und da festsetzen und Wurzeln schlagen. Da giebt es insbesondere die sich

so gern vergesellschaftenden und wandernden Heidekräuter, welche die Dünen zuweilen in Masse überziehen, ferner Quecken und Dünenerbsen, Dünenhafer, Dünenweizen, Dünenroggen, kurz eine vollständige, eigenthümliche Dünenflora.

Allein diese von der Natur hingesetzte Vegetation ist von Haus aus in einem sehr traurigen und zerrissenen Zustande. Der Wind und der beständig sprühende und laufende Sand lassen jenen Pflanzen keine Zeit, gehörig Wurzel zu fassen, sich zu besamen und in hinreichenden Massen zu vervielfältigen und zu vergesellschaften.

Hier sieht man einen einzelnen Dornbusch stehen, den aber die Westwinde hin und her zausen und zu keinem gedeihlichen Aufwachsen gelangen lassen. Dort schlägt sich ein kleines Dünenröschen mit dem Winde, der ihm seine Blätter und Blüthen entreißt und sie, mit dem stäubenden Sande vermischt, weit hin entführt. Dort wieder kriecht eine Dünenerbse oder eine 20 Ellen lange Quecke, aber sie werden in dem dürren Boden nur eine kurze Zeit lang ihre Existenz erkämpfen. Vergebens senden sie die Zweige wie um Hilfe ringende Arme aus, die Genossen, welche sie suchen, wollen sich nicht zu ihnen gesellen. Dort richtet sich an einer feuchten Stelle etwas Schilf empor, aber der nimmer rastende Sand stürzt darüber hin und erstickt, sich ringsumher anhäufend, Wasser und Schilf.

Die Heidekräuter, welche sich anderwärts mit einer unwiderstehlich wuchernden Gier in dichten Massen über

den Sandboden ergießen, brauchen hier eine lange Zeit, um festen Fuß zu fassen, und diese gestattet ihnen der stets sie aufwühlende Wind nicht. Nur die alten Dünen, welche lange ruhten, sieht man mit ihnen dicht bedeckt.

Die Pflanzen befinden sich hier also in einem beständigen Kampfe um ihre eigene kärgliche Existenz und haben nicht Zeugungs- und Lebenskraft genug, um sich hinreichend zu vervielfältigen und das nomadisch bewegte Erdreich zu bewältigen und zu befestigen.

Der Mensch muß ihnen also durch eine systematische Besämung und Nachpflanzung zu Hilfe kommen; und daß er sich dazu im Stande sieht, ist allerdings wieder das Verdienst der Natur, die ihm überall zur Hand geht und ihm Fingerzeige giebt, indem sie es ihm dann überläßt, diese Fingerzeige zu befolgen und zu benutzen.

Es liegt wirklich etwas höchst Wunderbares und Unerklärliches darin, wie die Natur überall neben das Gift und das Unheil, das sie schuf, auch gleich das Gegengift und das Heilmittel setzte. Die Dünen haben selber dasjenige Gewächs erzeugen müssen, das am meisten geeignet ist, sie zu bewältigen und ihren Sand zum Stehen zu bringen. Es ist dieß der sogenannte „Dünenhalm,“ eine höchst wundersame Pflanze, die sich auf allen Dünen der Welt findet.

Dieser Dünenhalm, auch „Sandschilf“ oder „Hügelrohr“ genannt, ist ein ellenlanges hartes Gewächs, das in dichten Büscheln aus einem Wurzelknollen hervorkeimt. Seine Blätter sind so fest und hart wie die Hanffasern, und

man verfertigt daraus die sehr dauerhaften Stricke, die ich schon oben erwähnte.

Es giebt mehre Arten des Dünenhalms, die man Dünenroggen, Dünenhafer und Dünenweizen genannt hat. Die beiden ersten sind die wichtigsten, sie haben die unschätzbare Eigenschaft, daß sie sehr lange Wurzeln in den Sand hineinsenden, und daß sie, von diesem bedeckt und überfluthet, immer wieder daraus hervorwachsen. Sie durchdringen die Sandberge mit 10 bis 15 Ellen langen Wurzeln und befestigen sie auf diese Weise im Inneren. Ihre Halme ragen, nach allen Seiten auseinander gebogen, etwa einen Fuß hoch über den Boden hervor und hemmen auf der Oberfläche den Fortschritt des Sandes, der sich in einer Menge kleiner Haufen um die Halme herum anlegt.

Da, wo Dünen vom Meere zerstört wurden und zum Theil abfielen, sieht man oft die schroffen Wände mit einer Masse von langen Halmenwurzeln durchzogen. Sie hängen zuweilen in dicken, 10 Ellen langen Bändern daran herunter und flattern im Winde, wenn die Luft den Sand, den sie früher umklammert hielten, austrocknete und herabfallen ließ.

Solche im Winde flatternde Wurzelflaggen gehören mit zu den charakteristischen kleinen Zügen der unruhigen Dünensteppe, die der Maler und Naturschilderer beachten muß. Eben dahin gehören auch die regelmäßigen Kreisfiguren, welche die Dünenhalme, wenn sie allein stehen, beständig im Sande ziehen. Da die Halme, wie gesagt, über eine Elle lang sind und in schwanken

Bogen mit den Spitzen auf den Sand herabhängen, so drehen sie sich im Winde immer ganz oder halb um ihren Mittelpunct, wo sie an den Boden gewachsen sind, herum. Die Halmspitze wird dabei stets in gleicher Entfernung von diesem Mittelpuncte auf dem Sande herumgeschleift und bildet eine etwas ausgetiefte Linie, die völlig kreisrund ist. Als ich dieß zum ersten Mal sah, konnte ich mich kaum überreden, daß diese Kreise von den Halmen gebildet werden könnten, und dachte, wie der Mensch beim Anblick regelmäßiger Gestaltungen, die nicht von seines Gleichen herrühren, dieß gewöhnlich thut, fast an Hexenwerk.

Zuweilen sieht man ganze Sandstrecken mit solchen kreisbeschreibenden Halmen und ihren zierlichen Kreisen bedeckt. Nicht selten stehen zwei oder drei Halme dicht neben einander und beschreiben Kreise, die sich einander durchschneiden, und es entstehen dann daraus regelmäßige bunte Figuren. Der Wind verschüttet freilich diese Figuren, aber sogleich schwingt sich der Halm wieder ein paar Mal um seinen Stiel und zeichnet seine Kreise von Neuem in den oberen Sand hinein.

Dieses trefflichen unschätzbaren Halmes, der zum Fassen und Bewältigen des Sandes eben so wunderbar eingerichtet ist, wie das Wattengewächs, dessen ich oben erwähnte, der „Queller," zum Auffangen des Schlicks, hat sich nun der Mensch bemächtigt, und er hat es gelernt, ihn durch Aussäen und Anpflanzen zu vervielfältigen. Da, wo es schon von Haus aus Pflanzen giebt, die man nur noch dichter zu haben wünscht, säet man die Dünenhalme nach. Da aber,

wo die Dünen kahl sind und wo die Stürme den Samen verwehen würden, pflanzt man sie und düngt sie sogar, wie das Getreide, mit vermoderndem Seetang.

Es wäre natürlich zu wünschen, daß die Dünen in ihrer ganzen Breite und Länge mit diesen Pflanzen bedeckt werden könnten, allein die Anlage und Unterhaltung solcher großartigen Pflanzungen würde zu kostspielig sein, und man beschränkt sich daher meistens auf solche Stellen, wo die Einstäubung des Sandes besonders groß und gefährlich ist.

Durch die Länge der Zeit haben die Halmpflanzer eine große Uebung darin erlangt, diese Pflanzungen so anzulegen, daß sie am beßten zum Zwecke führen. Sie wissen die Zeit, wo die Arbeit zu beginnen ist, sie kennen die Orte, wo man die Pflanzung anlegen muß, und die Stellen, wo diese oder jene Art des Dünenhalmes am beßten gedeiht. Auch setzen sie die Halmstöcklinge nach einem gewissen System, z. B. kreuzweise, so vor einander, daß sie einen gehörigen dichten Verband und Schluß bilden.

Der fliegende Sand wird dadurch gefaßt und am Landeinwärtsziehen verhindert. Er häuft sich um die Pflanzen an, und diese dringen in zahlreichen Sprößlingen und Stauden in allen Richtungen nach oben. Doch ist es nöthig, damit die Pflanzen dieß thun, daß man ihren Halm, wenn sie reif sind, oben abschneide. Viele Pflanzen gehen natürlich zu Grunde, und es ist daher ein beständiges Nachpflanzen solcher Halmanlagen nöthig.

Man hat den Dünenhalm jetzt wohl in den meisten

Dünenländern Europas nach dem Vorgange der Holländer, die in allen Dünen-, Deich- und Wasserbauangelegenheiten das große leuchtende Muster für ganz Europa sind, cultivirt. Selbst in verschiedenen Theilen Rußlands hat man in den letzten Jahren bedeutende Halmpflanzungen angelegt.

So vortheilhaft indeß diese treffliche Pflanze ist, so läßt doch auch sie noch Manches zu wünschen übrig. Sie fordert ein beständiges, sehr mühsames Nachpflanzen und gewährt außer ihrer Benutzung zur Strickfabrication wenig Nebenvortheile.

Man ist daher auf nützlichere Pflanzen bedacht gewesen und hat sich hier und da, z. B. im südlichen Frankreich, bemüht, die Dünen mit Fichten und Tannen zu bepflanzen und ihre Oberfläche mit nutzenbringenden Waldungen zu bedecken, die dem Winde noch kräftiger widerstehen, weniger Mühe erfordern, wenn sie einmal Wurzel gefaßt, und einen größeren Gewinn abwerfen. In Ostfriesland befördert man die Anpflanzung einer Menge von Pflanzen in den Dünen, z. B. der Busch- und Bitterweiden, des Haft- und des Seestranddornes ꝛc.

In hiesigen nördlichen Gegenden aber ist, wie man allgemein behauptet, eine solche Verwandlung der Dünenwüste in Waldland nur ein frommer Wunsch. Die Nordwestwinde zerstören sogar noch in der Mitte des Landes alle höhere Vegetation und würden unmittelbar am Küstenrande, wo sie mit ungebändigter Wuth das Festland angreifen, keinem Baume sich zu erheben gestatten.

Noch viel interessanter als die Mittel zur Con-

servirung der vorhandenen Dünen ist das Verfahren zur Unterstützung schwach gewordener oder völlig vernichteter durch Anlegung von neuen.

Wenn das Meer und die Winde eine Dünenstelle dermaßen angegriffen und weggeschleift haben, daß es ersichtlich ist, man werde mit dem Bepflanzen nichts mehr ausrichten, so giebt man eine solche Dünenstrecke preis, zieht sich vor dem Feinde zurück und beeilt sich, indem man den bisher behaupteten Posten aufgiebt, etwas weiter rückwärts festen Fuß zu fassen und sich da hinter einer künstlich gebildeten Dünenreihe zu verschanzen. Man errichtet zu diesem Zwecke zunächst einen Wall und Graben, der so lang ist, wie die schadhafte Dünenstelle, die man unterstützen will. Da der dicht am Boden hinrieselnde Sand sich vor dem geringsten Hindernisse festsetzt, so braucht dieser Wall nur eine geringe Höhe zu haben. Der Graben wird hinter ihm gezogen, und in diesen fällt der über den Damm wegstürzende Sand. Zur besseren Befestigung des Ganzen bepflanzt man den Damm noch mit Dünenhalmen. Der Sand häuft sich nun an, die Dünenhalme treiben in die Höhe, bewältigen und befestigen ihn, wachsen mit dem Sande, und man ist auf diese Weise im Stande, Sandberge von 50 bis 70 Fuß Höhe mittels der Halme emporzuziehen. Und diese künstlichen Berge stehen dann fertig, bewachsen und durchwurzelt da, bevor die alte Naturdüne vom Meere und Winde völlig zerstört ist.

Das Interessanteste bei der Bildung solcher neuen Dünen ist die künstliche Art und Weise, mit der die Arbeiter

den Sand herzuleiten. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß man das nöthige Material herankarre oder herzufahre, die Winde selber müssen allmälig Körnchen für Körnchen herbeispülen.

Der Sand wird hauptsächlich, wie ich oben sagte, in den Einschnitten, Thälern und Rinnen der Dünen fortgetrieben. Diese Rinnen betrachten und behandeln die Dünenbewohner nun gewissermaßen wie die Landleute die Wassercanäle, durch die sie ihre Wiesen zu berieseln suchen. Man tieft sie aus, und spalten sie sich nicht von selbst, so hilft man nach und sucht sie in verschiedene Canäle zu theilen, damit dann der rinnende Sand auf diese Weise zu allen Theilen des aufgeworfenen Dammes komme, und der Wind gleichmäßig an der neuzubildenden Düne arbeite.

Es ist ein interessantes Schauspiel, den Sand so aus dem Meere hervorsteigen, in der ihm vorgezeichneten Bahn wild heranlaufen und körnchenweise sich in die Gruben stürzen zu sehen, um sich da nach der Vorschrift des Menschen zu ordnen und zu einem Gebirge zu erstehen. „Wir müssen den Sand aus dem Meere herausholen,“ sagen die Leute, „wie wir das Wasser mit der Archimedischen Schraube aus unseren Gründen ziehen. Er muß uns gehorsam werden und dahin laufen, wohin wir selber ihn haben wollen.“

Alle Stimmen sind darin einig, daß der kräftige und rationelle Dünenbau der neueren Zeit das rasche Vorschreiten und Verfliegen der Dünen wesentlich auf-

gehalten habe. Und schon haben sich kühne Stimmen vernehmen lassen und die Frage aufgestellt, ob es nicht sogar möglich wäre, den alten Dünenwall, der einst längs der ganzen Küste hinlief, und dessen niedergestreckte Hügel, jetzt zu Sandbänken ausgeglichen, mitten im Meere liegen, wieder erstehen zu lassen. Man müsse nur, behaupten sie, die Sandbänke mit Dünenhalmen bepflanzen und mit deren Hilfe Berge aus dem Boden hervorwachsen lassen.

Man könnte anfangs dem Meere noch einige Thore lassen, durch die es täglich, Schlamm mit sich führend, aus- und einführe, bis sich hinter dem Damme allmälig wieder große Marschen angesetzt hätten, und diese Thore nach und nach vermindern und endlich ganz schließen. Auf diese Art könnte man den Feind, der noch heutigen Tages einen so großen Theil des Landes besetzt hält, völlig in seine früheren Schranken zurückweisen und so das alte Friesland selbst wieder erstehen lassen und seine Kirchen und Dörfer von Neuem erbauen.

Ich sage, man könnte — wenn die Sache nicht zu schwierig wäre. Einer, der jene Ideeen für ausführbar hielte, müßte nicht gesehen haben, welche Noth und Mühe es macht, sich auch nur in einer einzigen kleinen schwachen Stelle einer geschlossenen Dünenkette zu verschanzen.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß in den neusten Zeiten nicht nur in den nordfriesischen Kögen und in den ostfriesischen Poldern, sondern auch in den in Holland mit Hilfe von Dampfmaschinen ausgepumpten Binnenmeeren eine Menge altes, längst verlorenes Land

für den Menschen von Neuem gewonnen worden ist. Wie interessant wäre es, wenn wir genau sagen könnten, wie viele Quadratmeilen Landes in jedem der früheren Jahrhunderte verloren und wieder gewonnen wurden. Wahrscheinlich würde das 19te Jahrhundert einst bei seinem Abschlusse einen bedeutenden Ueberschuß an Zuwachs zeigen und beweisen, wie der Mensch jetzt mittels seiner Dampf- und Pumpwerke, seines verbesserten Dünen- und Deichwesens mit überlegener Macht gegen die rohen Naturkräfte kämpft.

Es ist ein großes Unglück für die lange Insel Sylt, daß ihre Dünen gerade in der Mitte ihrer Ausdehnung, wo der meiste Anbau und das fruchtbarste Land ist, und die zahlreichsten Dörfer vorliegen, am schwächsten und bedrohtesten sind. Hier in der Mitte giebt es Stellen, wo das Meer seit 50 Jahren über 1000 Fuß vorgeschritten ist und die Dünen eben so weit zurückgeworfen hat. Es gab hier Berge, die noch vor 50 Jahren über 1000 Fuß weit vom Ufer abstanden und die jetzt längst im Wasser vergangen und zertrümmert sind. Sogar eine ganze Stadt, Namens Wendingstedt, die einen Hafen und blühenden Handel hatte, ist hier untergegangen. Man soll zuweilen, wenn ein sehr lang anhaltender Ostwind die Gewässer von den Küsten der Insel entfernt, noch einige Trümmer ihrer Mauern auf jetzt weit vom Ufer entfernten Sandbänken liegen sehen. Daß diese Stadt nicht ganz unbedeutend gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß von ihr erzählt wird, sie habe einmal in einem Sturme 200

Schifferboote verloren. Im 14ten Jahrhunderte wurde sie zerstört, und die wenigen übrig gebliebenen Einwohner erbauten weiter im Inneren des Landes ein Dorf, das noch heutigen Tages existirt und ebenfalls Wendingstedt heißt.

Die Kirchen mehrer Dörfen fielen in's Meer hinab oder wurden, wenn sie bedroht waren, abgebrochen und weiter in's Innere des Landes versetzt. Es liegt hier ziemlich in der Mitte der Insel ein kleines Dorf, Namens Rantum, welches seine Kirche, die immer wieder von dem nachdringenden Sande bedroht wurde, in den letzten 50 Jahren zwei Mal versetzte und sie doch am Ende völlig verlor.

Die Dünen bedeckten die Kirche, wälzten sich über sie hinweg und ließen ihre Trümmer am Strande wieder hervorkommen, bis das gierige Meer sie in seinem gewaltigen Schooße verschlang und den Kirchhof in eine Sandbank verwandelte.

Die Trümmer des letzten Baues liegen noch jetzt mitten in den Dünen. Man erzählte uns von einem alten Manne, der in der ersten Kirche, die jetzt weit draußen im Meere liegt, getauft worden sei, in der zweiten, in der Nähe des Strandes liegenden sich habe trauen lassen und in der dritten, in der Düne selbst gelegenen, die Predigt gehört habe.

Wir besuchten diesen merkwürdigen kleinen Ort und seine Kirchentrümmer, um zu sehen, wie sich ein unter den Dünen verschwindendes Dorf ausnähme.

Die Reste der Kirche fanden wir mitten in einem

Dünenkessel von hohen Sandhügeln umgeben. Es waren ein paar Mauertrümmer, die aus dem anschwellenden Sande hervorragten. Man beschrieb uns genau, wie es bei dem Untergange der Kirche zugegangen sei. Der Sand sei von allen Seiten Tag und Nacht herbeigeflogen, man habe die Fenster und Thüren nicht so dicht zuhalten können, daß er nicht überall eingedrungen sei, kein Schaufeln und Fegen habe geholfen. Da die Rantumer indeß zu arm gewesen, um ihre Kirche neu zu bauen, so hätten sie sich wenigstens so lange als möglich in derselben gehalten. Der ganze Boden und die Kirchenstühle seien später mit Sand ganz bedeckt gewesen, der Prediger habe mit seiner Kanzel mitten im Sande gestanden und die Gemeinde neben ihm sich auf den Sand gesetzt. Endlich habe sich die Kirche mit Sand völlig angefüllt, und man habe nur noch mit Mühe durch die Thüren und Fenster in die Kirche hinein kommen können. Da habe man denn im Jahre 1801 den letzten Gottesdienst in ihr gehalten, sie dann an einen Schiffer für 100 Thaler verkauft und sich darauf an eine andere Kirche angeschlossen. Der Schiffer habe Alles, was er von der Kirche loszubrechen vermocht, zum Baue eines Wohnhauses benutzt, mit dem Altare und der Kanzel aber die Cajüte seines Schiffes ausgeschmückt. Wo das Schiff mit seinen geweihten Cajütengeräthen gestrandet sei, wußte man mir nicht zu sagen.

Mich däucht, es ließe sich ein Gedicht auf das Schicksal dieser Kirche machen oder wenigstens ein nicht

wenig ergreifendes Gemälde von dem letzten Gottesdienste der armen trauernden Rantumer auf dem Sande ihres Gotteshauses.

Zu dem Dorfe selbst führte uns der Weg über ein schmales Grasland, das zwischen den Dünen und der Küste des inneren Meeres in die Enge getrieben war. Die Insel ist hier von den rückschreitenden Dünen immer mehr abgeschmälert worden, und die Leute, die sich mit ihrem ganzen Dorfe wie mit ihrer Kirche immer weiter vor den Dünen zurückzogen, wohnen jetzt am äußersten Rande des Meeres. Es sieht aus, als bliebe ihnen, wenn die Dünen noch ferner nachschreiten sollten, nichts mehr übrig, als sich ins Meer hinabzustürzen.

Noch vor 40 Jahren hatte das Dorf 22 Häuser, jetzt besitzt es nur noch 8, und noch sieht man am Rande der Dünen die alten Häuserstellen unter dem Sande hervorragen. Die Bewohner derselben brachen ihre Wohnungen ab, gaben ihr vom Sande überschüttetes Besitzthum auf und zogen als Tagelöhner in andere Gegenden.

Auch lagen hier noch einige Häuser am Rande der Dünen, die schon nicht mehr bewohnt und zum Abbruche reif waren, weil der Sand ihre Gehöfte bereits halb verschüttet hatte.

In Arabien an der östlichen Küste des rothen Meeres findet das Umgekehrte statt. Dort zieht sich das Meer vor den Menschen zurück, und diese transportiren ihre Wohnungen weiter hinaus, um der Vortheile des Meeresstrandes nicht verlustig zu gehen, und man sieht so die Trümmer der alten verlassenen Städte,

aus denen die Bevölkerung vorschreitend hervorkroch, im Inneren des Landes liegen, während man hier bei der rückschreitenden Bewegung der Bevölkerung die Trümmer im Meere suchen muß.

Die Wiesen am Fuße der Dünen erinnerten mich an die Wiesen auf den Alpen, auf denen Schneemassen und Gletscher zerstörend sich hinschieben.

Man könnte die ganze Insel Sylt, nicht bloß ihren Dünenstrich, als eine wandernde Insel bezeichnen. Denn so wie vorn bei den Dünen immer etwas abgenommen wird, so wird hinten bei den Marschen immer etwas zugesetzt. Die ganze Insel bewegt sich also dem Festlande zu und wird vielleicht in 1000 Jahren ganz auf das Festland zurückgeworfen und mit demselben verbunden sein.

Uebrigens ist jenes entlegene untergehende Dünendorf für die friesischen Alterthumsforscher noch in mancher Hinsicht interessant. Denn die Bewohner desselben, die sich jetzt nach dem Untergange ihrer Felder von der Fabrication von Halmstricken, vom Fischfange und von dem, was der Strand ihnen zuspült, nähren, haben in ihrer kleinen Gemeinde noch manche alte Sitte, manchen eigenthümlichen Aberglauben, eine eigene Sprache und besondere Worte bewahrt.

Die Sylter bezeichnen daher auch oft die Rantumer als für den Forscher bedeutungsvoll. Sollte es aber mit der Abnahme dieser Nation wie bisher fortgehen, so werden bald nur noch 2 oder 3 alte Leute im Besitze aller jener von Kind auf Kindeskind tradirten Schätze sein.

Uebrigens sollen Contraste und Extreme sich ja wohl überall begegnen. Und so fanden wir denn in diesem Dorfe eine Familie, deren Stärke der blühendsten Hauptstadt würdig gewesen wäre. Es war die eines Normanns, der sich mit einer Friesin verheirathet und mit ihr 22 Kinder gezeugt hatte. Diese hatte, wie sie uns erzählte, 9 Söhne als Schiffer und Matrosen auf der See.

Von Rantum aus ragt die schmale unheimliche Dünenkette noch 3 Stunden weit nach Süden hinaus. Sie ist völlig unbewohnt und endigt mit den Hörnumer Dünen, die einen sehr unheimlichen wilden Anblick gewähren.

Auf dieses bei den Schiffern übelberüchtigte Vorgebirge, das sonst von Seeräubern bewohnt wurde, verbannten die Inselbewohner alles Unheimliche. Da spukt's, da ruht der Wind nie, und die Seelen der erschlagenen Schiffer und Verunglückten ziehen dort noch im Sturm am Strande herum.

Von jenen Seeräubern mag wohl noch der alte Vers herstammen, den ich hier hörte, und der ungefähr so klingt wie das Räuberlied bei Schiller: „Ein freies Leben führen wir ꝛc. Er heißt so:

„Frei ist der Fischfang,
Frei ist die Jagd,
Frei ist der Strandgang,
Frei ist die Nacht,
Frei ist die See
Auf der Hörnumer Rhee" (Rhede).

Es mag wohl jetzt noch manchen Strandgänger geben, der diesen Vers vor sich hinbrummt.

Auf einer der Sandbänke, die sich von diesem Vorgebirge aus weit in's Meer hinausziehen und sich mit den Amrumer Sandbänken vereinigen, soll das Gerippe eines großen Thieres im Sande liegen. Die halbvergrabenen Knochen blicken noch aus dem Sande hervor, und man zeigte uns ein Stück von einem solchen Knochen, das ein Schiffer dort losgeschlagen hatte. Die Schiffer meinten, die Knochen wären versteinert, und allerdings war das Stück, welches man uns zeigte, fast so hart wie Stein. Höchst wahrscheinlich ist es das Gerippe eines Wallfisches, der vor undenklichen Zeiten hier scheiterte und auf den Strand lief. Vielleicht haben sich die Knochen im Sande und im Seewasser etwas verhärtet.

Dieses Gerippe, sagten uns die Leute, könne man indeß nur alle 10 Jahre ein Mal sehen, wenn es sich träfe, daß bei anhaltenden Ostwinden das Meer sich weit vom Ufer zurückzöge. Es sollen noch an mehren anderen Stellen der jütischen Küsten solche Wallfischgerippe liegen, namentlich auch eins auf der obersten Spitze der Halbinsel bei Skagen.

Bei solchen niedrigen Wasserständen sieht man auf den diese Inseln umgebenden Sandbänken überhaupt Allerlei zum Vorschein kommen, was sonst das Meer gewöhnlich verdeckt, z. B. Hafenplätze, ehemalige Häuser, Steine von Brunneneinfassungen, Kirchentrümmer, alte Begräbnißstätten und sonstige Gemäuer, die Ruinen von

Wendingstedt und dazwischen die Gerippe von untergegangenen Schiffen.

Namentlich soll im Norden der Insel das Gerippe eines großen Ostindienfahrers liegen, das in gewissen Perioden über den Spiegel des Wassers hervorwächst.

Es müßte sehr interessant sein, einmal eine Reise zu allen diesen aus dem Meere hervorragenden Trümmern und Thiergerippen zu machen. Man müßte nur dabei dafür sorgen, daß das Meer sie nicht unversehens mit sammt den Reisenden mit dem Schleier der Vergessenheit überzöge.

An dem niedrigen Strande von Rantum blickten wir über den Spiegel des von den Dünen geschützten ruhigen Binnenmeeres, das die Leute hier eben so wie anderswo das „Haff" nennen. Die Landenge ist hier so schmal, daß man den großen Ocean draußen durch die Dünen hindurch toben und branden hören kann. Bei der Rückkehr bemerkten wir über dem Haff und über den Wiesen der jenseit liegenden Halbinsel eine Luftspiegelung. Meine Freunde sagten mir, daß man hier mehre Arten von Luftspiegelungen kenne, und daß die Friesen verschiedene Namen dafür hätten. Leider habe ich diese Namen vergessen, nur ein sonderbarer, für das Erzittern der unteren Luftschicht an heißen Sommertagen, ist mir im Gedächtniß geblieben. Sie nennen dieses Phänomen „Wedderkater." Die Jüten sollen dasselbe noch sonderbarer „Jacobloi" (den faulen Jacob) nennen. Ich möchte wissen, was das hübsche und unterhaltende Phänomen, das wie

ein Tanz der Luftgeister aussieht, mit einem faulen Jacob oder einem Kater gemein hat.

Auf dem Rückwege zu unserer Inselresidenz besuchten wir noch eine der runden Burgen von Sylt, welche die Sitze alter Inseltyrannen gewesen sein sollen. Sie hieß Tinnumburg und lag, eben so wie die oben bei Föhr geschilderte, an den Gränzen der Geest und der Marsch. Auch war sie im Uebrigen eben so beschaffen, wie jene, und es erhob sich unter uns hier ein eben solcher Streit wie dort über die eigentliche Bedeutung dieser sogenannten Burgen, der aber von der einstimmigen Volkssage hier wie überall zu Gunsten der kriegerischen Bedeutung derselben entschieden wurde.

Die Gegend um die hohen Wälle der Burg herum war weit und breit mit einer unzähligen Menge kleiner Erdhügel bedeckt, die sich wie hohe Maulwurfshaufen ausnahmen. Wir kratzten einige dieser Hügel, die mit Gras bedeckt waren, auf und fanden sie voll von kleinen hellgelben Ameisen. Man sagte uns, daß alle Hügel von diesen Ameisen herrührten, und daß dieselben hier überall in den zahlreichsten Colonieen an der Gränze der Marsch und der Geest wohnten.

Die Marschen von Sylt sind nicht eingedeicht und werden daher nicht selten überschwemmt. Jene Ameisen aber, die an der Gränze von diesen Ueberschwemmungen zuweilen erreicht werden, retten ihr Leben dabei mit Hilfe jener dichten Grasdecke, welche über ihre Wohnungen gezogen ist, und die das Wasser nicht durchläßt.

Der Austernfang und die Seehundjagd.

In Kopenhagen, in Stockholm, in Petersburg machen die Leute sich viel aus den sogenannten holstein'schen oder Flensburger Austern. Ich hatte sie in der letztgenannten Stadt genossen, ohne genau zu wissen, wo und wie diese Delicatesse eigentlich gezogen und gefangen werde. Es freute mich daher nicht wenig, als ich erfuhr, daß ich hier bei den friesischen Inseln in das eigentliche Geburtsland jener berühmten Thiere gekommen sei, die in Petersburg „holstein'sche" genannt werden, weil man unter Holstein auch Schleswig mit begreift, oder „Flensburger," weil sie von Flensburg auf der Ostküste der Halbinsel verschifft werden.

Wir wünschten einem Austernfange beizuwohnen, und am folgenden Tage hatten unsere Sylter Freunde ein sehr appetitliches kleines Austernschiff flott gemacht, und wir segelten damit in angenehmer Gesellschaft nach Norden, wo die beßten Austernbänke liegen.

Man sagt, daß die Austern hier auf Befehl des Königs Kanut's des Großen ausgesäet worden seien. Die Beschaf-

fenheit des Meeresbodens war wohl besonders günstig für die Ausbreitung dieser Thiere, die kein zu tiefes Wasser lieben und die sich hier auf den Sandbänken weit verbreiten können.

Da die Sandbänke meistens ziemlich eben sind, so ist hier auch der Austernfang leichter als z. B. an den norwegischen Küsten, wo man die Austern von den Felsen auf eine beschwerliche Weise abbrechen muß.

Die Austern lieben ein frisches und bewegtes Wasser und setzen sich daher in der Regel an den Rändern der Sandbänke fest, da, wo diese zu den tieferen Rinnen abfallen. An diesen Rändern giebt es die meiste Bewegung, die den Austern frisches Wasser zuführt. Aus eben dem Grunde sitzen sie auch gern in den Engpässen zwischen zwei Inseln, wie man denn überhaupt annehmen kann, daß sich alles Leben in der ganzen Natur an Rändern und in Verengungen, in Schluchten und Verstecken concentrirt; die Läuse des Wallfisches wohnen, wie wir sahen, unter seinen Flossen, die Bäume und Pflanzen verkriechen sich an den Rändern der Thäler, die Menschen concentriren sich in großen Hauptstädten an den Meerengen, im Inneren der Buchten und an den Ufern und Rändern der Seeen und Flüsse.

Die beßten und schmackhaftesten Austern sollen da sein, wo das Wasser am muntersten bewegt ist, und wo ihnen, den Unbeweglichen, die nicht auf ihre Nahrung Jagd machen können, diese immer neu zugeführt wird.

Da zwischen diesen friesischen Inseln täglich zwei Mal ein frischer Wasserstrom sich ergießt, der eine Menge nährender Theilchen herbeiführt, so ist hier trefflich für sie gesorgt.

Die vornehmsten Austernbänke liegen bei den Inseln Amrum und Sylt. Sie sind königliches Eigenthum und vom Staate an eine Gesellschaft verpachtet. Diese Gesellschaft zahlt noch jetzt jährlich 20,000 Thlr. dafür und hat eine Menge friesischer Austernfischer im Solde, die besonders im Herbste mit dem Fange derselben beschäftigt sind.

Zwischen Amrum und Sylt bei Hörnum und im Norden von Sylt bei List liegen die beßten Bänke, weil es hier das frischeste Wasser giebt. Alle diese Bänke haben besondere Namen, und die renommirteste von ihnen ist die sogenannte „Hüntje" oder „Höntje", der wir zusteuerten. Sie liefert die fettesten und beßten Austern, denn es giebt auch Bänke, auf denen nur magere Thiere von dritter und vierter Qualität vorkommen.

Die Veränderungen, welche beständig im Meere statthaben, und die Einflüsse der Witterung sind aber im Stande, die Austernbänke anzugreifen, im Werthe zu vermindern oder sie ganz zu zerstören. Es wird daher im Laufe der Jahrhunderte zu Zeiten nöthig, sie zu versetzen oder neue anzulegen, oder die alten mit Nachwüchsen zu versehen.

Soll dieß geschehen, so versieht man ein Schiff mit anderswo gefangenen jungen Austern, läßt es über der Bank, die man zu bepflanzen gedenkt, hinsegeln

und wirft von Zeit zu Zeit die kleinen Säeaustern aus. Wenn das Experiment gelingen soll, so muß man fast eben so Vielerlei beobachten, wie der Ackersmann bei seiner Getreideaussaat, nämlich sowohl die Lage und Tiefe der Bank, als auch die Zeit der Aussaat und das Alter der jungen Austern.

Es giebt Bänke, wo sich viel Schlamm ansetzt, die Auster liebt aber einen festen Sandboden. Andere Bänke dagegen liegen zu tief, so daß die Austern dort von der Luft zu sehr entfernt werden. Noch andere Bänke wiederum sind zu hoch, so daß zu fürchten ist, daß bei anhaltenden Ostwinden die ganze Bank bloßgelegt werden könne. Die Austern dürfen nicht zu jung und nicht zu alt, sondern sie müssen im beßten Alter sein, damit sie sich tüchtig fortpflanzen und eine fröhliche Nachkommenschaft erzeugen.

Strenge Winter sind den Austern besonders gefährlich, da sie dann leicht unter der Eisdecke ersticken. Der Winter von 1829—1830, wo das Eis unverrückbar viele Wochen lang festlag, zerstörte hier mehre Austernbänke.

Der Mensch mag ein Geschäft betreiben, welches er will, er ist immer allerlei Noth und Drangsal ausgesetzt und hat immer Nachdenken und Vorsicht nöthig, selbst zu einem so einfachen Geschäfte, wie es die Pflege und der Fang der dummen Austernthiere zu sein scheint. Zu jedem Dinge gehört Kunst und Wissenschaft.

Wenn einige alte Bänke, sei es in Folge von

harten Wintern, sei es in Folge von sonstigen Uebeln — die Austern haben Krankheiten, sie haben Feinde im Meere, die sie verfolgen, — sehr mitgenommen sind, so gewährt man ihnen einige Jahre Ruhe, so wie die Forstmänner zuweilen ihren Waldungen und Wildständen Ruhe gönnen. Auf den jungen Bänken thut man zuweilen einen Zug, nur um zu sehen, wie die Thiere gedeihen.

Auch wir befanden uns eigentlich auf einer solchen Probefahrt. Denn wie man einen Weinkenner im Weinkeller von Faß zu Faß führt und ihn von jedem kosten läßt, so fuhr man uns auf verschiedenen Austernbänken herum, die wir wie Butterfässer anstachen und kosteten.

Auf der einen Bank wurden die Austern etwas alt und mager, auf der anderen delicat und fett gefunden. Auf der einen waren unzählige leere Schalen dabei, auf der anderen erwiesen sich alle Gehäuse gefüllt. Auch die leeren Schalen sammeln die Fischer sehr sorgfältig und werfen sie wieder ins Meer. Wenn ich mich recht erinnere, so sagten sie, sie thäten dieß, um den jungen Austern dadurch wieder bequeme Anhaltspuncte zu verschaffen.

Gefangen werden die Thiere auf folgende Weise. Man hat ein etwa 4—5 Fuß langes, starkes Eisen, das auf der vorderen Seite etwas geschärft ist. Dieß ist das Streicheisen, welches über den Boden des Meeres hingeschleift wird und die Austern losbricht.

An diesem Eisen hängt ein aus eisernen Ringen zusammengesetzter kurzer Sack, der vorn durch einen eingespannten Bogen offen erhalten wird. Zwei eiserne Stangen gehen vor dem Sacke in einem rechten Winkel zusammen, so daß sie mit dem Streicheisen einen Triangel bilden. An der Spitze dieser Stange ist ein Strick befestigt, an welchem die ganze Vorrichtung hinter dem Schiffe hergeschleppt wird.

Die Leute werfen zuweilen zwei solche eiserne Säcke zugleich aus. Läßt man das Instrument senkrecht herunter hängen, so sieht es ungefähr wie nebenstehende Figur aus; unten auf dem Meeresboden kommt es schon von selbst zurecht zu liegen. Das Streicheisen faßt die Austern und wirft sie rückwärts in den eisernen Sack. Das Schiff segelt dabei natürlich immer fort. Doch erfordert das auf diese Weise etwas genirte Segeln einige Vorsicht in der Stellung der Segel.

Unsere Schiffer besaßen zwar keine Karten von ihren Austerbänken, aber sie hatten eine Menge ebenso untrüglicher Zeichen an den Ufern der Inseln, an denen sie wahrnahmen, ob sie sich über einer Austerbank befanden oder nicht. Wenn ihnen dieser Kirchthurm gerade zur Rechten, jener gerade zur Linken stand, wenn diese Mühle gerade den Gipfel jener Düne zu decken schien, oder wenn ein solches Haus, oder ein solcher Busch zuerst hinter dem und dem Sand-

vorgebirge sichtbar wurde, dann wußten sie mit Gewißheit, daß sie sich auf dieser oder jener Bank befanden.

Die Austerfischer selbst nennen sich auf Friesisch „Striker", welches Wort vermuthlich so viel als „Streicher" bedeutet und wahrscheinlich von der beschriebenen Operation hergeleitet ist, die mehr einem Abstreichen der Austern vom Boden als einem Fischen ähnlich ist.

Die Striker liegen im Herbste, in der Zeit des Austernfanges, — die Austern werden vorzugsweise in der Herbstzeit gefangen, weil sie dann weniger leicht verderben und auch von Haus aus gesunder sind als im Sommer — oft Wochen lang auf der See, und gewöhnlich frieren sie alle Jahre ein Mal im Eise ein und risquiren dann mitunter, ihr Leben bloß mit den so oft genannten Frühstücksdelicatessen fristen zu müssen.

Die Austern werden sogleich am Bord des Schiffes in Tonnen verpackt. Es kommen etwa 700 Stück in ein Faß. Die meisten gehen nach Hamburg und Flensburg und werden von beiden Orten aus nach Berlin, Petersburg und vielen anderen nordischen Hauptstädten geschafft.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei unseren jetzigen Eisenbahnen, Dampfschiffen und sonstigen raschen Beförderungsmitteln die Austern, wie jede andere schnell verderbliche Waare, sehr an Werth gewinnen werden und daß man sie mehr und mehr begehren wird, weil sie nun über ein weit größeres Gebiet rasch vertheilt werden können.

Die Austernparks, wie man sie an den Küsten

von Frankreich und Belgien sieht, kennt man hier nicht. Wie wir sagten, verkauft die Regierung ihre ungefischten Austern (ungefähr 2000 Tonnen) an Ort und Stelle jährlich für 20,000 Thlr. Ich möchte aber wohl wissen, wie hoch sich die Summe beläuft, welche die Gourmands jährlich für diese Austern bezahlen, wenn sie sie auf dem Teller vor sich haben.

Die Hamburger thun damit groß, daß sie frischere Austern zu essen bekommen als wir übrigen Deutschen im Inneren des Landes. Aber es giebt hier mehre kleine Seethiere, welche die Austern so frisch genießen, wie Niemand sonst auf Erden, und die ihrer Seits wieder die Hamburger verlachen. — Namentlich thun dieß die sogenannten Seesterne, welche große Feinde der Austern sind. Sie überraschen die Austern, wenn sie sich eben der frisch heranziehenden Fluth eröffnet haben, und langen mit ihren elastischen, aber zähen Armen hinein, tödten sie und zwingen sie so, sich ihnen preiszugeben.

Wir fingen eine Menge von diesen kleinen Ungethümen, von denen natürlich von den Strikern keines begnadigt wurde.

Es giebt auch Würmer, die sich in dem Fette der Austern selbst erzeugen und sie dann für Menschen ungenießbar machen. Zuweilen leiden ganze Bänke am Wurme, so daß man sie nicht benutzen kann. So ist die Natur überall geplagt, selbst im frischen, Gesundheit athmenden Meere.

Auch im Vogelreiche haben die Austern ihre Feinde, nämlich die sogenannten „Austernfischer." Diese Vögel sind

auf allen diesen Inseln zu finden. Sie sind so groß, wie die Krähen, schwarz und weiß gefiedert, langbeinig und mit hochrothen Füßen und Schnäbeln versehen. Ihr Schnabel ist offenbar von der Natur zum Hacken und Einschneiden eingerichtet. Er ist spitzig und so flach wie ein dickes Messer, und dabei nicht wie ein Entenschnabel in die Quere abgeflacht, sondern umgekehrt, so daß, wenn man einen Entenkopf auf den Kopf eines Austernfängers legen wollte, die Flächen ihrer Schnäbel sich senkrecht schneiden würden.

Da indeß oft selbst unsere stählernen Messer die Gewalt der Muskeln, mit denen die Austern ihre Gehäuse zusammenziehen, nicht zu überwinden vermögen, so ist es kaum glaublich, daß dieser Vogel mit seinem weichen Schnabel dieß zu thun im Stande sei.

Ich sprach häufig darüber mit den Leuten. Einige sagten, der Vogel wisse die Auster, wenn sie geöffnet daliege, an ihrer wundesten Stelle, mit dem Schnabel rasch hineinfahrend, so zu treffen, daß sie gleich ermatte und sich ihm ergebe. Andere glaubten, er flöge mit der Auster in die Luft, ließe sie dann aus der Höhe herab auf Felsen fallen und zerschmettere sie so. Dieß ist aus vielen Gründen unglaublich, besonders auch deßhalb, weil hier rund herum keine Felsen sind. Wieder Andere meinten, der Vogel möchte wohl bloß auf diejenigen Austern Jagd machen, welche vom Sturme an's Ufer der trockenen Bänke hinaufgeworfen würden und dort verschmachteten. Dieß ist am wahrscheinlichsten, wenn es überhaupt gewiß ist, daß der Austernfischer, wie

die Naturforscher allgemein versichern, sich vorzugsweise von Austern nährt. Es zerschmilzt aber so manche Versicherung, welche die Naturforscher von ihren Studirzimmern aus machen, in Nichts, wenn man der Natur selber hier und da etwas näher tritt. So ist's vielleicht auch bei diesem Vogel mit seinem supponirten Austernfange.

Bei einigen Zügen fingen wir eine Menge Austern, die alle mit kleinen Seegräsern und sogenannten Seetulpen sehr stark bewachsen waren. Dieß war unseren Strikern gar nicht recht, denn dieser Besatz war ihnen ein Zeichen, daß diese Bank in irgend einer Beziehung leiden müsse. Die Austern müssen außen eine möglichst reine Schale haben. Gesunde starke Austern dulden solches Bewachsen nicht, und das Vorhandensein von Wucherpflanzen ist immer ein schlimmes Anzeichen.

Das Wachsthum der Austern ist mir ein wahres Wunder und Räthsel. Es geschieht wohl meistens nur auf der Kante, wo die beiden Schalen zusammentreffen. Sie legen inwendig jedes Jahr eine neue Schicht von Schleim ab. Bis zum völligen Auswachsen vergrößert sich ihr Haus, dann aber wird der Raum inwendig durch die jährlich abgelegten Lagen immer kleiner.

Man erkennt diese Schichten mehr oder minder deutlich und soll daran das Alter der Austern berechnen können, da jede neue Schicht für ein Jahr gilt.

Die Leute sagten uns, man könne an einer Auster zuweilen wohl über 40 Jahresschichten zählen. In einem

Kopenhagener Museum sah ich eine Auster, deren Schale über einen Zoll dick war. Der innere Raum, in dem das Thier gesessen, war durch die abgelagerten Schichten so verengt, daß es kurz vor seinem Ende fast zu einem Nichts zusammengeschrumpft sein mußte. Es mochte vielleicht 100 Jahre alt geworden sein, wahrlich für eine Auster, die Jahr aus Jahr ein nichts thut, als in derselben Wiege, in der sie geboren wurde, bequemlich zu schlafen und nur zuweilen frisches Wasser zu schnappen, ein außerordentliches Geschenk von dem Vertheiler von Leben und Tod, besonders in Betracht dessen, daß dem nie rastenden Menschen im glücklichsten Falle auch keine größere Frist zugemessen ist. — Die Seelen, welche bei der Seelenwanderung in Austern verwandelt werden, da ein Jahrhundert lang in engem Gefängniß sitzen und dabei noch von Würmern geplagt werden, müssen wohl als Menschen die schlimmsten von allen gewesen sein.

Unter den ausgestorbenen, ausgefaulten, ausgefrorenen Austern, die wir heraufzogen, befanden sich viele, welche gerade in der Mitte der Schale ein Loch hatten und also ringartig gestaltet waren. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Austern eben so von innen nach außen wieder vergehen, wie sie von innen nach außen wachsen. In der Mitte sitzt der älteste Theil der Schale, und dieser wird zuerst mürbe und faul, von da geht das Verderben weiter nach außen. Auch hier ist eine Analogie mit dem Baume, der ebenfalls zuerst in seinem Kerne oder Marke anfault.

Wir kreuzten streichend drei Meilen weit an der Küste hinauf. Zuweilen entdeckten wir unterwegs ein vereinzeltes Pünctchen auf dem Meere, und kamen wir näher, so erwies sich dieses Pünctchen als ein einsamer Fischer, der in seinem Boote auf- und niederschwankte und in stiller Geschäftigkeit Butten und Schollen angelte.

Endlich gelangten wir zur „Hüntje," die ihren Namen nicht von Austern, sondern von Hunden, nämlich Seehunden, die auf ihr nicht selten erscheinen, erhalten haben soll.

Wir waren hier in der Meerenge zwischen den Inseln Romoe und List und merkten dieß bald nicht nur an dem stärker strömenden Wasser, sondern auch an dem lebhafteren Durchzuge von Seethieren.

In den Meerengen giebt es immer mehr Leben und Passage, wenn nicht von Schiffen, von denen hier keine Rede war, denn unser Austernboot war das einzige Fahrzeug weit und breit in dieser Einsamkeit, doch von Seeungethümen. Sechs Delphine zogen in der Nähe unseres Schiffes vorüber, alle sechs wie die Gänse in ganz gleichen Abständen hintereinander, als wären sie an eine Schnur gereiht, alle sechs wie auf Verabredung mit den Rücken über das Wasser auftauchend und dann wieder in ihrer eigenthümlichen taumelnden Weise, die ihnen auch bei den Schiffern den Namen Taumler (Tümler) verschafft hat, ins Meer hinabschießend.

Sie schienen sich in ihrem Marsche durch unser Schiffchen in Nichts stören zu lassen und mar-

schirten so regelmäßig, wie ein Trupp Soldaten, welche die Wache beziehen, an uns vorüber. Es macht einen sehr komischen Eindruck, von dummen Thieren solche menschliche Manöver ausgeführt zu sehen, die eigentlich keinen Zweck haben und doch so aussehen, als hätten sie einen höchst wichtigen.

Uebrigens kann man bei manchen menschlichen Geschäftigkeiten oft einen ganz ähnlichen Eindruck empfangen. Wir gebärden uns oft, als hätten wir das Wichtigste zu thun, sparen mit der Zeit, laufen hastig, und fragt man uns, was die Triebfeder all' dieses Thuns sei, so zeigt es sich, daß es ein Trugbild ist.

Auch große Störe passirten hier, und wir sahen einige von ihnen sich aus dem Wasser erheben und vor lauter Lust und Uebermuth, so dick sie waren, in die Luft springen, wie die Forellen es in unseren Waldbächen thun.

Auf einer vorspringenden Sandfläche, nahe der Hüntje, lag ein einsamer Seehund ganz ruhig und schien seine Siesta zu feiern, wie diese fetten Herren dieß gern thun. Wir segelten etwa 100 Schritt weit vor ihm vorüber, er ließ sich aber nicht stören und blieb an seiner Stelle.

Die Seehunde haben unter allen Seethieren, so wie die Affen unter den Landthieren, mit dem Menschen die meiste Aehnlichkeit. Ihr runder Schädel, ihr helles Auge, das behende Drehen und Umblicken mit dem Kopfe giebt ihnen etwas sehr Kluges. Ihre Jungen schreien wie die Kinder der Menschen, und wenn sie auch nicht

sprechen, so niesen und schnauben und prusten sie doch nach Art der Menschen, wie ich dieß in England bei jungen Seehunden zu bemerken Gelegenheit hatte. Und wenn ein Thier niest, so klingt dieß beinahe ebenso verständig, als wenn es gesprochen hätte.

Ich muß gestehen, diese ganze Scene hat sich mir unauslöschlich tief in's Gedächtniß geprägt und steht mir noch immer als deutliches Bild vor Augen, — auf der einen Seite die öden Dünenhügel von List, die sich mit langen dürren Armen in's Meer erstrecken und in die nahen Häfen und Meeresarme eindringen, welche kein Schiff besucht, auf der anderen Seite im Nebel des Horizontes die Sandbänke der Insel Romoe, weit und breit das todte segellose Meer, — die Schiffer meiden diese gefährliche See, nur von Angst und Sturm getrieben kommen sie hierher, — in der Mitte diese soldatisch marschirenden Delphine, diese lustig hüpfenden Störe und recht im Centrum der auf seiner Sandklippe ruhende Seehund, der philosophisch auf die Wasser- und Sandeinöden hinabblickte. Ich beneide so ein Thier aus dem Grunde meiner Seele, da es keiner Kleidung bedarf, sich nichts aus Sturm und Kälte macht, in die Tiefen des Oceans hinabsteigt, wenn es ihm gefällt, und ebenso wieder an die Luft und zum Festlande hervorkriecht. Was könnte man als denkender Einsiedler nicht an Zeit sparen, wenn man so auf einer Sandbank leben und über das Schicksal und die Bestimmung der Welt nachsinnen könnte, ohne Sorge für Nahrung und Kleidung, nur gelegentlich zur Stillung des

Hungers einen vorüberziehenden Lachs oder Hering erschnappend.

Die Insel Rom oder Röm ist nichts weiter als eine etwas höher als gewöhnlich über's Meer hervortauchende Sandbank. Die Bewohner dieser Insel, die jütischen Römer, sind noch jetzt eben so berüchtigt, wie die italienischen Römer zu der Zeit des Raubs der Sabinerinnen, wenigstens bei den südlichen Friesen und Schleswigern. Man sagt, sie seien ein räuberisches Gesindel, das die armen strandenden Schiffe und Schiffer nicht zum Beßten behandele. Sie sind keine Friesen, sondern Jüten, und sollen dem Trunke und anderem tollen Treiben ergeben sein. Die Friesen nennen sie eigentlich nicht Römer, sondern „Römmer" und noch gewöhnlicher „Remsen." Die Friesen, scheint es, bilden nur die Volksnamen ihrer eigenen Landsleute mit der Endung „inger," z. B. Föhringer, Amringer, Syltinger ꝛc. Sie sagen von Fremden nie: Röminger oder Führninger. Die Sylbe „inger" scheint ächt friesisch zu sein, man findet sie wenigstens an der ganzen Küste von hier bis in den Süden zu den Stedingern, Kedingern, Butjadingern an der Elbe und Weser, und nach Westen bis zu den Gröningern, Scheveningern, Wageningern, Greveningern in den Niederlanden.

Die Seehunde werden hier schon in ziemlicher Menge gefangen. Es giebt deren an allen jütischen und dänischen Küsten, auch bei allen dänischen Inseln der Ostsee. Dort auf diesen dänischen Inseln gehört die Seehundsjagd selbst zu den Vergnügungen der Herren aus den gebildeten Ständen. Wer ein Gut am Strande hat,

der schifft oft zu einsamen Inseln, Vorgebirgen und Sandbänken hinüber und stellt sich dort auf den Anstand wegen eines Seehundes, wie wir es eines Hasens wegen thun. Um den Jäger zu verdecken, errichtet man daselbst gewöhnlich aus Stroh geflochtene Wände.

Doch kommt der Mensch diesen Thieren hier auf verschiedene Art bei. Eine dieser Arten z. B. ist folgende. Die Jäger nehmen ein kleines Boot und segeln damit nach der Gegend, wo sie Seehunde vermuthen. Sobald sie deren ansichtig werden, legen sie sich der Länge nach in's Boot und lassen dieses wie ein menschenleeres Schiff auf die Seehunde zutreiben. Die Thiere fürchten sich vor einem leeren Schiffe nicht und lassen es nahe herankommen. Das Boot schaukelt auf den Wellen auf und ab, und der Jäger muß nun den Augenblick, wo es mit der Spitze in das Wellenthal hinabgeht, wahrnehmen und in diesem das Thier erlegen.

Hier und da sind die Seehunde schon so häufig, daß sie wie in Grönland und anderswo mit Knüppeln erschlagen werden. Und erlegen die Leute auch nicht, wie dort, Hunderte, so giebt es doch wohl auf einer einzigen Jagd eine Ausbeute von 30 bis 40 Stück. Es ist schwer, sich den schlafenden Thieren zu nahen; hat man sie aber einmal überrascht, so ist es auch leicht, sie alle zu fangen; denn sie schlafen so fest, daß das eine oft nichts davon merkt, wenn man seinen Nachbar erschlug. Die Seehunde selbst kennen diese ihre schwache Seite und wissen wohl, daß sie leicht die rechte Zeit verträumen; daher stellen sie Wachen aus, welche bei Zeiten Alarm

schlagen. Eben so gut wissen sie, wie plump und unbeholfen sie sich auf dem Festlande bewegen, wie schwer es aber den Menschen wird, ihnen im Wasser zu folgen. Sie kriechen daher zwar immer der Bequemlichkeit halber an flachen Sandbankstellen auf's Festland hinauf, Posto aber zum Schlafen oder Sonnen fassen sie nur an schroffen Uferstellen, wo das Wasser tief ist, und wo sie daher mit einem Satze in's Meer hinabspringen können. Werden sie auf einer langen, allmälig abfallenden Sandbank von Menschen überrascht, so sind sie allemal verloren, weil sie trotz aller Anstrengung, ihrem Verderben zu entrinnen, nicht im Stande sind, die lange Arrieregarde des Fettschwanzes rasch genug fortzuschleifen. An den schroffen Ufern aber, die sie sich als Lieblingsplätze aussuchen, und wo sie wie die Sirenen an der Küste Siciliens scherzen und verkehren, bedürfen sie nur eines Satzes, sich in Sicherheit zu bringen.

Die Leute legen hier diesen Thieren auch Angeln im Sande, in denen sie sich mit den Füßen fangen. Allein unsere Schiffer gaben uns die Beschreibung von einer noch grausameren oder wenigstens in der Vorstellung gräßlicheren Fangweise mittels Haken, die so gelegt werden, daß die Thiere sie sich selbst in die Brust stoßen. Dergleichen eiserne Haken sind an einem Quereisen befestigt und mittels eiserner Ringe und Ketten mit einander verbunden. Man hat Fangeisen mit 30 — 40 solcher Haken in geringen Entfernungen von einander, und diese ganze Hakenreihe wird an zwei langen Ketten oder

Stricken ausgespannt und im Wasser da vor Anker gelegt, wo die Seehunde gewöhnlich in's Wasser hinabzuspringen pflegen. Die Haken stehen etwas schief und sind ein wenig gekrümmt, so daß sie gerade mit dem ebenfalls etwas schrägen Sprunge des Thieres zusammentreffen müssen. Da die Seehunde, wie gesagt, gewöhnlich an einer anderen Stelle die Sandbank hinauf- und an einer anderen hinabgehen, so merken sie nichts von der ihnen gelegten Falle, und werden sie nun in Schrecken gesetzt, so stürzen sie sich mit Gewalt auf die Haken hinab, und mancher bleibt dabei, wenn es glücklich geht, hängen. Die armen Thiere müssen sich oft lange auf ihren Haken herumdrehen, bevor der Mensch sie völlig tödtet.

Die hübscheste, aber auch arglistigste Weise, die Seehunde zu fangen, ist die, bei der die Menschen sich selbst als Seehunde verkleiden und sich mitten in die Gesellschaft dieser Thiere begeben. Ich glaubte sonst, daß diesen Kunstgriff bloß die Grönländer verständen, aber ich hörte zu meiner Ueberraschung, daß auch die Friesen hier ganz ähnliche Künste üben. Sie haben ein aus Seehundsfellen gefertigtes Kleid, das sie über den Kopf und den ganzen Leib ziehen. In diesem Kleide kriechen sie oft auf langen Strecken über die Sandbänke langsam und unbehilflich zu den Seehunden heran. Am leichtesten verräth sich der Mensch durch seine langen Arme und Beine. Jene ziehen sie daher bis zum Ellbogen an die Brust heran, und die Bewegungen der Beine verbergen sie unten am Boden, indem sie

ein nachschleppendes Fell darüber hinwerfen. Die Flinte halten sie unter dem Leibe.

Oft kriechen zwei oder drei Jäger zugleich auf verschiedenen Wegen zu den Seehunden hin. Daß diese Maskerade ihnen so häufig gelingt, ist ein neuer Beweis davon, wie viel Aehnlichkeit der Mensch mit diesen Thieren hat. Eine gut zusammengepackte ägyptische Mumie ist kaum davon zu unterscheiden. Ich sage dieß nicht, um den Menschen herabzuwürdigen oder zu bespötteln, sondern weil ich daraus beweisen zu können glaube, daß die Alten ihre Vorstellungen von den Tritonen, Sirenen, Nereiden und anderen mythischen Halbmenschen und Halbfischen von den Seehunden hergenommen haben.

Die Seehunde haben allerlei wunderliche Manieren und machen putzige Gesten und Pantomimen. Besonders lebhaft sollen sie werden, wenn das Weibchen das Männchen ruft, sowie wenn sie sich schnäbeln und kosen. Sie halten zuweilen im Kriechen still, erheben sich, schwingen sich mit dem Kopfe und Oberleibe hin und her und zappeln mit den Vorderfüßen.

Die Menschen, welche sie beschleichen, wissen ihnen dieses Spiel täppisch, d. h. hier geschickt genug nachzumachen. Sie erheben sich wie sie, schwingen sich mit Kopf und Brust recht plump hin und her und zappeln mit den Händen, als riefen sie ihre Genossen.

Sind sie ihnen endlich nahe genug, so werfen sie die Maske ab, und es heißt für die Thiere: sauve qui peut! Ein jütischer Schiffer, mit dem ich einmal über diese

Jagd sprach, und der mir eine Schilderung davon machte, begleitete seine Erzählung so durchgängig mit den eigenthümlichen Gesten und Manieren der Seehunde, daß sie ihm ganz natürlich geworden zu sein schienen, und ich ihn geradezu einige Mal an dem Arme fassen mußte, um ihn zu nöthigen, wieder menschliche Manieren anzunehmen, denn ich war nahe daran, dem guten Manne in's Gesicht zu lachen.

Zuweilen verläuft sich auch wohl ein Seehund in die Dünen, wo er dann leicht von den Leuten, die immer suchend und spürend am Strande auf- und abschleichen, entdeckt wird. Besonders thun die Thiere dieß da, wo das Dünenland so schmal ist, daß sie die Brandung des äußeren Meeres in stillen Nächten von dem inneren Meere aus vernehmen können. Der Seehund geht dem Rufe dieser Brandung, die er erlauscht, nach.

Ich kann noch hinzusetzen, daß überall an den Mündungen der Weser und Elbe der Robbenschlag auf den Watten ein kleiner Erwerbszweig der Bewohner ist. Die Robben kommen bis an die Sandbänke bei der Mündung der Ems und auch bis nach Holland.

Bei List und Röm giebt es die größten Fischereien dieser Gegend. Es werden hier Störe, Heringe und andere Fische gefangen. Zuweilen, d. h. vielleicht alle 20 Jahre, strandet hier auch ein Wallfisch. Dieses interessante Thier war sonst in diesem Meere gar nicht selten, jetzt erscheint es aber hier so verein-

einzelt, wie etwa der Wolf in der Lausitz. Indessen sind noch in diesem Jahrhunderte an allen Küsten der Nordsee, in England, Holland, Norddeutschland, Jütland, Norwegen, Wallfische gescheitert und gefangen worden. In dem Museum zu Bremen hängt das Gerippe eines solchen gescheiterten Wallfisches, in dem Museum zu Edinburgh befindet sich ebenfalls eins, und auch die holländischen Museeen hat die Nordsee mit solchen Thierskeletten versorgt.

Es wäre interessant genug, wenn wir einmal eine vollständige Zusammenstellung aller Scheiterungsfälle von Wallfischen an den besagten Küsten erhalten könnten.

Die flachen Küsten der friesischen Seeländer sind dem Wallfische besonders gefährlich, und kommt er in diese Gegend, so ist er meistens verloren. Er wird dann vom Sturme auf den Strand geworfen, oder, was wohl noch gewöhnlicher ist, die Fluth führt ihn über die Sandbänke heran, und die Ebbe läßt ihn darauf liegen. Ja, man sagte mir, die Wallfische kämen zuweilen freiwillig, von Läusen geplagt, auf die Sandbänke, um sich daran zu scheuern, und es ereigne sich dann zuweilen, daß sie ihre große Körpermasse nicht wieder herunterbringen könnten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sollen 10 Wallfische, 5 Männchen und 5 Weibchen, auf ein Mal zwischen der Weser und der Elbe auf den Strand gelaufen sein. Man machte dabei die Bemerkung, daß die Männchen und Weibchen immer in einer Reihe so schwimmen, daß sie mit einander abwechseln, d. h. daß erst ein Männchen, dann

ein Weibchen, dann wieder ein Männchen u. s. f. schwamm.

Ich hörte hier von mehren neueren Strandungsfällen von Wallfischen. Einer war mir besonders merkwürdig. Jütische Schiffer sahen einen Wallfisch auf einer Sandbank liegen und waren, da er sich nicht regte, der Meinung, er sei todt. Sie kamen also mit Stricken herbei und legten, indem sie diese Stricke am Schwanze und den Flossen befestigten, das Thier vor Anker, damit die Fluth es ihnen nicht wegspülen möchte. Dann fingen sie in aller Gemüthsruhe an, dem Thiere den Speck aus dem Bauche zu schneiden, und brachten auch wirklich einige Tonnen heraus. Als aber Einer etwas tiefer schnitt und mit seinem Hiebe auf Knochen und Fleisch kam, fing die ganze scheinbar todte Masse plötzlich an zu zucken, sich zu regen, zu bewegen und in furchtbaren Convulsionen um sich herum zu schlagen. Der Wallfisch hatte, wie es diesem Thiere oft geschieht, in einer ohnmächtigen Betäubung dagelegen, und die Hiebe in's Fleisch hatten ihn erweckt. Er arbeitete so gewaltig, daß es ihm gelang, tieferes Wasser, das unglücklicher Weise sehr nahe war, zu erreichen, und die Jüten, die dieß noch zeitig genug bemerkten, schnitten so schnell als möglich ihre Stricke ab, um wenigstens diese und die Anker zu retten. Der Wallfisch kann als Säugethier bekanntlich 2, 3 und mehr Tage auf dem Sande liegen, ohne des Wassers zu bedürfen und ohne zu sterben.

Nach einigen Wochen vernahmen die Fischer durch die

Tagesblätter, daß an der östlichen Küste Englands ein gescheiterter Wallfisch mit einem Strickende am Schwanze gefunden worden sei, der offenbar schon ein Mal in den Händen von Menschen gewesen sein müsse, und sie erkannten daraus, daß sie nun alle Hoffnung auf die Wiedererlangung ihres Thieres aufgeben müßten.

Das Land List.

Wir landeten endlich auf List. Dieß ist eine Düneninsel, die durch einen Dünenisthmus mit der Insel Sylt zusammenhängt. List ist seit 400 Jahren von einer Hand voll Jüten bewohnt und gehört unter dänisches Regiment. Die Friesen behaupten, daß dieses Land sonst ihnen gehört habe, und die ersten dänischen Bauern, die dasselbe in Folge eines königlichen Schenkungsbriefes in Besitz nahmen, lebten in Krieg und Unfrieden mit den Friesen. Sie gingen daher nie ohne Waffen aus und durften es auch lange Zeit nicht wagen, die Kirchen der friesischen Dörfer zu besuchen. Sie segelten deßhalb jeden Sonntag nach der drei Stunden entfernten Insel Röm zur Kirche, bis sich allmälig diese Streitigkeiten ausgeglichen hatten.

Eigentlich gehört das ganze Lister Land nur zwei großen Bauergutsbesitzern, welche dänische Bols- oder Lehnsmänner sind. Wahrscheinlich sind sie die größten Bauergutsbesitzer in ganz Dänemark, denn es gehört ihnen das ganze Land mehre Stunden weit rund herum. Da es aber meistens lauter Dünen mit wenig anliegen-

den Wiesen und Aeckern sind, so bedeutet ihr Besitz nicht viel. Außerdem wohnen dort noch einige Häusler, im Ganzen etwa 50 in diesem Erdwinkel verlorene Menschenseelen.

Wir besuchten die Bauern und fanden in ihren Häusern Alles recht hübsch und ordentlich eingerichtet. Ihre Gehöfte waren groß und geräumig, und ihre Familien präsentirten sich mit Anstand und Würde. Auch fanden wir einige dänische Badegäste bei ihnen, die sich diesen einsamen Strand ausgesucht hatten, um die Störungen allzugroßer Geselligkeit bei der Cur zu vermeiden, ein Zweck, den sie hier gewiß vollkommen erreichten. Neben den Häusern lagen Schiffsplanken, Bruchstücke von Masten und anderes Schiffsgeräth, das die Bauern von gestrandeten Schiffen zusammengeschleppt hatten. Bei allen solchen entlegenen Dünendörfern findet man dergleichen melancholische Reste der Zerstörung.

Der Anblick des Landes rings umher ist der eigenthümlichste, den man haben kann. Das Dorf liegt auf einem hohen Grasplatze, der eine Art Landzunge bildet. Von da aus gehen Wiesen am Ufer hin und landeinwärts, die wir mit dem Vieh der Bewohner bedeckt fanden. Die Wiesen setzen überall schroff gegen die Dünen ab, die in langen, mit Heide bewachsenen Sandmassen sich gegen sie vorgeschoben haben. Mehre Buchten dringen ins Land hinein, und lange dürre unbewohnte Dünenarme strecken sich zwischen diesen Buchten hin, wie die bemoosten Aeste eines vertrockneten Baumes. Eine dieser Buchten heißt der „Schlachten=

hafen," eine andere der „Königshafen," weil hier der ritterliche König Christian IV. im Jahre 1644 eine vereinigte schwedisch-holländische Flotte schlug. Das Andenken an diese Schlacht lebt noch im Munde der Leute.

Um zu begreifen, daß eine solche Schlacht hier zwischen den Dünen geschlagen werden konnte, muß man wissen, daß die Meerenge im Norden von List, zwischen dieser Insel und der Insel Röm, einen sehr tiefen Durchgang hat, und zwar den tiefsten und bequemsten an der ganzen Küste der cimbrischen Halbinsel. Es können hier aus dem stürmischen Ocean die größten Linienschiffe sich in das ruhige Binnenmeer retten und hinter den Dünen vor Anker gehen. Viele, die das „Lister Tief" kennen und erreichen können, benutzen dieß in Zeiten der Gefahr, und es ist schon oft die Rede davon gewesen, hier wieder einen brauchbaren Hafen anzulegen.

Wir liefen über die sumpfigen Wiesen hinweg und erstiegen die Dünen, und nun wünschte ich malen zu können, um dem Leser, der so etwas nicht gesehen hat, einen Begriff von dem Anblick zu geben, der sich uns darbot.

Auf der Binnenseite waren alle Dünen von blühenden Heidekräutern, mit welchen sie überzogen waren, dunkelbraun gefärbt. Diese dunkle Farbe warf eine schöne Schattirung in das helle Gelb, von dem die anderen kahlen Sandberge schimmerten.

Vor uns lag ein breiter großer Dünenkessel, der wohl über eine halbe Stunde im Umfange haben mochte. Er schien sumpfig und mit etwas Schilf und Grä-

fern auf seinem Grunde bewachsen zu sein. Viele weiße Dünengipfel, deren Farbe mit dem dunkeln moorigen Grunde des Kessels in malerischem Contraste stand, reihten sich rings um ihn herum. Ein kleines Mädchen, das, ich weiß nicht, auf welche Botschaft ausgesendet worden war, arbeitete sich mühselig, aber geduldig durch diese Sandeinöde hindurch.

Zur Rechten und Linken eröffneten sich noch manche solcher Dünenkessel und mehre wild überwachsene Dünenreihen, von denen die eine „der Ellenbogen" hieß.

Vorn über den Dünenkessel hinweg schweifte der Blick auf dem großen Ocean hin, dessen Brandung weit umher das Ufer mit einem weißen Gürtel umsäumte. Dieser Gürtel schien uns wie eine dünne schmale Schneemauer fest zu stehen, weil wir zu entfernt waren, um die darin vorgehenden Bewegungen bemerken zu können.

Rückwärts lag uns das ruhige Binnenmeer und der öde Königshafen mit seinem prächtigen Namen und tiefen Busen, aber ohne ein einziges Schiff. Hier und da zeichneten sich im Wasser die Linien der aus dem Meere hervortretenden Sandbänke ab, und da und dort entblößte eine kleine Insel oder Halbinsel ihren nackten Rücken mitten in den graulichen Wogen. Auf einem dieser Sandrücken ragte ein hohes Gerüst hervor; es war eine aus Wallfischrippen gebaute Triumpfpforte, welche die Lister dort einst zu Ehren ihres Königs errichtet hatten.

Wie gesagt, ich kann diese Krone von Dünenarmen und Sandgebirgsreihen, welche hier dem Nord-

stück der Insel aufgesetzt ist, mit nichts Besserem vergleichen als mit einem dürren Baume; nur sind die Aeste Stunden lang, das anhängende Moos wird von ganzen Moos-, Schilf-, Heide- und Gestrüppfeldern gebildet, jedes Thal giebt eine der Runzeln des Baumes ab, jeder Kessel bildet ein Astloch, und jedes Heidefeld macht einen Strich in seiner Zeichnung. Dazu ist der ganze Baum umgestürzt und liegt faulend im Wasser.

Wie die Mücken die Aeste eines solchen Baumes umtanzen, so flogen Schaaren von großen Seemöven von Hügel zu Hügel. Sie saßen in Menge an der ganzen Strandfläche, in großer Gesellschaft und doch einsam, denn jede hatte ihren besonderen Platz eingenommen und hielt sich 10 Schritt von ihrer Nachbarin entfernt. Sie nahmen sich in der Ferne wie weiße Blumen aus, die am Saume des Ufers blühten. Sie nickten und schaukelten sich zuweilen hin und her, und es schien, als wenn Blumen vom Winde bewegt würden; sie lüfteten mitunter die Flügel, und man bildete sich ein, die Blumen öffneten ihre Kelche.

Diese Seemöven, sowie viele andere Vögel, die sogenannten Bergenten, verschiedene andere Entenarten, Austernfischer, Streithähne, wilde Gänse (man nennt sie auch zuweilen Eidergänse), nisten hier zu Tausenden in den Dünen. Die Bewohner des Landes nehmen ihnen im Frühling die Eier, sammeln sie und verhandeln sie ans Festland. Sie sollen jährlich 30,000 bis 50,000 Stück gewinnen.

Den Bergenten baut man aus Bretern eigene kleine, bequeme Nester, die man in die Dünenhöhlen und Löcher hinstellt. Diese Nester oder Kasten haben oben einen Schieber, so daß man bequem hineinlangen und selbst unter der Mutterente, die ihr Nest nicht verläßt, so viel Eier wegnehmen kann, als man nicht liegen zu lassen wünscht.

Die Leute wählen Einen unter sich aus, den sie über die Eier und Nester setzen, und welcher der „Eierkönig" genannt wird. Dieser Eierkönig hat das weite Dünengebiet zu seinem Tag- und Nachtquartier, und es liegt ihm ob, die Nester der Bergenten vorzurichten und nachzusehen, wo die Möven nisten und legen, und sie vor Raubthieren und Menschen zu behüten. Die Möveneier sollen den Hühnereiern an Nahrhaftigkeit nichts nachgeben, obgleich sie allerdings einen Beigeschmack von der See haben.

Wir fanden auf den Gipfeln der Dünen überall kleine runde rothgefärbte Kugeln, die aus dem Gesäme einer Beere zusammengeballt zu sein schienen. Man belehrte mich, daß die großen Seemöven diese Kugeln von sich gäben, wie die Raubvögel und die Hirsche ihr Gewöll.

Die Möven nämlich kommen, nachdem sie sich am Strande mit Fischen und Würmern gesättigt, hierher auf die Gipfel der Dünen, um zu verdauen, und es scheint, als wenn ihnen dabei die rothen Beeren eines gewissen hier sehr häufigen Gewächses besonders dienlich wären. Sie können aber die Schalen und Körner dieser Beeren nicht verdauen und geben sie, zu den besagten Kügelchen geballt, wieder von sich. Ich sah die Beeren hier überall und be-

merkte, daß Farbe, Körner und Schale mit den Ingredienzien des Seemövengewölls völlig übereinstimmten.

Ich muß gestehen, ich trennte mich schwer von diesem tiefmelancholischen, in seiner Art aber großartigen Erdfleck. Ich überblickte noch einmal das ganze öde Bild, ich gedachte des einsamen Seehundes auf der Sandecke, — der vereinzelten Fischer, die in ihren Booten auf- und abtanzten, — der Möven auf den Hügeln der Dünen, — der Triumphpforte aus Wallfischknochen, — des Eierkönigs, der über diese Wüsteneien seinen Birkenstab als Scepter schwingt, und konnte mir, wenn ich in den morastigen Dünenkessel unter mir hineinblickte, ganz gut einbilden, daß ein griechischer Dichter, wenn er diesen Ort gekannt, wohl einen der Eingänge zur Unterwelt hierher verlegt haben würde.

Ich bin nicht sicher, ob die Naturforscher dem Publicum schon zum Ueberdruß von den Thieren erzählt haben, welche diese Sanddünen entweder erzeugt haben, oder die doch von der Eigenthümlichkeit dieser Dünen in ihren Sitten und Gewohnheiten bedingt werden. Ich hörte sehr viel Merkwürdiges von ihnen und zwar besonders von dreien, nämlich erstens von einem Fische, zweitens von einer Spinne und drittens von einem Wurme.

Der Fisch, der mit dem Sande der Dünen in Verbindung steht, ist klein, länglich und dünn und heißt Spierling. Er hat die Eigenheit, daß er sich im Sande verkriechen kann. So wie er im Wasser verfolgt wird, schießt er auf das Land und schlüpft in den Dünensand hinein. Er soll dieses Manöver mit einer so gro-

ßen Schnelligkeit ausführen, daß er auf der Stelle wie ein Blitz verschwunden ist, und oft mehre Fuß tief in den feuchten Sand eindringt.

Gegen den Menschen hilft ihm indeß diese wunderbare Geschicklichkeit nicht viel, denn ist die Natur schlau und verbirgt sie ihre Kinder im Wasser oder in der Erde oder im Sande oder in den Bäumen oder in der Luft, so holt sie der Mensch doch überall aus dem Wasser, aus der Luft, aus den Bäumen, aus dem Sande und aus der Erde hervor. Die Leute wissen zu beurtheilen, wo im Sande der besagte Fisch etwa stecken möchte, und sie holen ihn mit Haken aus seinem Schlupfwinkel hervor. Man kennt diesen Fisch auf allen Düneninseln der Nordsee. Wo aber keine Sanddünen sind, da findet er sich nicht.

Die Dünenspinne ist dadurch merkwürdig, daß sie sich eine sehr künstliche Wohnung im Sande bereitet. Sie soll sich eine ziemlich tiefe regelmäßige kleine Höhle mit mehren Abtheilungen und langen wohlversteckten Eingängen anlegen. Auch soll bei ihr ein höchst wunderbares Phänomen sich zeigen. Das Weibchen soll nämlich nach der Begattung, sobald das Männchen den befruchtenden Samen in ihr niederlegte, eben dieses Männchen anfallen und auffressen. Diesen Umstand berichtete mir ein naturforschender Arzt der Insel.

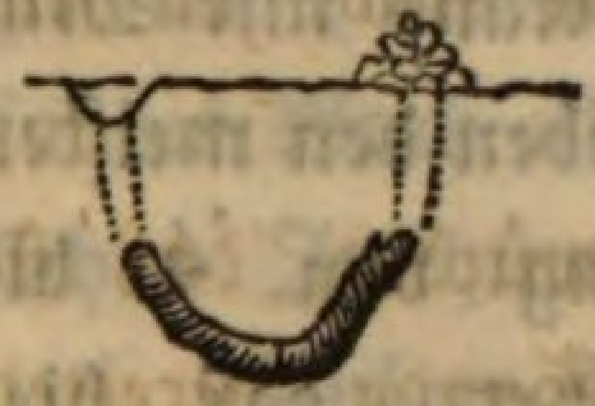
Es ist interessant, zu sehen, wie die Thiere sich überall den Umständen accommodiren, wie sie sich ihnen anschmiegen und Neues lernen oder Altes verlernen, je nach der Beschaffenheit des Wohnplatzes, der ihnen

angewiesen ist. Man kann wohl sagen, daß, wie jede Bodenart, je nach der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, ihre eigenen Pflanzen hat, sie ebenso auch ihre eigenen Thiere erzeugt.

Das merkwürdigste von allen hiesigen Sandthieren ist aber dasjenige, welches den Sand nicht nur zur Wohnung benutzt, sondern denselben auch frißt und beständig in großen Quantitäten verschlingt.

Es ist dieß ein großer dicker Wurm, der im Dünensande am Rande des Meeres wohnt und dem die Fischer nachgraben, um ihn als Lockspeise zu benutzen.

Dieser Wurm ist unserem Regenwurme sehr ähnlich, aber dicker als dieser. Er hat seine Wohnung etwa einen Fuß tief unter der Oberfläche. Hier liegt er in gekrümmter Lage, mit dem Maule nach der einen Seite und mit dem Schwanzende nach der anderen Seite gerichtet.



Damit er in dieser Lage nicht durch den Sand über ihm genirt werde, hat er, ich weiß nicht wie und durch welchen Leim und Kitt, eine kleine Sandröhre gebildet, in welcher er sich bequemlich je nach Umständen ausstreckt oder zusammenzieht. Ich habe eine solche Sandröhre selbst besessen. Sie war im höchsten Grade zierlich und bestand durchweg nur aus einer Lage von Sandkörnern; aber alle diese kleinen halbdurchsichtigen Körner waren so fein aneinander gefügt, daß es ohne Zweifel einem Edelsteinarbeiter unmöglich gewesen wäre, eine solche Röhre zu Stande zu bringen. An keiner Stelle waren die Sandkörner zusammengeballt, sondern

eines befand sich regelmäßig neben dem anderen, so daß das Ganze sich als ein bewunderungswürdiges Kunstwerk darstellte.

Vorn nun schluckt das Thierchen den Sand in Masse ein und sieht, wenn es wohl gespeist hat, wie eine kleine Sandwurst aus. Die nährenden Theilchen, welche der Sand und das mitverschluckte Wasser enthalten, verbraucht es zu seiner Existenz, den Sand aber giebt es auf der anderen Seite wieder von sich. Dieser wird in einer Menge kleiner runder Streifen auf die Oberfläche des Strandes hinaufgedrängt und liegt da wie ein Häufchen durcheinander geschlängelter und verwirrter Würmer.

Man sieht in der Ebbezeit den Strand mit Millionen solcher Sandhäufchen bedeckt, und neben den meisten entdeckt man etwa in einer Entfernung von 4 bis 5 Zoll ein Loch, welches davon herrührt, daß hier der Wurm den Sand in sich einsaugt.

Viele Menschen zertreten diese Löcher und Häufchen, ohne zu bedenken, welches wunderbare kleine Naturphänomen sie da unbeachtet lassen.

Der Dünensand hat sogar die Menschen zu einer besonderen Art von Thätigkeit und Kunstfertigkeit erweckt. Ich sah auf meiner Insel ein „Sandgemälde," wie ich es nie zuvor gesehen. Es hatte ein müßiger Künstler verschiedene Arten von Dünensand gesammelt, sie, ich weiß nicht mit welchem, Kitt verbunden und zwischen einem hölzernen Rahmen so auf- und eingetragen, daß sie wie eine Art Mosaik eine ganz

hübsche Landschaft darstellten. Dieses Gemälde erinnerte mich an eine Malerei aus dem Farbenstaub von Schmetterlingsflügeln, die ich einst in einem österreichischen Kloster sah. In London traf ich einen armen Polen, der eine ziemliche Anzahl großer hübscher Landschaften aus Papierschnitzeln äußerst künstlich und geschmackvoll zusammengeleimt hatte. Die einzelnen Blätter der Bäume dieser Landschaften bestanden aus zierlich zurecht geschnitzten grünen Papierstückchen. Bei jeder Baumgattung war die besondere, ihr eigenthümliche Form der Blätter naturgetreu nachgebildet. Da man die Geschichte der freien, schönen und nützlichen Künste schon geschrieben hat, so müßte nun Jemand die Geschichte der unnützen Künste und Künsteleien schreiben. Es könnte dieß ein eben so interessantes Buch abgeben, wie das einer Geschichte der menschlichen Irrthümer.

Unsere Freunde hatten ihre Körwagen nachkommen lassen, und wir machten der Abwechselung wegen unsere Rückreise zu Lande. Auf der schmalen Landzunge, welche die Inseln List und Sylt verbindet, blieb uns zuweilen zwischen den Dünen und dem Haff nur ein enger Weg am Rande übrig, weil die Dünen hier ebenfalls sehr stark vom Ocean zurückgeworfen werden. Man fürchtet sehr für diese Stelle und besorgt, daß sie einmal durchbrochen werden möchte.

Obwohl bei einem solchen Durchbruch unmittelbar nichts als Sandwüstenei verloren gehen würde, so gewönne dadurch doch das Meer ein neues Thor, um ungehindert in die inneren Gewässer zu gelangen. Es wür-

den dadurch alle entfernteren Marschländereien, nicht nur die der Insel, sondern auch die der gegenüber liegenden Festlandsküste dem Verderben mehr exponirt sein; auch würden alle Verhältnisse des inneren ruhigen Meeres dadurch geändert werden. Alle Landschaften weit und breit umher sind deßhalb dabei interessirt, daß die Dünen hier conservirt werden.

Der letzte bedeutende Dünendurchbruch, der in diesen Gegenden auf der Westküste Jütlands stattgehabt hat, ist der Durchbruch des Limfiords, ich glaube im Jahre 1834, gewesen, und es ist unglaublich, wie viel mir die Leute von den verschiedenen Veränderungen, die in Folge dieses Durchbruchs stattgehabt hatten, zu erzählen wußten.

Bis zum Jahre 1834 war jener große, über 20 Meilen lange Meeresarm ein abgeschlossener Busen des östlichen Meeres. Durch den Durchbruch wurde er eine Meerstraße zwischen der Nordsee und dem Kattegat, und das nördliche Jütland, das Land Van-Syssel, wurde dadurch eine Insel. Die Fluth und die Ebbe der Nordsee gehen nun in dieser Straße aus und ein, und die anliegenden bisher geschützten Landschaften genießen jetzt alle Vor- und Nachtheile, welche Ebbe und Fluth veranlassen. Namentlich sind die Fische des Limfiords durch diesen Durchbruch verstört worden und die Häringsfischer verarmt, denn diese Thiere fanden sonst hier, wie in allen übrigen östlichen Fiorden des Landes, Zuflucht und Schutz, den sie nun entbehren, weßhalb sie sich nur selten noch einstellen.

Uebrigens hat sich der Limfiord im Laufe der

Jahrhunderte schon mehre Male bei Sturmfluthen geöffnet und wieder durch Versandung allmälig auf Jahrhunderte geschlossen.

Wir haben in diesem Jahrhunderte schon mehre bedeutende Dünendurchbrüche erlebt, so namentlich auch den von Pillau bei Königsberg. Von einem anderen an der russischen Küste, von dem Niemand bei uns Notiz genommen hat, könnte ich gleichfalls berichten, wenn es mich hier nicht zu weit abführen würde. Es wäre interessant, wenn man sie alle in nationalökonomischer und naturhistorischer Beziehung schildern und zusammenstellen könnte.

Ich betrachtete von jetzt an jede Form und Gestalt, unter welcher sich mir eine Düne darstellte, als ein interessantes Phänomen, daher war mir auch eine große lange Dünenbarre oder Schleuse sehr merkwürdig, die ich in der Nähe jener beengten Inselstelle auf Sylt sah. Sie bestand einzig und allein aus gelbem, sehr klarem Sande.

Sie war ohne Zweifel noch nicht lange aufgeworfen, denn es wuchs kein einziges Grashälmchen auf der ganzen Strecke. Sie leuchtete in die Ferne, wenn das Licht stark darauf fiel, wie eine Bank von Schnee. Wahrscheinlich war hier eine Stelle, wo der Wind sehr stark angreift und den Sand in einem fortwährenden Stäuben vor sich her schiebt. Mitten zwischen den anderen grünen und begrasten Dünengipfeln kam mir jene Bank wie ein Wassersturz vor, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht aus Tropfen, sondern aus Sandkörnern bestand, und daß er im Laufe der Jahrhunderte nur sehr langsam fortströmte.

Der Sand bestand aus lauter reinem, durchsichtigem Quarz. Ich konnte diesen Sand nicht anders als mit der größten Verwunderung betrachten. Ist er das Product der Wellen, welche die Kieselsteine und Quarzblöcke an einander schlugen und zertrümmerten, so vermochten sie dieß Werk nur im Laufe unzähliger Jahrtausende zu Stande zu bringen.

Wir brauchen nicht erst zu den Sternen und ihren unberechnenbaren Größen, Entfernungen und Zahlen hinaufzusteigen, um den Schwindel des Erstaunens zu empfinden. Hier auf Erden in dem puren Sande finden wir Wunderwerk genug. Man denke nur an alle die Sandkörner einer einzigen solchen Düne und dann an alle die Dünen an diesen weitgedehnten Küsten, aller der unzählbaren Sandkörner der arabischen, afrikanischen und preußischen Sandwüsten zu geschweigen. Da ist für den nachdenkenden Phantasten Anlaß zu Schwindel genug vorhanden.

Wie lange, wie oft erhoben sich die Wellen, die all diesen Grus zertrümmerten? Das ist eine Geschichte, die weiter hinaufreicht als die mosaischen Schöpfungstage.

Ich begreife nicht, daß wir nicht mehr geistreiche Untersuchungen über den Sand haben. Vielleicht gehört er zu den großen Wundern, die nur deßwegen nicht mehr beachtet werden, weil sie zu gemein sind.

Ich hatte, so lange ich an jenen Küsten weilte, immer etwas Sand zwischen den Fingern, rieb und schob ihn hin und her, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ein kleines blinkendes Sandkorn auf die Spitze meines Fingers

und dachte mir, wie es wohl mit seinen Winkeln und Ecken und in seiner ganzen Gestalt eine längere Geschichte hätte als die ganze alte deutsche Nation, vielleicht eine längere als das ganze Menschengeschlecht. Wo wurde der Quarzkrystall gebildet, zu dessen Trümmern dieses Sandkörnchen gehört? — Wo war dieser Krystall einst befestigt? — Wer brach ihn da los? — Wie zerschlugen ihn die Wellen in kleinere und immer kleinere Stückchen?

Sie warfen ihn Aeonen lang am Strande hin und her, ließen ihn, Millionen Tage lang, täglich tausend und aber tausend kleine Reisen machen, rollten ihn auf und ab. Der Wind führte ihn fort und gebrauchte ihn zum Andämmen einer Düne; da lag er, von anderen seiner Leidensgenossen gepreßt, die Marschen schützend und von den Anwohnern der Küsten gesegnet, zwei Jahrhunderte lang, bis er wieder, vom nacheilenden Meere ergriffen, ins Wasser fiel und den alten Tanz von Neuem begann und die Luftreise von vorn anfing, bis er abermals zum Schutz und Segen der Marschen in der Düne sich zur Ruhe legte.

Es liegt etwas Wunderbares in einem solchen Sandkorne, und ich könnte dahin kommen, auf jedem einzelnen am Ende einen kleinen, sein Schicksal bewachend und sein Spiel mit ihm treibenden unsterblichen Geist zu erblicken. Könnte man vor jedes Auge sich ein Mikroskop binden und dann wie der Spierling in so eine Düne hineinschießen, so würde einem ein Dünenberg, der ja in der That nur eine Anhäufung einer unzähligen Masse kleiner Krystallbröckelchen ist, wie das wun-

derbarste Gebäude von der Welt vorkommen. Die Sonnenstrahlen würden erleuchtend durch alle diese kleinen krystallenen Körper fallen. Man würde sehen, wie jedes Sandkörnchen gestaltet und von mannichfaltigen kleinen Bruchflächen begränzt ist, und würde erkennen, wie es noch selbst wieder aus vielen Theilen zusammengesetzt ist.

Doch das ist für Leute, die nur gewöhnliche Augen haben und die in den Dünen weiter nichts als uninteressante Sandhaufen erkennen, bloße Phantasterei. Wahr ist aber noch dieß, daß die Dünen hie und da zuweilen auf ihrer Oberfläche kleine Naturspiele zeigen, die ganz allerliebst in die Augen fallen.

So beschreibt z. B. der Kopenhagener Naturforscher Professor Forchhammer ein artiges kleines Phänomen, das er mehre Male auf der Oberfläche jütischer Dünen beobachtete.

Diese Dünen sind zum Theil aus gelbem Quarzsande und schwarzem bröckeligen Titaneisen gemischt. Wenn der Wind über den Hügel hinfährt, so häufelt oder furcht er den Sand und überzieht ihn auf dieselbe Weise mit einer Menge kleiner Wellen, Wellenberge und Wellenthäler, wie dieß dann geschieht, wenn der Wind über das Wasser hinzieht. Dieß zeigt sich bei allen Dünen. Bei jenen aber ist nun das Besondere, daß jeder Wellenberg aus weißem Quarzsande besteht, während in jedem Wellenthale nur schwarzer Eisensand liegen bleibt, so daß dort die gelben Dünen mit einem feinen Netze schwarzer Striche überzogen sind.

Meine Freunde machten mich unterwegs auf mehre

Dünenabhänge aufmerksam, wo die Heidekräuter und die Dünenhalme mit einander gemischt waren und neben einander wuchsen. Sie sagten, die Heide habe hier den Vertilgungskrieg mit dem Dünenhalm begonnen, und dieser sei im Absterben begriffen. Wie nämlich auf den Schlickbänken, welche allmälig ackerbare Marschen werden sollen, eine Pflanze nach der anderen erscheint und eine die andere verdrängt, eben so geschieht es auch auf den vom Winde aufgeworfenen Sanddünen.

Hier erscheint zuerst gewöhnlich Dünenhafer, den der Dünenroggen, der stärker ist als dieser, erdrückt. Nun erst können die Heidekräuter kommen, dringen aber mit solcher Uebermacht an, daß sie im Laufe weniger Jahrzehnte allen Dünenhalm vertilgt und ausgeschlossen und den Sand mit brauner Heide überzogen haben.

Auf einem Felde, wo dieser Kampf stattfindet, steht die Heide mehr oder weniger dicht, und dazwischen sieht man kleine Stellen, die noch mit grünen Dünenhalmen bewachsen sind, wie eingesprengte kleine Oasen. Da, wo der Sieg der Heide schon entschieden ist, erscheinen nur noch in Entfernungen von 10 Schritten ganz vereinzelte Dünenhalme. Wenn die Heide den Sandboden eine Zeit lang — vielleicht 100 Jahre? — bedeckt hat, so können auch Ackerpflanzen kommen. Der Boden kann aufgerissen und zum Kartoffel-, Rüben- und Haferbau benutzt werden. Es giebt mehre kleine innere Dünen, die mit in das Gebiet des angebauten Landes gezogen worden sind.

Zu den berühmten Naturschauspielen auf der west-

lichen Seite von Jütland gehört noch die Aussicht von dem sogenannten „rothen Kliff,“ das wir auf dem Heimwege besuchten. Es ist dieß ein über 100 Fuß hoher schroffer Abhang der Küste, der dadurch entstanden ist, daß das Meer hier das hohe Geestland der Insel durchsägt hat. Es sind selbst auf dieses hohe Ufer Dünen aufgesetzt und mit ihnen ist das Ganze etwa 200 Fuß hoch.

Man sieht von hier weit über das Meer hin, und der breite helle Saum des flachen Sandstrandes, der sich rechts und links wie eine große Heerstraße am Fuße hinzieht, nimmt sich wie ein magnifiquer Kunstweg zwischen Fels und Meer aus.

Das rothe Kliff hat seinen Namen von der röthlichen Farbe seines Gesteins, und die Nordseeschiffer kennen diesen rothen Streifen der Insel Sylt sehr wohl. Man zeigte uns später mehre Dendriten, Echiniten und andere versteinerte Gegenstände, die sich in diesem Kliff finden, und bemerkte zugleich, daß dieselben Gegenstände auch in dem Gestein von Helgoland zu finden seien, und daß der helgolander Felsen überhaupt ganz aus derselben festen Keuperformation bestehe, wie diese Sylter Klippen.

Sollte dieß, wie ich glauben muß, seine Richtigkeit haben, so wäre es wohl eben so wenig zweifelhaft, daß Helgoland einst mit diesen Gegenden zusammengehangen und daß das Meer diesen Zusammenhang getrennt hat, wie dasselbe bei den französischen und englischen Kreideklippen geschehen ist, die sich ebenfalls einander vollkommen gleichen.

Ich will hierbei noch bemerken, daß man mir auf Sylt ebenfalls mehrfach versicherte, daß der Dialekt der helgolander Friesen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Sylringer habe, und daß ein Sylringer noch heutigen Tages einen Bewohner des entfernten Helgoland besser verstehe als seine nächsten Nachbarn, die Föhringer und Fastewallinger. Ich sage, ich will dieß erwähnen, obgleich ich nicht so kühn sein will, zu behaupten, daß schon damals, als die rothen Felsen von Helgoland noch mit den rothen Klippen von Sylt zusammenhingen, hier Friesen gewohnt und in Folge dieses Zusammenhanges einen gemeinsamen Dialekt gehabt hätten.

Man wird hier im Westen der cimbrischen Halbinsel vielfach an den Westen von Irland erinnert. Doch sind die Aussichten von den westlichen Klippen Irlands noch viel großartiger als die von den rothen Kliffs der cimbrischen Halbinsel. Uebrigens fanden wir auf diesen höchsten Spitzen der Dünen und Kliffe Sylts selbst im ärgsten Sturme eine eben solche Windstille, wie auf denen von Irland, und dieß aus sehr erklärlichen und natürlichen Ursachen. Was mir aber interessant dabei war, war der Umstand, daß auch das in den Dünen lebende Vieh dieß sehr wohl weiß, indem es sich bei einem starken Sturme gleich auf die Gipfel der schroffen Dünen zurückzieht und sich da aufstellt, um Ruhe und Schutz für seine Augen gegen den im Sturme entführten Sand zu suchen. Dieser vom Winde bewegte eckige Sand ist höchst unangenehm und kann, wenn die Körner etwas

groß und spitzig sind, den Augen gefährlich werden; daher lassen auch Einige, die viel in den Dünen zu thun haben, sich Dünenbrillen anfertigen.

Vom rothen Kliff aus kamen wir durch die Ueberreste eines sylringischen Waldes, welcher „Klawenbusch" heißt. Diese Ueberreste bestanden in einem einzigen niedrigen Busche, der mit seinen knorrigen, verwachsenen und in einander verklammerten Zweigen ganz so aussah, wie es viele Büsche und Bäume in diesen cimbrischen Gegenden giebt. Er hatte dieselbe Physiognomie wie die zu Büschen erniedrigten Bäume in den Steppen und anderen windreichen Ländern.

Die Geschichte, die man uns von jenem Busche erzählte, hätte Aesop in seinen Fabeln benutzen können. Der Klawenbusch, hieß es, sei früher ein großer dichter Wald gewesen, der guten Bestand gehabt hätte, weil ein Baum dem anderen gegen den Wind Schutz gegeben.

Die Bewohner der beiden benachbarten Dörfer hätten ihre „Klawen" (das Nackenholz am Pferdegeschirr) daraus geschnitten. Weil aber die Bewohner des einen Dorfes geglaubt, daß die des anderen eifriger und mehr geschnitten, als ihnen zugekommen, so hätten sie selber nun noch eifriger darauf losgehackt, um ihren Antheil an dem kostbaren Holze in gehöriger Fülle zu beziehen. Dieß hätten die Anderen bemerkt, und, um ihrer Seits nichts zu verlieren, hätten sie ihre Nebenbuhler im Eifer noch übertroffen.

Beide Parteien hätten nun so lange blind darauf

los gearbeitet, bis sie auf einmal zu ihrem Schrecken erkannt, daß von ihrem ganzen Besitzthume nichts mehr übrig geblieben als jener alte knorrige Busch, während sie doch, wenn sie sich gegenseitig über ihre Rechte vereinbart hätten, den Wald zu ihrem und ihrer Nachkommen Nutzen recht gut hätten retten können. Jenen Busch hätten sie daher als Monument ihrer Thorheit oder vielleicht auch in der vergeblichen Hoffnung, es möchte wieder ein großer Wald daraus entstehen, unangetastet gelassen. Jetzt ist das einzige Gehölz auf der Insel nur noch das niedrige Gebüsch, welches die Entenkoje umgiebt, und hier giebt es eine Menge kleiner Fußpfade unter den niedrigen, verschrumpften und dicht verschränkten Bäumen für die Bewohner der Insel, welche an Festtagen oft Vergnügungspartieen hierher machen, um zu erfahren, wie es sich in einem Haine ergehe.

Wir ließen uns die Mühe nicht verdrießen, unseren Körwagen zu verlassen, um eines der an unserem Wege liegenden Gräber zu besuchen, das uns um so mehr interessirte, da es eines von den seltenen flachen viereckigen war, die sich aus uralter, noch über Odin hinaufreichender Zeit herschreiben, und welche Riesenbetten oder „Kämpegräber" (Heldengräber) und hier auf Sylt „Börder" genannt werden.

Diese Börder sind vielleicht auch deßwegen seltener, weil sie in der Regel sehr niedrig sind und sehr viel Raum wegnehmen, so daß sowohl größere Möglichkeit, als auch mehr Grund vorhanden ist, den Pflug über sie

hingehen zu lassen und sie mit dem Ackerfelde zu verbinden, als bei den hohen kegelförmigen Hügeln, welche man hier bloß „Hooger" (Hügel) nennt. Während es auf Sylt über 200 solcher Hooger giebt, sind der Börder kaum ein Dutzend übrig.

Wir erkannten auf unserem Grabe noch deutlich zwei Oeffnungen, in denen wahrscheinlich die zum Grabe gehörigen Steinkammern gestanden hatten. In dem einen Loche lagen noch einige Steine. Doch diese Sylter Grabmäler und die sich an sie knüpfenden Sagen verdienen es wohl, daß wir noch einmal auf sie zurückkommen.

Ein Nordweststurm.

So wohl uns auf dieser Insel gebettet war, so mußten wir doch allmälig an unsere Abreise denken und bestimmten dazu den folgenden Tag. Allein Aeolus und Neptun sprachen dazu ein bestimmtes und deutliches „Quod non!“

Es hatte den Tag vorher schon ziemlich stark geweht, in der Nacht wurde der Wind noch stärker, und den folgenden Tag behauptete man schon, es sei ein Halbsturm; gegen Abend aber blieb uns nichts übrig, als diesen Halbsturm für einen entschiedenen Sturm zu erklären, der uns nun dermaßen zu belagern anfing, daß wir uns noch einige Tage in Geduld fassen mußten.

Wir benutzten diese Sturmtage zur Beobachtung der Folgen einer solchen Erscheinung auf Thiere, Menschen und Pflanzen und zu einigen anderen Beschäftigungen. Am merkwürdigsten waren mir die Einwirkungen desselben auf die Pflanzen.

Wie man immer ein ungläubiger Thomas ist bei dem, was man nicht selber sieht und mit Händen greift, so hatte ich nie so recht an die Verdorrung

der Bäume in einem Sommersturme glauben wollen. Jetzt sah ich aber, so zu sagen, die ganze Vegetation der Insel vor meinen Augen untergehen. Als wir auf Sylt ankamen — es war im Anfange Augusts — waren noch alle Bäume vor den Häusern und in den Gärten der Insel recht frisch und wohl conservirt. Als aber der Sturm zu Ende ging, zeigten sie sich zum Theil zerrissen und zerzaust, die meisten hingen zusammengeschrumpft, verdorrt und geschwärzt an den Zweigen, und unsere Freunde versicherten uns, wenige Tage später würden sie alle ganz schwarz werden und abfallen und die Bäume entlaubt dastehen. Nur diejenigen, die vollen Schutz hatten, waren unversehrt geblieben. Bei einigen, die der Wind in einem pfeifenden Strome durchschnitten, war nur die halbe Blätterkuppel verkohlt und die andere Hälfte gesund geblieben. Ein orthodoxer, an Dryaden glaubender Grieche hätte die armen, vom Boreas gepeitschten und zerzausten, vor Angst sich biegenden und krümmenden Bäume nicht ohne inniges Mitleiden ansehen können.

Es war, als hätte der Wind einen giftigen Athem gehabt. Man sagte uns zwar, es käme dieß Alles nur von der bloßen heftigen und unnatürlichen Erschütterung der Blätter, die eine gehörige Circulation der Säfte verhindere, und, man könnte ja auch einen Menschen zu Tode schütteln. Aber auch unsere Bäume im Binnenlande werden zuweilen Tage lang vom Winde geschüttelt, und doch sieht man nichts Aehnliches. Auch in England giebt es wohl ungeschützte Küsten und hef-

tige Winde, und doch ist dort dieß Unheil weder so allgemein verbreitet, noch so ganz gewöhnlich, wie hier auf den friesischen Inseln und wie in ganz Jütland und Dänemark. Schickt denn nach Westen hin die Nordsee dem Pflanzenleben ganz besonders schädliche Ausdünstungen?

Die Blätter der Kastanienbäume sollen in einem solchen Sturme am ersten verdorren, dann die der Linden, zuletzt die der Pappeln und Weiden, und am wenigsten sollen die des Schleidorns angegriffen werden. Es ist natürlich, daß die Blätter eines Baumes, je größer sie sind und je steifer sie ansitzen, um so mehr leiden müssen. Je schlaffer, schmaler, länglicher und kleiner die Blätter sind, desto besser können sie den Sturm vertragen, weil sie nachgeben und keine so großen Erschütterungen erleiden.

Unsere Freunde machten uns auf den beim Sturme statthabenden Salzniederschlag aufmerksam. Die Fenster des Hauses waren mit Salz angeflogen, wie im Winter bei einem leisen Froste mit Reif, und das Licht fiel merklich trüber durch sie hindurch. Wenn wir mit den Fingern über die Fensterscheiben wegstrichen, so gewannen sie einen bedeutenden Salzgeschmack.

Der Sturm hebt nämlich, wenn er scharf über die Wellen hingeht, eine Menge Wassertheilchen mit sich in die Luft. Er zertrümmert die Köpfe der Wellen und schleudert die verspritzten Tröpfchen mit Gewalt empor, und indem er sie entführt, zerkleint er sie immer mehr. Das Wasser mag endlich verdunsten, und zuletzt fliegen

wohl nur noch Salztheilchen in der Luft. Wenn wir eine Zeit lang uns diesem Sturme ausgesetzt hatten und dann unsere Lippen mit der Zunge berührten, so merkten wir bald, daß sie salzig waren. Zuweilen soll sich ein so dichter Salzanflug auf dem Gesichte anlegen, daß man ihn fühlen kann, wenn man die Haut der Gesichtsmuskeln zusammenzieht.

Daß auf dem offenen Meere eine solche Salzincrustirung der Fenster und Gesichter nicht in dem Grade bemerkt wird wie hier, mag von dem Umstande herrühren, daß die See dort nicht so sehr zersplittert wird, wie in den heftigen und zahlreichen Brandungen an diesen Küsten.

Ich warf die Frage auf, ob man nicht zuweilen auch gesalzene Regenschauer verspüre. Man verneinte dieß hier, doch erzählte man mir auf Föhr allerdings von feinen salzreichen Spritzregen und sagte, sie wären den Blättern besonders schädlich.

In dem Hintergebäude des Hauses, in dem ich wohnte, hatten sich Schwalben eingenistet, die jetzt gerade Junge hatten. Wir hörten am zweiten Sturmtage diese Jungen ganz erbärmlich schreien. Wir gingen hin und fanden sie alle mit langen Hälsen zum Neste herausgucken. Die Alten flogen ebenfalls schreiend, unruhig und in Verzweiflung in den Gebäuden hin und her. Der Sturm, welcher alle Insecten verschlagen hatte, machte es ihnen unmöglich, auszufliegen, um ihren Jungen Nahrung zu holen. Unsere edle Wirthin zerhackte Fleisch und Brodkrümchen, und wir mußten die

halbverhungerten Thierchen während der Dauer des Sturmes füttern.

Wäre es bloß bei den Blättern und Schwalben geblieben, so hätte man noch nicht viel Ursache zum Klagen gehabt; denn das mit Salz incrustirte Obst, welches diese Sandinseln hervorbringen, kann wohl nur mit dem färoerschen und shetländischen Obste um den Vorrang streiten. Aber leider ging es auch bald über die Wiesen und Heerden der armen Insulaner her.

Unser Schrecken war nicht gering, als wir auf ein Mal die Meeresbrandung, die wir bisher nur aus der Ferne am Strande und auf den Sandbankkränzen bewundert hatten, mitten in der Insel sich emporbäumen sahen.

Das Meer hatte sich schon am zweiten Sturmtage erhoben und war über die Marschen ausgetreten. Gegen Abend stieg es so bedeutend, daß es sich wie ein gewaltiger Strom mitten durch den fruchtbarsten Theil der Insel, der zugleich auch der niedrigste war, ergoß und, aus einem Meerbusen in den anderen fließend, die große Insel in zwei Theile zerschnitt.

Der tobende Sturm peitschte die Wogen so heftig herein, daß Ebbe und Fluth fast gar keine Wirkung mehr auf die Höhe des Wassers zu haben schienen. Es schwoll während der Ebbe eben so mächtig heran, wie während der Fluth. Die Leute, die sich um die Mitte des Sommers keines so heftigen Sturmes versahen, hatten ihre Heerden sorglos auf der Wiese ge-

lassen, und es gab nun Noth und Arbeit übergenug, um den bedrängten Thieren Hilfe zu bringen.

Die überflutheten Gegenden, die wir mit dem Perspective betrachteten, boten einen interessanten Anblick dar. Die grauen Salzwogen des Meeres ergossen sich in mannichfaltigen Strömen darüber hin und schäumten und brandeten gegen die hohen Ufer der Geest an. Ueberall ragten noch grüne Marschstreifen und Wieseninseln aus dem Wasser hervor, und auf ihnen hatten sich die Heerden zusammengedrängt, Schafe, Pferde und Rinder. Alle diese Thiere schienen indeß ziemlich unbesorgt um das, was um sie her vorging, denn sie fraßen und weideten meistens ruhig fort, und ihr Gleichmuth bildete einen merkwürdigen Contrast zu der Aufregung ihrer Herren und Eigenthümer, sowie der Wellen umher, die immer drohender und gefährlicher anschwollen.

Unsere Gesellschaft, die mit einem Perspective vor einem Hause versammelt war, faßte zuweilen eine solche bedrängte Thiergruppe in's Auge, und es wurde darüber hin und her gewettet, ob sie untergehen oder sich halten würde.

Es kommen gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten vuch einige Menschen um's Leben, denn die Leute wagen natürlich Alles und geben ihre eigene irdische Existenz preis, um die ihrer Schafe zu retten. Sie setzen sich zu Pferde oder springen in ein Boot und suchen sich zu den Inseln und Bänken durchzuarbeiten, um ihre Thiere auf's Trockene zu bringen. Da sind ihnen denn die

tiefen Schloten sehr im Wege, über die meistens nur schmale und leicht zerstörbare Brücken führen.

Der Sturm brauste wüthend über die Insel hin und führte noch immer neue wilde Meeresausgeburten herbei. Der Schleier der Nacht fiel bald auf diese traurige Scene herab und entzog sie unseren Blicken, doch ging unseren geistigen Augen dadurch nur ein noch schreckhafteres Bild auf, denn wir gedachten der armen Hirten und Schafbesitzer, die nun ganz nahe bei uns mit den Wellen und Stürmen kämpften, um ihre Habe zu retten.

Ich schloß mich an einen dieser Männer an, der sich erst am Abend aufmachte, weil ihm nun doch um seine, wenn auch an einer höheren Stelle angetüderten Schafe bange geworden war. Wir gingen am Strande des inneren Haffs hin, um wo möglich zu der Wiese zu gelangen; allein wir konnten leider nicht weit kommen, denn der überfließende Meeresstrom stürzte sich hier in einer Menge wilder Arme in's Haff hinein.

Durch einige der kleineren Arme konnten wir freilich durchwaten, allein bald traten uns so bedeutende entgegen, daß wir unsere Absicht aufgeben mußten. Meinem armen Insulaner pochte das Herz seiner gefährdeten Schafe wegen. Ich hatte Mitleid mit ihm, genoß aber auch zugleich den Eindruck der wilden Scene der rings um uns her tobenden Wogen, deren Brausen in der Finsterniß noch drohender klang.

Man findet einen poetischen Genuß darin, etwas Gefahr zu bestehen, wenn sie nicht gar zu groß ist, und ich dachte mir, es könne in jedem nächsten Augenblicke

ein ganzer Wasserberg aus der See gehoben werden und uns Atome hinwegspülen. Es kam mir vor, als sähe ich zwei Oceane, die begierig und leidenschaftlich zusammenstürzten und zu ihrer Vereinigung ihre Gewässer vermischten.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und dicke Finsterniß hing auf die sich vermischenden Meere und Lande herab. Als wir an den Rand der Geest zurücktraten, bemerkten wir jedoch an einem kleinen Saume von Schilf, Strohhalmen und Holzstückchen, die im Grase hingen, daß das Wasser bereits im Fallen sein müsse.

Mein Gesellschafter beschloß nun, nach Mitternacht noch ein Mal mit seinem Knechte hinauszugehen, weil dann die Ebbe eintreten und das Wasser noch mehr fallen mußte. Ich bemerkte ihm, daß dieß unnütz sein würde, denn das Schicksal seiner Schafe sei nun wohl entschieden; entweder seien sie ertrunken, und dann könne er sie nicht mehr retten, oder sie seien lebendig geblieben, dann sei seine Hilfe überflüssig. Er sagte aber, in beiden Fällen sei seine Gegenwart am Platze nothwendig, denn wenn seine Thiere todt seien, so wolle er wenigstens die Haut und die Wolle retten, seien sie aber nicht todt, so könne es doch sein, daß sie im Sturme und schlechten Wetter auch ohne Wasser noch auf andere Weise umkämen.

Als wir wieder auf dem Trockenen standen und nochmals über das trostlose Meer hinsahen, gedachten wir der armen Schiffer, die jetzt wohl Noth leiden möchten. Es war ein Gedanke zur rechten Zeit, wie

es sich an dem folgenden Tage zeigte, wo wir die Schiffe auf den Wiesen und zwischen den Brunnen, Kirchentrümmern und Stavenplätzen des alten untergegangenen Frieslands festsitzen sahen, so zu sagen wie einen Trupp Enten, zwischen welche, schnappend und sie zerstreuend, ein ein Hund gefahren ist und von denen die eine hier, die andere dort an's Ufer gejagt ist.

Ich zog mich indessen für den Abend zu meinem Gastfreunde zurück, der mir bei der Lampe trautem Schimmer und einer gemüthlichen Pfeife Tabak seine Lebensabenteuer erzählte. Unser Haus lag sehr hoch, mitten in den ungestümen Wogen, fest ankernd auf dem sicheren Geestboden. Schafe zu verlieren hatten wir nicht, und helfen konnten wir leider auch nicht, weder den armen Schiffern, die jetzt Nothschüsse gegen das Ufer sandten, noch auch den armen Schäfern, die nach ihren Schafen schrieen, wie sonst wohl die Schafe nach dem Schäfer blöken.

Da ich wohl zu dem Gedanken veranlaßt war, daß in demselben Augenblicke, wo mein Freund mir seine Abenteuer erzählte, ganz ähnliche Dinge sich rund herum ereignen möchten, so hörte ich ihm um so aufmerksamer zu und sah gewissermaßen Alles, was er sagte, vor Augen.

Besonders war mir seine letzte Rückfahrt von Westindien interessant, die mit einem Schiffbruch dicht vor dem Hafen geendigt hatte. Er hatte ein Schiff übernommen, das in Hamburg nicht im beßten Rufe stand. Es giebt solche Schiffe, sagte er, wie es Menschen von schlechtem Rufe giebt, und die Orthodoxen unter den

Schiffern haben zuweilen einen kleinen Aberglauben dabei, indem sie meinen, daß auf diesem oder jenem Schiffe kein Segen ruhe, und sie nehmen deßhalb keinen Dienst auf denselben.

Auf der ganzen Reise, die halbe Welt hin und zurück, zeigte sich das Schiff, das Elisabeth hieß, indeß tüchtig und geschickt und kam im beßten Stande bei den Azoren und endlich bei Europa, in dem Canale und in der Nordsee an. Indeß, Niemand lobe den Tag vor dem Abende. Auf der Höhe von Texel wurde es von einem ähnlichen Nordweststurme ergriffen, wie wir ihn jetzt brausen hören, und durch die Gewässer an den norddeutschen Küsten mit einer Rapidität vorwärts getrieben, die selbst der Dampfkraft und der Schnelligkeit der Locomotive spottete.

Man bekam endlich den Leuchtthurm von Helgoland in Sicht, und mein Freund, der der Commandeur des Schiffes war, machte den Versuch, sich im Schutze dieser Insel zu halten und zum Ankern zu kommen. Allein die See „rollte“ so gewaltig, daß alle Anstrengungen der Mannschaft vergebens waren. Auch „brannte“ das Meer an den Küsten viel zu hoch, als daß sie die Hilfe eines Lootsen von Helgoland her hätten erwarten können.

Gegen Osten war nun keine freie See mehr, Friesland und Jütland versperren hier den Weg. Es blieb also nichts übrig als der Versuch, in die Mündung der Elbe einzufahren, was bei heftigem Sturm und ohne Lootsen ein Wagstück ist, zu dem sich ein Capitain nur im äußersten Nothfalle entschließt.

Man gab also die Position hinter Helgoland auf und überlieferte sich von Neuem den Winden. Sonst kommen die Elblootsen den Schiffern wohl weit auf der See, ja selbst bis nach dem Canal bei England hin entgegen; allein bei dieser Aufregung der Elemente ließ sich weit und breit kein Lootse blicken.

Vor den Mündungen der Elbe, wo die Wellen, von allen Seiten her zurückgeworfen, sich mehrfach durchkreuzen, gingen drei, vier „Seeen" (das heißt in der Seemannssprache Wellen) übereinander weg. Auch kommen in solchen Stürmen mehr Brandungen zum Vorschein, als es deren bei ruhigem Wetter giebt. Das Meer wird nämlich dann in größerer Tiefe aufgeregt und brandet und bäumt sich also auch gegen die tiefer liegenden Bänke auf, während es in ruhiger Zeit nur gegen die höheren Sandbänke und Ufer anschlägt.

Die Nacht fiel herab. Die Schiffer hielten auf den Leuchtthurm von Cuxhaven zu. Einige Meilen von der Küste liegt dort ein Wachtschiff vor Anker, das stark bemannt ist und bedrängten Schiffen Hilfe bringen soll Dieses Wachtschiff sahen sie sich plötzlich zur Seite. Sie gaben ihm Zeichen, thaten einen Nothschuß und schwenkten sich um das Schiff herum, indem sie es von Neuem versuchten, hinter ihm vor Anker zu gehen und sich wenigstens so lange zu halten, bis die Wache ihre Lootsen und ihre Mannschaft zu Hilfe gesandt haben werde. Allein sie riefen dieses Schiff vergeblich an. Die Wächter, die wahrscheinlich für ihre eigene Existenz fürchteten, wollten sie nicht bemerken und blieben bewegungslos an ihrem Bord.

Dieses Manöver und diese Feigheit der Wächter waren meines Freundes Unglück. In der Hoffnung, daß die Leute ihn nicht im Stich lassen würden, hielt er sich eine Zeit lang, das Bugspriet gegen den Wind gekehrt, auf derselben Stelle; endlich aber mußte er sich entschließen, von Neuem zu wenden und sich weiter auf die stürmische Flucht zu begeben. Allein ein Schiff läßt sich im Sturme nicht so leicht kehren, wie man eine Hand umdreht. Im Wenden bekommt man die ganze Last des Windes in die Seite, und dieß kann verderblich werden.

Indem die Schiffer wenden wollten, wurden sie rück- und seitwärts getrieben, aus dem rechten Cours verschlagen und erlangten auf einmal die Ueberzeugung, daß es mit dem Drehen ein Ende habe; das Schiff „stieß auf," das heißt, es wurde auf eine Sandbank gesetzt und legte sich, vom Sturme und den andringenden Wellen erfaßt, sofort auf die Seite.

Es blieb der Mannschaft jetzt nichts übrig, als auf der Stelle das Schiff preiszugeben und das nackte Leben in den Booten zu retten. Mitten in der rollenden See am Bord eines gestrandeten Schiffes länger zu verweilen, als nöthig ist, um die Boote flott zu machen, ist nicht rathsam; denn die sich in hohen Bergen heranwälzenden Wellen heben das Schiff erst hoch empor und lassen es dann im Weiterschreiten mit solcher Rapidität wieder auf die Sandbank fallen, daß alle seine Fugen auseinander gehen und das ganze Gebäude zerschellt. Es giebt kein Schiff, das diese Art von Prellen lange ertragen

könnte. Viele Schiffe zerscheitern schon beim ersten Stoße so, daß im nächsten Augenblick von ihnen nichts mehr über Wasser bleibt als Bröckeln und Breter, indem das ganze Holzgebäude, so zu sagen, wie Glas zersplittert. Was die Schiffe zerstört, ist aber, wie man sieht, nicht sowohl der Wogenschlag, als vielmehr das eigene schwere Gewicht, mit dem sie auf die Sandbänke zurückfallen. Ich glaube aber, es gehören atlantische Wogen dazu, um dieß zu vollbringen; in der Ostsee mag es wohl selten geschehen, daß große schwere Schiffe so mit einem Ruck zermalmt werden.

Also „in die Boote!" hieß es. Die Fluth dauerte noch zwei Stunden, und bei tüchtigem Rudern konnte man hoffen, noch vor der Ebbe das Ufer zu erreichen. Alle Mannschaft arbeitete, um sich dem Wirbel der grausen Naturmächte, in den sie gerathen war, zu entreißen.

Die Bedrängten erreichten glücklich den Leuchtthurm von Cuxhaven, der mitten im Wasser steht. Schon waren sie ihm so nahe, daß, wenn eine Welle sie hob, das Licht des Feuers auf ihren Compaß und ihre Uhr fiel, — zwei Gegenstände, die der Schiffer hier immer beobachten muß, um sich über die für ihn so wichtigen Dinge, Zeit, Ort und Himmelsgegend, zu belehren, — schon sahen sie die Lichter der Wohnungen am Ufer, — da auf einmal bemerkten sie, daß ihr Rudern sie nicht weiter brachte. Die Fluth hatte „gekentert" (sich gewendet), und die Ebbe, die mit Macht vom Ufer herfloß, hatte sie gefaßt.

Die Mannschaft war ermattet und konnte dem

Strome, der hier um so stärker ist, da er sich mit dem aus der Elbe hervorbrechenden Strome vereinigt, keinen Widerstand leisten. Es entsank den Leuten der Muth, und sie mußten sich dem Oceane abermals überliefern.

Der Capitain, der am Steuer stand, „peilte"*) noch einmal beim Schimmer des Cuxhavener Leuchtfeuers und hielt dann das Boot, so weit es Ebbe und Wind zuließen, den Küsten möglichst nahe, und mit der Fluth des anderen Morgens gelang es ihnen endlich, an der gegenüberliegenden Küste Holsteins auf's Trockene zu kommen und den hohen Deich dieser Küste zu erklimmen. Die Elisabeth hatte über Nacht das ihr bestimmte Schicksal erreicht, sie war in Trümmer gegangen.

Solche und schlimmere Abenteuer hat wohl mancher kühne Seemann erlebt und geduldig ertragen, allein ein phantastisches Festlandskind lauscht diesen Erzählungen gern und findet manches Lehrreiche, Piquante und Schauerlich-Erregende darin.

Am folgenden Tage hörten wir viel von den Folgen dieser Nächte. Dem einen Insulaner waren 10, dem anderen 13, dem dritten sämmtliche Schafe ertrunken, und die Leichname der Thiere, die man des Felles und der Wolle wegen aufgefischt hatte, wurden auf Leiterwagen ins Dorf gefahren. Mancher war sogar noch ganz ungewiß über das Schicksal seiner Heerde.

Beachtete ich das Benehmen dieser Leute und

---

*) „Peilen" heißt die Richtung des Laufes nach dem Compaß bestimmen.

dachte ich mich lebhaft an ihre Stelle, so konnte ich ihre Geduld, ihren langmüthigen Ernst nicht genug bewundern. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn lautes Klagen und Jammern den Ort erfüllt hätte, aber wir vernahmen nichts dergleichen. Dagegen gelangte die Kunde zu unseren Ohren, es seien über Nacht zwei Schiffe gestrandet, eins im Norden bei List und eins in der Mitte von Sylt.

Wir machten uns sogleich auf, um zum äußeren Strande zu fahren und zu sehen, wie ein gestrandetes Schiff sich ausnähme. Hat man für Maler Schiffe in die Luft gesprengt, so können wohl auch Schriftsteller Schiffe als für sie auf den Strand gelaufen betrachten, besonders wenn die Sache einmal nicht mehr zu ändern steht.

Wir waren kaum eine Stunde gefahren, so ererhielten wir die Botschaft, es wäre eben noch ein drittes Schiff aufgelaufen, und als wir selbst endlich an den Strand kamen, war mittlerweile noch ein viertes dazu gekommen. Sie lagen indeß alle eine oder zwei Stunden weit auseinander, und wir konnten daher nur zwei davon besuchen.

Es waren lauter kleine Seeschiffe, Holländer und Blankeneser, die am wenigsten im Stande sind, die hohe See zu halten, und die, wenn Boreas die Backen ein wenig voll nimmt, sogleich wie Spreu auseinander stieben und sich ans Ufer retten.

Das eine von ihnen war „gekentert," d. h. umgekehrt ans Land geschwommen. Es war mit Mehl

beladen, und man hatte bereits ein Loch in den Boden geschlagen, um die Mehlfässer daraus hervorholen zu können. Natürlich hatte man weder Mann noch Maus an Bord gefunden. Wir gingen zunächst zu dem zuletzt aufgelaufenen Schiffe. Es lag, wie auch alle übrigen Schiffe, nahe am Ufer. Der Hauptstrand vor Sylt ist nicht wie der vor Amrum mit großen Sandbänken umgeben, und den hier strandenden Schiffen ist also leichter Hilfe zu bringen, da sie näher herankommen. Es soll hier sogar sich zugetragen haben, daß ein Schiff der Art gegen das Ufer geschleudert wurde, daß es mit dem Bugspriet in die weichen Thonbänke eines hohen Kliffs hineinrannte und wie ein Einhorn, das bei seinem Stoße einen zu starken Anlauf genommen, darin stecken blieb.

Gewöhnlich wird hier wenigstens das Leben der Leute gerettet, während es in den Amrumer Sandbänken sich immer um Sein oder Nichtsein handelt.

Die bei den Schiffbrüchen betheiligte Bevölkerung der westlichen Dörfer war schon auf den Beinen und gruppirte sich bei den verschiedenen Schiffen, um hilfreiche Hand zu leisten. Vor Allen zeichnete sich unter ihnen der Strandvogt aus, der in einem altmodischen kleinen, mit zwei 5 Ellen hohen Rädern versehenen Einspänner, wie er für die sandigen und unebenen Dünenwege am zweckmäßigsten ist, heraneilte.

Die Mannschaft wurde vor unseren Augen ausgeschifft, und nachdem der Strandvogt mit seinem Einspänner, dessen Thron er nicht verließ, gegen das Schiff

Front gemacht hatte, begann das Examiniren des Capitains, der, so durchnäßt er war, auf eine Reihe von Fragen seine Antworten zu Protokoll geben mußte. Woher er komme, wie sein Schiff heiße, was er geladen, warum er daliege, was die Ursachen seiner Strandung, alle diese Fragen folgten rasch auf einander. Der Wind, welcher noch immer heulte, hätte die beiden letzteren wohl statt des Capitains beantworten können, aber es waren natürlich alle diese vorläufigen Aussagen aus vielerlei Rücksichten durchaus nöthig.

Dann kam die Frage, ob er das Schiff übergeben und sich den Strandgesetzen unterwerfen, d. h. ob er die Bergung der Güter und des Schiffs der Behörde mit ihrer Mannschaft anheimstellen, oder ob er zur Besorgung des Nöthigen sich selbst auf der Insel Leute miethen wolle. Diese Frage beantwortete der Schiffer sehr bereitwillig mit „Ja." „Ach ja wohl übergeben," sagte er, „übergeben!"

Natürlich übergeben sie Alle, wie man sich leicht denken kann. Sie kommen ja wie aus der Hölle Rachen, segnen den sandigen Strand, der ihnen das Leben rettete, und fühlen wohl auch alle Bande der Liebe zu ihrem Schiff, das sie im Stich ließ, gesprengt. Auch kommen sie an diese fremde Küste wie im Traume, wissen vielleicht nicht, was es für ein Land ist, in das sie, wie Herr von Münchhausen in den Mond, hineinfielen, und haben am Ende noch immer mehr Vertrauen zu der Obrigkeit als zu den Küstenbewohnern.

Wie sollten sie nach einem Schiffbruche, wobei sie

sich von den beutelustigen Insulanern wie von Seemöven umschwirrt sehen, in der Laune fühlen, mit diesen Leuten in Contract zu treten, ihnen Boote, Arme, Beine, Wagen, Magazine, Wohnungen ꝛc. abzumiethen, während die Obrigkeit, mit allen diesen Hilfsmitteln versehen, gleich vor ihnen steht.

Der Capitain tritt also das Commando seines Schiffes völlig ab, und der Strandvogt ist nunmehr der Befehlshaber des Wracks, und Alles hat ihm zu gehorchen.

Das zweite Schiff, zu dem wir uns hinarbeiteten, war ein kleiner Holländer. Diese Leute sind wahre Wasservögel, denn sie nisten sich gewöhnlich an Bord ihres Schiffes mit Frau und Kind ein. Die Frau des Capitains und ein Säugling waren schon über die Dünen hinaus in ein Haus geschafft worden; Vater, Sohn und Schiffsjunge waren damit beschäftigt, alle Geräthschaften aus dem gestrandeten Familienhause, denn das ist das Schiff für die holländischen Küstenfahrer, herauszuschaffen.

Da lagen nun alle ihre kleinen Habseligkeiten im Sande hingereiht, ein kleiner eiserner Ofen, ein paar blauangestrichene „Schaffs" (Schränke), vor allen Dingen der kupferne Wasserkessel und ein porzellanener Theetopf mit den dazu gehörigen Tassen, und was sonst noch Alles zu einer holländischen Schiffshauswirthschaft gehört, dabei ein Butterfaß, ein altes vom Seewasser gesalzenes Brod und oben darauf ein angeschnittener Edamer Käse.

Als ich auf den Ofen zeigte, sagte mir der Sohn,

sie hätten schon seit 36 Stunden kein Feuer mehr an Bord unterhalten können, weil der Sturm und die eindringenden Wellen dieß unmöglich gemacht. Hätten wir hier einen Teller voll Suppe oder eine Flasche warmen Punsch zur Hand gehabt, sie wären an ihrem Platze gewesen. Die Leute sahen gräßlich zerzaust und mitgenommen aus, wie Menschen, die aus einer sechsunddreißigstündigen Schlacht kommen. Ihre Gesichter waren von den betheerten Tauenden, die ihnen um die Ohren geschlagen haben mochten, und ich weiß nicht von was für einem weißen Stoffe, der ihnen strichweise auf den Wangen saß, förmlich tätowirt. Die Schiffbrüchigen kamen uns ganz weichmüthig und gesprächig vor, und obgleich wir nur neugierige Fremdlinge waren, so gaben sie uns doch umständliche Antwort auf jede Frage. Es mag schon eine ziemliche Portion Noth dazu gehören, ehe ein holländischer Smakbesitzer sich gesprächig und klagelustig zeigt. Sie schienen das Land und uns Landbewohner als ihre Erretter zu segnen.

Der Sohn, ein Mensch von etwa 20 Jahren, hatte während der Nacht, als sie sich dem Strande genähert, unter Anderem folgenden Salto mortale ausgeführt. Eine Welle, die über das Schiff wegging, riß ihn vom Bord und warf ihn vor den Augen des Vaters in die See nach dem Lande zu. Er verschwand, und das Schiff ging über ihn hinweg. Allein eine zweite Welle führte ihn wieder in die Höhe, und, indem sie wie die vorige über dem Schiffe zerplatzte, ließ sie ihn gegen den Bord fallen. Er war geschickt und glücklich genug, einen Strick zu fassen,

und mit Hilfe des Vaters gelang es ihm, wieder ganz auf die Beine zu kommen.

Ich wollte an diese Erzählung nicht recht glauben und dachte mir, die Leute wüßten wohl selbst nicht recht, was ihnen in dem Getümmel des Sturmes geschehen sei; allein die Umstehenden versicherten uns, daß so etwas nicht unmöglich und nicht ungewöhnlich wäre.

Das Schiff lag wie das vorige am Ufer, und die Wogen gingen darüber hinweg. Jede Welle brach sich gegen den Rumpf und schüttete einen hoch sich aufbäumenden Platzregen über das Schiff und die darauf beschäftigten Leute hin. Der Capitän und sein Sohn schienen sich bloß um ihre eigenen kleinen Habseligkeiten zu bekümmern, arbeiteten sich an Bord und kamen dann, von Wasser triefend, mit einem Pfeifenbrösel, einer Kinderjacke, einem Bierglase oder einer Unterhose in der Hand zurück, ganz so wie man ähnliche kopflose Rettungsversuche auch wohl bei dem Brande einer Hütte gewahrt.

Die Berger beschäftigten sich indeß mit den solideren Dingen der Ladung, den Ankerketten 2c. Sie hatten nicht geringe Eile, denn es war jetzt die günstige Ebbezeit; in wenigen Stunden mußte die Fluth wiederkommen, und diese konnte das Schiff wieder verrücken und gänzlich zertrümmern.

Als wir längs des Strandes zurückkehrten, fanden wir noch manche andere Schiffstrümmer, unter anderen einen gekappten Mast, an dem wir die noch ganz frischen Spuren der Beile bemerkten, die ihn vor wenigen Stun-

den gefällt hatten. Vielleicht mochte er zu dem gekenterten Schiffe gehören, von dem alle Menschenspur verschwunden war. Es macht einen eigenen Eindruck, solche frische Spuren des Daseins von Menschen zu sehen, die schon im nächsten Moment wie Spreu verweht wurden.

Der Strand war noch mit vielen anderen interessanten, vom Sturme ausgeworfenen Dingen besäet, unter anderen mit den weißen, porösen Schilden, die der Tintenfisch trägt und die, wenn er stirbt, von ihm allein übrig bleiben. Die Insulaner sammeln sie sorgfältig, pulverisiren sie und geben sie ihren Schafen als Medicin ein.

Auch große Torfstücke lagen wie losgerissene Felsenmassen am Strande herum. Es giebt hier nämlich sowohl allenthalben am Strande unter den Dünen hervorblickende Torflager, als auch solche mitten in der See, wo sie Zeugen und Reste des untergegangenen Landes sind. Im Sturme bricht das Meer sie heraus und schleudert sie an den Strand.

Es ist eine eigene Art von Torf, salzig, schwefelhaltig und voll von noch wenig zersetzten Wurzeln und Aesten, und die Einwohner haben daher auch einen besonderen Namen für diese Substanz, sie nennen sie „Tuul"*). Bei sehr niedriger Ebbe gehen sie sogar ins Meer hinaus und graben dieses Brennmaterial dort aus dem Meeresboden.

---

*) Sollte mit diesem Worte wohl der Name des alten nordischen Morast- und Torflandes Thule zusammenhängen?

Als wir zu unserer Geestresidenz zurückgekehrt waren, riefen uns unsere Freunde wieder zum Perspectiv heran, das natürlich in Sturmeszeiten auf diesen Inseln nicht ruht, und zeigten uns abermals in der Ferne ein großes Schiff. Dasselbe schien etwa drei Meilen von uns entfernt zu sein, und es wurde erst darüber hin und hergestritten, ob es vor Anker liege oder ob es gestrandet sei. Doch rechneten die Kundigen bald aus, daß auf der Stelle, wo das Schiff liege, nichts Anderes als eine Sandbank ein Schiff zum Stillstand bringen könne.

Es war ein großer Zweimaster und wurde für ein englisches Schiff gehalten. Es schien mir — wahrscheinlich in Folge einer Luftspiegelung — sehr hoch zu liegen und fast in der Luft zu schweben. Dieser Anblick regte uns nur noch mehr auf. Was konnte nicht jenes Schiff für köstlichen Inhalt bergen? Ist doch früher einmal ein Schiff bei Sylt gestrandet, das eine Ladung von 5 Tonnen Goldes Werth enthielt. Das Volk erzählt noch heutigen Tages die Strandung dieses Fahrzeuges. Ebenso wird von einem großen Ostindienfahrer gesprochen, der im Norden von Sylt strandete. Ein ander Mal sollen bei einem Sturme nicht weniger als 16 Schiffe rund um Sylt herum festgerannt sein.

Ja vor etwa 20 Jahren wurde eine Kiste an's Ufer herangespült, die, als man sie öffnete, lauter Juwelenschmuck und goldene und silberne Kostbarkeiten enthielt. Die Strand- und Landvögte ließen diesen Fund in den Zeitungen aller Welt bekannt machen, um den rechten Eigenthümer zu erfahren. Dieser blieb aber

still. Vielleicht hatte er triftige Gründe dazu, vielleicht war das Schiff, zu dem diese Kostbarkeiten gehörten, schon vor langen Jahren zu Grunde gegangen. Wahrscheinlich hatte der Capitain bei der Strandung diese kostbare Kiste in ein Boot geschafft und war mit diesem in der Brandung von Sylt umgekommen. Die schwere Kiste, welche wahrscheinlich viele Jahre im Sande gesteckt hatte, mochte von den Strömungen allmälig dem Ufer näher gebracht und endlich durch einen glücklichen Zufall entblößt worden sein.

Die Sachen waren sämmtlich aus einem Lande, wo die Mode tausend Jahre auf einem Flecke stehen bleibt, nämlich aus China, so daß man auch aus der Construction derselben gar nicht auf die Zeit der Scheiterung des Schiffs schließen konnte. Endlich wurde das Ganze verauctionirt, und eine Dame auf der Insel zeigte mir noch einen silbernen Fächer von äußerst zierlicher chinesischer Filigranarbeit, den sie in jener Auction gekauft hatte.

Kurz also, dieser Fächer stak uns im Kopfe, und zugleich gedachten wir auch der werthvollen Leichen der Schiffscapitaine, die man zuweilen nach starken Stürmen in der Nähe der Wracks findet.

Die Schiffscapitaine haben nämlich die Verpflichtung und den Gebrauch, so lange an Bord ihres Schiffes zu bleiben, als nur möglich. Sie lassen zuweilen ihre Mannschaft fliehen und halten sich ganz allein auf dem Platze, weil, wenn sie das Schiff verlassen, dieses nach den Strandgesetzen als herrenloses Gut betrachtet wird

und daher dem Eigenthümer viel mehr davon verloren geht.

Die Schiffscapitaine binden sich dann wohl ihre Geldsäcke um den Leib und polstern sich auch sonst noch mit ihren Papieren und anderen kostbaren Dingen aus, und erst wenn sie merken, daß das Schiff in Trümmern auseinander geht, stürzen sie sich, wenn sie ein kleines Boot haben, in dasselbe, und wenn ihnen keins zu Gebote steht, in die offene See, um allenfalls durch Schwimmen sich zu retten. Oft kommen sie dabei um und sind dann, wie gesagt, als sehr werthvolle Leichen neben ihren Wracks zu finden, wie die vom Fuchs zerrissenen Enten, die ihr Nest nicht verlassen wollten. Kurz, sage ich, diese Dinge staken uns im Kopfe, und dazu kam noch, daß Petersen, der Schiffer, mit dem wir unsere Rückreise machen sollten, uns sagte, er könne, wenn wir uns entschließen wollten, gleich zu segeln, und den Umweg zu jenem Zweimaster nicht scheuten, mit seinen Leuten bei einem glücklichen Treffer vielleicht 100 Speciesthaler verdienen.

Uns war dieß ganz recht, und so machten wir uns denn gleich reisefertig. Unsere trefflichen Sylter Freunde begleiteten uns an den Hafen, die Flaggen an ihren Häusern, die Gott segnen wolle, flatterten in die Lüfte, und wir stachen mit drei Mal so viel Mannschaft, als unser kleines Schiff brauchte, in See.

Eine Lootsenfahrt.

Kaum hatten wir, nach der Gegend hinsteuernd, wo wir von der hohen Geest aus mit dem Perspective den Zweimaster entdeckt hatten, das Kliff von Morsum umsegelt und die Hauptstadt der Insel aus dem Gesicht verloren, so erblickten wir in der sich vor unseren Augen aufthuenden Bucht noch ein Schiff, dessen Rumpf ebenfalls hoch über dem Wasser hervorzuragen schien.

Wir glaubten nun in allen schwarzen Puncten, die am Horizonte auftauchten, Wracks zu erkennen, und in der That sahen wir bald noch ein drittes Schiff, dessen Figur bei dem scharfen Winde, der unsere Segel bauschte und unsere Stricke straffte, recht schnell vor unseren Blicken anwuchs.

Mehre Male aber täuschten wir uns und hielten eine entfernte Kirche oder einen mit Häusern besetzten Wurthügel für ein Wrack. Unsere Schiffer selber begingen dieses Versehen, und es wurde mir dadurch recht klar, wie gut der alte Römer Plinius schon diese Gegenden beschrieben hat, wenn er von ihnen sagt: „Illic misera gens tumulos obtinet altos, ut tribunalia structa

manibus, ad experimenta altissimi aestus, casis ita impositis, navigantibus similes, cum integunt aquae circumdata, naufragis vero cum recesserunt.“ (Dort wohnen die bedauernswerthen Leute in Häusern auf hohen Hügeln, Schiffenden ähnlich, wenn die Gewässer das Marschland überfluthen, und Schiffbrüchigen vergleichbar, wenn die Wogen sich zurückgezogen haben.)

Wir wurden zuletzt selbst wirr im Kopfe und wußten nicht mehr, welches der schöne Zweimaster sei, den wir von der hohen Geest aus ins Auge gefaßt hatten. Wir näherten uns zuerst dem Schiffe in der Bucht, erkannten aber bald, daß es daselbst im Schutze der Dünen ruhig vor Anker liege und, vor dem Sturme flüchtend, glücklich die inneren Gewässer erreicht hatte. Unsere Leute meinten, es wäre ein französisches Schiff; auch sahen wir, daß schon ein kleiner Zollkutter neben ihm beschäftigt war.

„Dat is man en Haverist!“ sagte unser Schiffer. Diese Leute nennen einen Haveristen ein Schiff, das nur ein Segel, einen Mast oder so Etwas verloren hat, ohne völlig Wrack, d. h. ein zum Segeln untauglicher Rumpf geworden zu sein.

Wir nahmen nun das nächste Schiff auf's Korn, das sich entschieden als ein Wrack erwies, da wir mit dem Perspectiv weder Segel noch Masten an ihm erkennen konnten. Es lag, wie es schien, weit draußen in der hohen See und war einstweilen noch ohne Hilfe. Allein bald bemerkten wir zu unserem Aerger mehre Segel in See, die mit frischem Winde desselben Weges,

wie wir, steuerten. Es waren alte Bekannte, kühne Amringer Schiffer, die, wie ich oben zeigte, bei jedem Schiffbruch zuerst zur Hand sind.

Wir waren wohl noch eine Meile weit vom Rumpfe entfernt, segelten zwar mit Macht, mußten aber doch zu unserem Schmerze sehen, wie die Amringer Boote näher und näher kamen, wie ihre weißen Segel endlich vor dem schwarzen Rumpfe des Wracks erschienen und dann neben ihm niederfielen. Es war offenbar, diese raschen Schelme gingen an Bord und hatten uns den Vorrang abgelaufen. Bei solchen Strandungsfällen gilt natürlich besonders das Sprüchwort, daß, wer zuerst kommt, zuerst mahlt.

Wir setzten dessenungeachtet unseren Cours fort. Es konnte ja sein, daß dem Gestrandeten jenes Gesindel nicht gefiel, und daß er sich lieber mit uns einlassen wollte. Wir sahen auch wirklich, daß die Amrumer schneller, als wir dachten, ihr Segel wieder lüfteten und weiter zogen. Nach einer Stunde hatten wir das Schiff vor uns. Die Sonne, die eben über den Köpfen der schäumenden Wogen unterging, sandte uns noch so viel Licht zu, daß wir im Herumsegeln den Namen „New Castle" am Spiegel des Schiffs erkennen konnten. Es war ein New-Castler Kohlenschiff.

Ich sah selten ein Fahrzeug so übel zugerichtet. Es war völlig „ramponirt," wie die Friesen sagen, die mehre solche nach dem Lateinischen oder Französischen riechende Worte in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Wort „ramponirt" kommt vielleicht vom französischen „rompre" her.

Auf dem Deck war nichts als Stumpf und Stiel geblieben; alle Masten waren gekappt und ihre zersplitterten Wurzeln ragten aus der Mitte wie vom Blitz getroffene Bäume hervor; das Bugspriet war mitten durchgebrochen, und dieser Mast, der, weil er die Lüfte und Wellen zuerst zu durchschneiden scheint, den Schiffen sonst ein so kühnes Ansehen giebt, schien in seiner Verstümmelung nur anzudeuten, daß dem Schiffe die Nase oder das ganze Vorgesicht abgehackt sei.

Das ganze Gebäude schien wie ausgestorben, doch bemerkten wir, daß der kleine Schornstein, der zwischen den Maststumpfen sich noch aufrecht erhalten hatte, rauchte; auch saß das Schiff nicht auf einer Sandbank, sondern lag vielmehr ruhig vor Anker.

Dieß gab uns die Gewißheit, daß Leute an Bord sein müßten, und die Hoffnung, daß sie in solchem Zustande Hilfe gebrauchen möchten, um das Schiff in irgend einen Hafen in Sicherheit zu bringen. Meine Leute baten mich daher, ich möchte die Schiffbrüchigen auf Englisch anreden und über das Weitere befragen.

Ich schrie nun, so laut ich konnte, irgend ein englisches Hallohwort gegen die schwarzen Wände, hatte aber nur eben zu diesem Halloh Zeit, denn da der Wind noch sehr stark ging, so waren wir im nächsten Moment schon einige Hundert Schritt an dem Schiffe vorübergehuscht. Unser Halloh wirkte, und wir sahen in den letzten Strahlen des Sonnenunterganges einige Gestalten aus der Schiffsluke hervorkriechen. Wir legten nun schnell um und machten wieder einen Husch bei dem Schiffe

vorbei, um unsere Frage anzubringen. Ich stellte mich in die rechte Position, und, die Hand an den Mund gelegt, fragte ich: „Wollt Ihr gute Leute an Bord?"

Der Capitain, der Steuermann oder was er sonst war, hatte sich, beide Hände in die Taschen gesteckt, an einen der Maststümpfe gestellt, blickte uns einige Zeit an und ließ uns dann durch Wind und Wogen sehr gentlemanlike, aber auch sehr bestimmt, die Antwort zurückschallen: „No Sir, thank you!" Mehr Worte konnten wir im Vorüberschießen nicht hinaufbringen, und ich bat meine Leute, die indeß unserem Zwiegespräch geduldig zuhörten, ohne ein Wort dazwischen zu reden, wie etwa: „Was meint er? Was hat er gesagt? Will er Leute? Will er keine Leute?" wie sie gewiß gethan haben würden, wenn sie Juden und keine Friesen gewesen wären, noch einmal umzulegen.

„Habt Ihr keine Leute verloren?" war die nächste Frage, die ich mir erlaubte. „All save, Sir!" sagte mein Capitain, die Hände in den Taschen. — „Where are you bound to? — Liverpool! — Was habt Ihr geladen? — Ballast von Hamburg! — Farewell!"

Ich hätte dieses lakonische Gespräch gern noch etwas fortgeführt, allein ich fürchtete, die Leute möchten es sowohl an unserem, wie am jenseitigen Bord überdrüssig werden, weil es doch etwas umständlich war, und so zogen wir uns zurück, da die schönen Träume von 100 Speciesthalern, von kostbaren Ladungen, von erhofftem Gewinn in Schaum aufgingen. Wir hätten nun gern unsere Leute, denen ich das Resultat meiner Inquisitionen mittheilte, überredet, unser Heil noch bei dem drit-

ten Schiffe zu versuchen, welches mit zwei hohen Masten nur eine Meile Weges uns zur Linken lag. Allein sie sagten, es wäre zu spät, die Ebbe sei schon stark im Anzuge, und ehe wir zu der Sandbank, auf der das Schiff fest säße, gelangen könnten, würde alles Wasser abgelaufen sein, und selbst wenn wir unser kleines Schiff auf den Strand setzen und zu Fuß hinlaufen wollten, so würde es doch wohl vergebens sein, denn das Wrack liege noch näher bei den Amringern und diese Insulaner würden, wenn es da was zu machen gäbe, längst an Bord sein.

Warum unser New-Castler uns nicht zu Hilfe nehmen wollte, weiß ich nicht. Vielleicht hatte er schon andere Lootsen an Bord, vielleicht dachte er sich selber in Sicherheit zu bringen. Allein möglicher Weise wäre es gut für ihn gewesen, wenn er unsere tüchtigen Leute angenommen hätte, die ihn vielleicht mit Hilfe eines Nothsegels richtig vor Anker gebracht hätten, denn es ging ihm am Ende doch noch schlecht.

Der ihm zu Hilfe geeilte Lootse kam nach einigen Tagen mit einem Dampfschiffe, um ihn mit dessen Hilfe hereinzubringen, war aber ungeschickt genug, ihn dabei, indem er nicht die rechte Einfahrt wählte, auf einer Sandbank der Art festzurennen, daß er selbst bei der Fluth nicht mehr loskommen konnte. Da es in der darauf folgenden Nacht abermals stürmte, so verloren die Matrosen an Bord den Muth, weil sie glaubten, das unbehilfliche Wrack möchte von den Wellen zertrümmert werden, und verließen es in einem Boote. Der Sturm und die Fluth brachten aber das Schiff doch von der

Bank herunter, und so trieb es denn als herrenloses Gut auf dem Meere umher.

Kaum hatten dieß die Amringer gesehen, so besetzten sie das Schiff, stellten einen Nothmast auf, spannten einen ihrer kleinen Schnellsegler zum Bugsiren vor und kamen nun mit dem großen gefangenen Riesenrumpfe eines Tages in das innere Meer im Triumphe hereingezogen.

Dieß sah aus, als wenn ein kleiner Sägefisch einen großen Wallfisch erlegt hätte, oder wie die Leichenprocession eines Riesen, und uns, die wir es mit ansahen, wie das große hohe, zu allen Bewegungen untauglich gewordene Schiff, das noch vor Kurzem so stolz den Wogen getrotzt hatte, jetzt so zahm dem Leitseil des kleinen Amrumers folgte, ergriff fast ein Gefühl der Trauer bei diesem Anblick.

Es entstand daraus ein köstlicher verwickelter Fall für einen Advokaten, und wenn es wirklich zum Proceß gekommen ist, so mag viel Scharfsinn auf beiden Seiten aufgeboten worden sein. Die Amringer waren die beati possessores und sprachen davon, daß sie wohl 1000 Thaler bei dieser Gelegenheit zu gewinnen dächten; die englischen Matrosen dagegen mochten wohl gegen den Lootsen reclamiren und ihm Schuld geben, er habe seine Pflicht nicht ordentlich gethan und sie in die Klemme geführt. Die Schiffsrheder in New Castle, welche am Ende jene Summe aus ihrem Schiffe bezahlen sollten, mochten wieder ihre Schiffer beschuldigen, daß sie das Schiff zu frühzeitig verlassen und preisgegeben hätten; die

Assecuradeurs des Schiffs endlich, welche gewiß von den Rhedern ersucht wurden, für Alles gut zu sagen, weil das Ganze ein durch Wind und Wellen veranlaßter Schaden sei, mochten es ganz in Abrede stellen, daß ihnen hier eine Verpflichtung obliege.

Die Untersuchungen über die Schuld und den Gewinn oder Verlust eines jeden Theiles mochten ins Unendliche gehen. Vielleicht erfuhren die Leute in England nie, wie die Sachen eigentlich standen; vielleicht wußte es auch selbst hier Niemand recht, wie Alles zugegangen war. Denn wer nur ein Bißchen mit Advocatenangelegenheiten zu thun gehabt hat, der wird wohl wissen, daß die Feststellung eines klaren, reinen Thatbestandes zuweilen eben so schwierig ist, wie die vollständige Lösung, klare Entwickelung und bündige Darstellung irgend eines philosophischen Problems.

Dieß war indeß, wie gesagt, einige Zeit später. Einstweilen segelten wir noch ins Binnenmeer, d. h. ins Haff zurück und hielten uns ganz in der Nähe der nördlichen Spitze von Amrum, weil immer in der Nähe solcher Spitzen und Ausläufer aus ganz natürlichen Gründen das Wasser am tiefsten ist.

Diese Spitze war folgendermaßen beschaffen. Die Dünen der Insel reichten nicht bis zum Meere heran, sondern blieben etwa eine halbe Stunde Weges rückwärts liegen. Vor ihnen streckte sich ein triangelförmiges flaches Stück Sandland zu uns heran, das vorn unter einem immer spitzeren Winkel auslief. Es war nur wenige Fuß über dem Meere erhaben und bei hohen Fluthen

gewiß überschwemmt. Wir kamen so nahe an der Spitze vorbei, daß wir wie Tell auf jene Seeplatte hätten hinausspringen können. Dicht an der Spitze ging ein gewaltiger Ebbestrom rauschend vorüber, und obwohl unser Schiff den beßten Wind hatte, so kamen wir doch kaum von der Stelle.

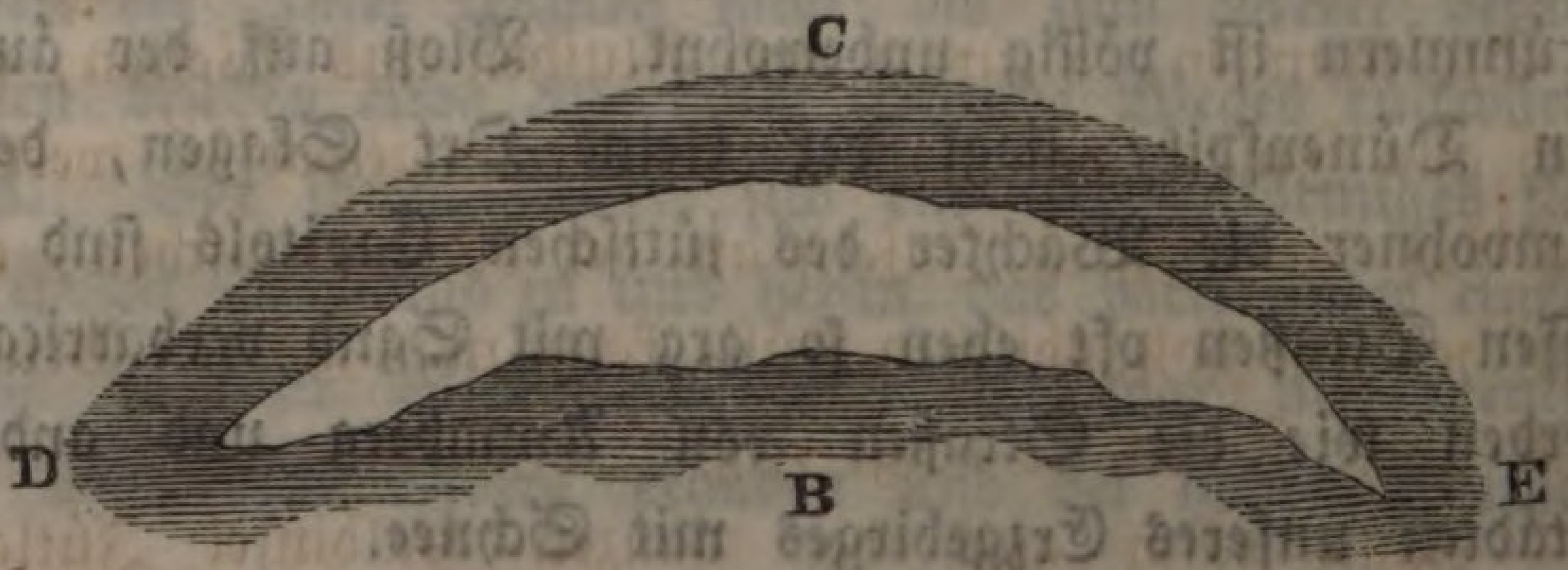
Mir war der Anblick dieser Spitze besonders interessant, weil ich mir nun deutlich vorstellen konnte, wie das berühmte Vorgebirge von Skagen, die äußerste Spitze von Jütland, beschaffen sein müsse. Auch dort giebt es einen ganz ähnlichen Sandansatz, nur ist Alles größer.

Das ganze nördliche Jütland ist sehr sandig und flach und auf der Westseite rings mit Dünen umgeben. Schon bei Aalborg schmälert sich die Halbinsel zu einer Breite von 8 Meilen ab; bei Frederikshavn ist sie 5 Meilen breit, dann 4, 3, 2 und endlich nur eine Meile. Dieser ganze nördliche Ansatz ist rings, 5 Meilen weit und breit, Sand und nichts als Sand. Der Sand klärt sich mehr und mehr ab, wird endlich ganz rein und läuft in einem kleinen schmalen, eine halbe Meile breiten und 3 Meilen langen Ansatze, der Krone oder dem Schwanze Jütlands, aus.

Dieser ganze Ansatz von reinen Quarzrystall-Trümmern ist völlig unbewohnt. Bloß auf der äußersten Dünenspitze liegt der kleine Ort Skagen, dessen Einwohner die Wächter des jütischen Capitols sind und dessen Straßen oft eben so arg mit Sand verbarricadirt werden wie die Straßen von Annaberg und anderen Städten unseres Erzgebirges mit Schnee.

Aus dem schmalen Skagener Dünenländchen schiebt sich nun als alleräußerstes jütisches Weltende noch etwa eine Stunde weit niedriges Sandland hervor, das eben so beschaffen ist, wie das von Amrum, welches wir vor Augen haben. Auch dort geht es immer spitzer zu, und auf das äußerste Ende kann man den Fuß in der Weise hinaussetzen, daß dessen linke Seite von einer Welle des großen Oceans und seine rechte von einer Welle der Ostsee bespült wird, indem man dabei den Blick hinausschweifen läßt auf die Reihe von Schiffswracks und Wallfischgerippen, welche wechselsweise auf der unterseeischen Fortsetzung dieser Sandspitze festsitzen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller Düneninseln und Dünenhalbinseln, in solchen Sandspitzen auszulaufen. Die beiden Strömungen, welche an beiden Seiten der Insel wechselsweise bei Fluth und Ebbe hingehen, schleifen diese Sandbänke ganz natürlich auf diese Weise zu. Manche sprechen daher hier von einer sogenannten Spitzenverlängerung der Düneninseln, indem sie annehmen, daß der Sand aus der Mitte der Inseln vom Meere immer nach den Spitzen getrieben werde, nämlich so:



Diese Figur sei eine Düneninsel. Der Ocean kommt mit seinen Fluthen und Strömungen von C her auf die Insel herab. Er drängt hier bei C die Dünen theils zurück ins Innere des Landes, theils reißt er sie herab und entführt den Sand nach D und E hin, wohin die Strömungen abfließen. Liegt nun die Insel ganz isolirt da, so wird sie bei E und D hinauswachsen und ihre Gestalt sich immer länglicher verziehen. Stoßen aber auf beiden Seiten andere Inseln an sie heran, so daß bei D und E Meerengen und folglich starke Strömungen entstehen, so wird der weggeschwemmte Sand hier von den Meerengenströmen ergriffen und zu anderen Sandbänken hingeführt werden, und die Insel wird allmälig ohne Spitzenverlängerung ganz weggerieben werden. Alle Düneninseln an der ganzen Nordsee hin bis Holland sind in einem solchen Umbildungsprocesse begriffen.

Die genannten Spitzen der Inseln sind alle mehr oder weniger dem Festlande zugekehrt und wenden sich also hier bei Jütland aus Westen nach Osten herum. Ebenso wendet sich auch die Spitze bei Skagen. Die Inseln bekommen daher eine halbmondförmige Gestalt, die man bei Amrum, Romoe und Faroe besonders deutlich ausgebildet sieht. Diese Gestalt ist eine sehr natürliche Folge der Strömungen, Stürme und Fluthen aus Westen, wodurch alle Inselspitzen nach Osten herumgeworfen werden. Auch für die meisten Inseln an der oldenburgischen, ostfriesischen und holländischen Küste kann man als den Grundtypus ihrer Form die obige Figur ansehen.

Man kann auch der ganzen Halbinsel Jütland eine solche Halbmondform zuschreiben. Man braucht nur

von der nördlichsten Spitze Jütlands bei Skagen eine gerade Linie nach Fehmern hinzuziehen, um dieß zu erkennen. Es scheint daher, daß sich auch Jütland unter dem Einflusse sehr starker Westströmungen und Weststürme gebildet habe.

In der Mitte der Westseite von Jütland liegt ein Vorgebirge, welches Blaawands-Huk heißt. Es ist das am meisten nach Westen vortretende Stück von Jütland. Von da aus neigt sich die Westküste allmälig gegen Skagen um zwei Grade und gegen die Mündung der Elbe um einen Grad nach Osten zurück. In die Busen an der Mündung der Elbe und in die Meerenge bei Skagen fallen die stärksten Weströmungen hinein. Ganz Jütland steht mithin da wie ein im Weststurme sich krümmender Baumstamm.

Wir kämpften mit der heftig aus den Binnengewässern herausfluthenden Ebbe, und je weiter wir kamen, desto flacher wurde das Wasser. Die friesischen Schiffer, die immer in solchen fatalen flachen Gewässern herumlaviren müssen, haben mehr mit dem Sondiren des Bodens zu thun als irgend ein anderes Schiffervolk der Welt. Der Mann, der bei ihnen vorn an der Spitze des Schiffs steht, ist eben so unausgesetzt thätig, wie der Steuermann auf dem Hintertheile.

Sie haben dazu eine lange Sondirstange an Bord, welche sie „Plichtkehrt" nennen. Es ist dieß ein Wort, das ich mir nicht erklären kann. Das Sondiren selbst nennen sie „uitstehken" (ausstaken oder ausstechen). So wie Ebbe eintritt, oder so wie sie sich ein wenig

aus den gewöhnlichen mit Baken bezeichneten Fahrstraßen herausmachen, wird sogleich der „Plichtkehrt" in Bewegung gesetzt und unermüdlich „uitgestehkt".

Sie lassen den Plichtkehrt, an dem sie Zeichen angebracht haben, senkrecht ins Meer hinabfallen und rufen laut das Resultat ihrer Beobachtung aus, so daß es der Steuermann und der Capitän hören können, z. B.: „Hat flakket!" (es flacht, es wird flacher); „hat ur diper!" (es wird tiefer); „fiaur fiht!" (vier Fuß); „tree fiht!" (drei Fuß). Bleibt sich die Tiefe gleich, so schreit der Ausstaker, der bei diesen Ausrufen eben so gut seinen eigenthümlichen Ton und seine besondere Weise hat, wie ein Prediger auf der Kanzel: „Een deep!" (eine Tiefe, d. h. dieselbe Tiefe). Am liebsten hört man den Ausruf: „Schau!" (kein Grund). Je tiefer das Wasser ist, desto langsamer stakt der Mann, pathetisch und bedächtig, wie ein Storch einherschreitet; je flacher es aber wird, desto hurtiger ist er bei der Hand. Damit ihm beim „Schau" der Plichtkehrt nicht durch die Hand schlüpfe, hat er ihm oben einen dicken Knopf aufgesetzt.

Da die Ebbe und die Sandbank, die wir zu passiren hatten, unseren Leuten Sorge machten, so stakten wir schon seit langer Zeit, — „Hat flakket!" — „fiaur fiht!" — „fiaur en holef!" (vier und ein halb) — „een deep!" — „tree en holef!" — „flakker!" (flacher) — „flakker!" (flacher). Das Wasser wurde ganz trübe um den Kiel unseres Schiffes, es kam der häßlichste Schmuz dabei zum Vorschein, und wir rutschten eine Zeit lang förmlich auf dem glatten Schlick

hin. Unser Steuermann wandte schnell das Ruder, und wir kamen mit einer raschen Wendung ins tiefere Wasser zurück, um an einer anderen Stelle einen Uebergang über die Sandbank zu versuchen. Wir machten dabei das Wasser rund um uns her so dick wie Erbsensuppe, wie dieß ein großer Fisch zu thun pflegt, der zu weit ans Ufer hinan kam.

Wir hielten uns, als wir wieder gewendet, zwischen den ausgesteckten Baken. Unser Plichtkehrt-Mann fing sein Thema wieder von vorn an und rief: „Schau!“ — „hat flakket!“ — „fiaur en holef!“ und so weiter bis zu „tree en holef!“ und „flakker!“ und „flakker!“ und „flakker!“ in immer rascheren Absätzen. Endlich kam daß schmuzige Wasser wieder. Die Anstrengungen der Schiffer mit den langen Stangen und Stämmen brachten uns nicht wieder los, und wir begrüßten die Wracks, die wir besucht hatten, als Compagnons und Genossen.

Es dauerte auch nicht lange, so setzte sich das Schiff völlig fest, und als das Ebbwasser vollends abgelaufen war, saß es gerade so da, als wäre es eingemauert. Es ist übrigens kein großes Unglück bei einer solchen Art von Strandung in den friesischen Binnengewässern; denn man sitzt ganz geborgen auf diesen festen Bänken, übernachtet ein Mal, statt auf dem Wasser, auf dem Festlande und kann am Morgen bei der Fluth mit Sicherheit eben so viel Wasser zurück erwarten, als man am Abende verlor.

Indem ich alle diese kleinen Begebenheiten unserer

Schifffahrt schildere, sehe ich in Gedanken wohl Manchen die Stirn runzeln und höre ihn unzufrieden fragen: Warum beschäftigt sich dieser Mann mit solchen Bagatellen und Miniaturbildern? Warum studirt er nicht lieber die großen politischen Bewegungen im Lande, statt des Ablaufens der schmuzigen Ebbe- und Fluthgewässer? Warum giebt er uns nicht ein deutliches Bild der Fluthen in der moralischen Atmosphäre und ihrer Einwirkung auf die Gemüther, statt uns zu schildern, wie ein dürrer Aepfelbaum im Nordweststurm noch dürrer wird? Warum beschäftigt er sich nicht mit den Worten, den Ideeen, den Gedanken und Gefühlen, die sich hier jetzt zu Gebirgen und Schanzen zwischen den Völkern aufthürmen, statt mit den Sandkörnerhügeln, die eine blinde Gewalt gegen die andere blinde Gewalt aufführt? Warum zeigt er uns nicht, wie das Wort der Steuerleute in dem Völkergewoge erschallt, und wie sie das Schiffsvolk besänftigen, und welche Commandos sie ihm geben, statt uns zu zeigen, wie es klingt, wenn ein Capitain im Sturm auf Englisch sagt, daß er nur Ballast bei sich habe? Und warum sondirt er nicht lieber in der geistigen Fluth und Ebbe umher, statt diesen Plichtkehrt zu handhaben und den guten Friesen ihr „fiaur" und „flakker" nachzuäffen? Was nützt es uns, zu wissen, wie ein Ewer mit einem Dutzend Menschen auf den Sand sich festrennt, wenn es sich fragt, in welchen Hafen die großen Staatsschiffe mit Millionen von Einwohnern einlaufen sollen?

Ich muß ein Wort zu meiner Vertheidigung sagen. Ich verkenne zwar nicht die praktische Nützlichkeit der Forschungen über moralische Bewegungen, und ich bin auch keineswegs blind gegen die Phänomene, die überall am politischen Himmel erscheinen, und nicht stumpf gegen das Interesse, das ihre Betrachtung, Ergründung und Schilderung gewährt.

Allein diese politischen Bewegungen sind nur vorübergehend und sehr wandelbar, und sie strömen in den Ländern hin und her in dem festen Rahmen der dauernden Sitten der Menschen und der unveränderlichen Natur des Landes. Komme ich daher in ein Land, so ist es mir vor allen Dingen wichtig, diesen Rahmen, diese Basis kennen zu lernen, in welchem und auf welcher jene Bewegungen stattfinden.

Es ist mir wichtig, aus der Geschichte, aus dem Anblick und dem Studium des Landes und seiner Bewohner zu erkennen, wie es von jeher gewesen ist, und dann erst frage ich, wie es jetzt aussehen mag, und was die Tagesfragen sind.

Seit Jahrtausenden schon wohnen die Leute hier auf solchen Wurten, wie ich sie beschreibe, und bei diesen Wurten treffe ich mit Tacitus und Plinius zusammen, die beide von einer Rivalität zwischen Dänen und Deutschen nichts wußten. Seit Jahrtausenden schon sondirten die Friesen hier ihr halbes Leben lang in ihrem flachen Meere herum und riefen auf die angegebene Art: „fiaur en holef!“ und „het flakket!“ und auf diese Weise wird durch die ewige Wiederholung der

Handlung und durch die Idee, daß ganze Geschlechter so geduldig und einförmig durchs seichte Leben mit dem Plichtkehrt „stehkten", ein solcher Gegenstand fast gewichtiger und interessanter als die Betrachtung einer jeweiligen politischen Erscheinung.

Das Schicksal der Länder mag sich gestalten, wie es will, die Wurten, die Dünen, die Deiche und die Plichtkehrts werden ewig bleiben, so lange diese Länder unter dem Monde bleiben.

Indessen, wie gesagt, man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen. Für die wenigen Beobachtungen, welche ich in Bezug auf die moralische und politische Lage des Landes gemacht habe, werde ich wohl auch noch einen Platz finden.

Traditionen und Sagen.

Einstweilen aber bitte ich den Leser, der es liebt, sich in das innerste Wesen einer Volkspsyche und eines Nationallebens zu vertiefen, nur vorläufig noch ein Mal mit mir an Bord unseres kleinen friesischen Ewers, — dessen Name „de Elf" (die Elbe), war, — zurückzukehren und da das kleine Licht zu betrachten, welches zu unserer Cajütenthür heraus scheint und das einzige traute Licht auf den wüsten Watten weit und breit ist.

Solche Scenen haben doch wenigstens ein malerisches Interesse, und dann, wenn ein mit mir unzufriedener Kritiker ein Meeresküstenbewohner ist, den dieß als etwas ihm Alltägliches langweilt, so bedenke er, daß es hier im Binnenlande in den Gebirgen, wo ich diese Schilderungen entwerfe, Tausende von Thal- und Bergbewohnern giebt, die in ihrem Leben das Meer nicht gesehen haben, für die alle solche Scenen und Situationen und die Art und Weise, wie es dabei zugeht, neu und ungewöhnlich sind.

Also ich sage, ich bitte meine Bergfreunde, mit mir aus diesem meinen Gebirgscabinete, wo ich jetzt

auf tiefe Thäler, auf beschneite hochgelegene Gipfel, auf schroffe Felsen, auf ferne Wälder hinabsehe, sich wieder an Bord der kleinen „Elbe" mitten unter die flachen Seeen und Watten zu begeben. — Unseren Kritiker aus dem Flachlande mögen wir unterdessen in unsere Gebirgs-Karthause einsperren, damit er doch auch seinerseits etwas zu bewundern habe.

Der Mond geht mir in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ebenso auf wie damals. Er säumt mir jetzt der Berge Höhen mit Silberschein, der vom Schnee widerblinkt; — damals reflectirte er sein Bild in den kleinen Laken und Tümpeln, die auf unseren Watten stehen geblieben waren. Jetzt zieht ein leises, aber scharfes Gesäusel durch die dürren, vom Froste erklingenden Baumzweige; — damals rauschte die ferne Brandung durch die Stille der Nacht. Jetzt umstehen mich ringsumher die dunklen Gestalten der Berge; — damals lagen uns zur Rechten und Linken die schwarzen Wracks der gestrandeten Segler der Fluthen.

Hier spinnt es emsig und webt, klöppelt Spitzen und flicht Stroh in allen Thälern, in allen Häusern, aus denen die trauten Abendlämpchen hervorschimmern. Dort neigten sich unbewohnte, sandige Landspitzen zu uns heran, und weit und breit war die Fläche wüst, ein neugeborenes Land, das soeben die muntere Brut der Fische verlassen hatte, und auf dem wir nun neben dem Schiffe herumwandeln konnten.

Ich sage also, der Leser kehre nun mit mir aus diesem meinen Bergschloßcabinete in jenes mein enges

Austernschiff zurück, mache mit mir einen Spaziergang über's Deck und sehe die Verwandlung um uns her an. Es ist nach den stürmischen Tagen endlich sehr ruhig geworden, und unsere Schiffer sitzen gelassen beim Theetopf in ihrem „Logis", wie sie den kleinen Raum nennen, in welchem sie hausen und in den man durch eine kleine Oeffnung wie durch einen Schornstein hinabkommt.

Sie haben längst nach friesischer Art die 100 Speciesthaler, welche sie zu gewinnen hofften, vergessen und unterhalten sich von anderen Dingen. Unser getreuer Steuermann hat auch uns in unserer kleinen Cajüte den Thee bereitet, die Lampen mit Dochten versehen und die Betten vorgerichtet. Die drei Landspitzen, welche sich von allen Seiten zu uns herneigen, sind die westliche Spitze der Insel Föhr, die nördliche Sandnase der Insel Amrum und die südliche Dünenkrone der öden Landzunge von Sylt.

Wäre es heller Tag, so könnten wir vielleicht die kahlen Häupter der Dünen von Hörnum, den langen, aus Steinblöcken aufgewälzten Seedeich von Föhr, die zahlreichen Riesengräber und Grabhügel von Amrum erkennen. Jetzt glauben wir sie nur hie und da gespensterhaft im ungewissen Mondenschimmer hervortreten zu sehen.

Da hätte ich denn in der That mit dem Leser einen Platz gefunden, der mehr als alle anderen geeignet ist, daß ich ihm hier mein Herz über eine gewisse friesische Angelegenheit ausschütte, von der ich schon früher mit

ihm geredet haben würde, wenn ich es nicht stets bis zu besserer Gelegenheit verschoben hätte.

Wer unsere Umgebung, unsere Einsamkeit, unsere Wildniß und dazu den Mondschein bedenkt, der wird wohl ahnen, welche Angelegenheit ich meine, und errathen, daß ich im Begriff bin, Geister zu beschwören und ein Bild des alten Fabel- und Sagenlandes der Friesen, das einst hier existirte, zu entwerfen.

Ich wollte, ich könnte dieß vollständig durchführen. Allein theils ist jenes alte zauberische Land im Laufe der Jahrhunderte und im Andrang der überfluthenden Cultur untergegangen, und nur zuweilen taucht noch an stillen Abenden, wenn die lärmende Tagesfluth ablief, ein entstelltes Stück davon im Gedächtniß der Leute empor, — theils würde mich, den Reisenden, hier ein solches umständliches Studium jenes Landes zu weit führen. Und im Grunde genommen, will ich daher weiter nichts als einige Sagen und Geschichten erzählen, die unter den Friesen umlaufen und von denen der, welcher diese Nation als Beobachter besucht, durchaus Notiz nehmen muß.

Ich habe mir einige der für Land oder Leute charakteristischesten Sagen aufgezeichnet und will gleich im Voraus bemerken, daß sie meistens von der Insel kommen, die wir zuletzt besuchten, von dem dünen- und gräberreichen Sylt. Die Leute haben dort eine Industrie, welche wahrscheinlich eben so wie ihre Entlegenheit vom Festlande dazu beiträgt, daß sich die alten Traditionen besser bei ihnen erhalten als anderswo. Dieß ist die Verarbeitung

Wolle ihrer Schafe, eine Beschäftigung, die sie veranlaßt, zahlreich in den Familienkreisen zusammenzukommen und da sich die langen Abende durch Erzählungen zu verkürzen.

Ich hatte während der Sturmtage auf Sylt Gelegenheit, in einige solche Wolle verarbeitende Kreise einen Blick zu werfen. Die ganze Hausgenossenschaft sitzt dabei beisammen. Der Eine kratzt und krämpelt die Wolle, der Andere spinnt sie, ein Dritter verfertigt daraus dicke wollene Jacken. Da diese Jacken nicht gewebt, sondern gestrickt werden, so geht es ziemlich geräuschlos dabei her, und es bleibt Ruhe und Anlaß zur Unterhaltung.

Nebenher sei es bemerkt, daß jene wollenen Jacken ein Ausfuhrartikel der Insel und sowohl für die Grönlands-, wie für die Westindienfahrer — denn der Schiffer trägt Wolle sowohl gegen die Hitze, als gegen die Kälte, — bestimmt sind. Diese Wollenindustrie nun, die übrigens durch den ganzen Westen von Jütland geht und sich auf den Färöer-Inseln und in Island unter gleichen Umständen wiederfindet, existirt nicht auf den anderen Inseln der Friesen und mag daher dazu beigetragen haben, Sylt den beregten Vorzug zu erhalten.

Ein trefflicher Schulmeister auf Sylt, Namens Hansen, hat sich die Mühe gegeben, die Sagen seiner Insel zu sammeln und fleißig niederzuschreiben. Es sind darunter manche, die bloß ein locales Interesse haben, viele aber, die in ganz Friesland verbreitet sind

Einige gehen sogar durch Jütland, ja durch den ganzen scandinavischen Norden, andere wiederum haben eine allgemeine Verbreitung durch einen Theil von Deutschland und durch unser ganzes Vaterland, und man bemerkt sehr wohl auch in diesen Sagen, daß man hier in einem interessanten Gränzgebiete zwischen zwei großen Völkerstämmen weilt.

Einige Sagen scheinen historische Ueberlieferungen von politischen oder Naturereignissen zu sein; andere sind ganz mährchenhaft und phantastisch. Einige der ersteren erinnern uns an frühere Völker, welche hier wohnten, an die Kämpfe der Einwanderer mit ihnen, an alte untergegangene Religionen, z. B. an die Odin'sche, andere an uralte Veränderungen der Erdoberfläche, z. B. an den Durchbruch der Gewässer durch den englischen Canal. Von den phantastischen oder mährchenhaften drücken einige allgemeine Stimmungen und Erregungen der menschlichen Seele, andere nur mehr besondere friesische Seelenrührungen aus.

Man könnte daher diese Sagen in historische, geologische, phantastische, psychologische und ethnographische eintheilen, und unsere Einbildungskraft führt uns in Folge des wunderbaren und geheimnißvollen Zusammenhanges aller Länder und Völker bei ihrem Anhören auf eine sehr unterhaltende Weise, von unserer Insel oder von unserem kleinen Ewer aus, weit bis nach England, tief bis nach Deutschland, hoch bis nach Scandinavien, ja sogar bis zu dem entfernten Thule hinüber.

Mehre von ihnen hörte ich im Lande von den

Leuten erzählen, die meisten theilte mir der genannte stille Schullehrer, der mehre Hunderte gesammelt hat, mit; ungefähr 80 findet man in der Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen vom Professor Müllerhoff aufbewahrt. Ich wählte mir davon indeß nur diejenigen aus, die mich entweder durch ihren poetischen Inhalt anregten, oder die mir deßhalb interessant waren, weil sie sich an irgend eine der Beobachtungen oder Anschauungen anschlossen, die ich selbst auf meinen Streifereien im Lande gemacht hatte.

Ich versuchte oben weiter auszuführen, wie die Friesen ein ächtes See- und Schiffervolk seien, und theilte einige Bemerkungen darüber mit. Wie bedeutungsvoll mußte mir in dieser Hinsicht nicht die Sage von dem gewaltigen Riesenschiffe „de Mannigfual" sein, von dem die nordfriesischen Seefahrer erzählen, daß es so unermeßlich groß sei, daß der Commandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke desselben zu Pferde herumreisen müsse.

Die gewaltigen Masten dieses Schiffs heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takelage ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haar wieder herunterkommen. Unterweges fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsstuben enthalten, einkehren, um sich zu restauriren.

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Friesen unter dem Bilde jenes Schiffes symbolisch auf unsere

menschenwimmelnde Erde und auf die ganze Welt haben anspielen wollen, oder es doch wenigstens unbewußt thaten?

Die Inder, diese stillen Blumenfreunde, denen die Lotospflanze heilig war, denken sich die ganze Oberfläche der Erde als eine schöne Lotosblume, die tief im Boden ihre unergründlichen Wurzeln schlägt, und deren Blätter schwimmend sich über den Ocean, als Inseln und Halbinseln, ausbreiten. Die Menschen bewohnen die Blätter und den Kelch der Riesenblume und nähren sich von ihrem Safte.

Andere Völker haben die runde Welt ein Riesenei genannt, das die Sonne bebrütet und das in die luftige Atmosphäre wie in den Flaum eines weichen Nestes hinabgetaucht wurde. Sein Dotter fault nie und gebiert täglich und jährlich und Jahrtausende lang Millionen von kleinen Wesen, welche die Schale des Eies bewandern.

Lustige Dichter haben die Welt mit einer Tafel verglichen, auf welche die Götter ihre Gaben niedersetzen und zu der sie stets neue und neue Wesen zu Gaste bitten. Andere sagten, die Erde sei ein Riesenthier, das wie ein Pferd an der Leine beständig um die Sonne galoppire. Die Winde sind der schnaubende Athem des Thieres, die Wälder seine Behaarung, die Erdbeben die Zuckungen seiner Haut, die Menschen die kleinen Reiter, die es auf seinem Rücken entführt.

Wie natürlich ist es nun nicht, daß die Friesen sagen, die Welt sei ein Schiff, das in nie endender Reise in dem flimmernden, leuchtenden Meere des dunkelblauen

Aethers zwischen den Gestirnen dahin segele. Die hohen Bergpfeiler sind die Masten, die weißen Wolken stellen die Segel vor, die Fläche Frieslands ist das Verdeck. Das Takelwerk in diesem Schiffe ist gar bunt und mannigfaltig, wie die Maschinerei dieser Welt, und die Ereignisse dieses Lebens. Der Steuermann läßt bald dieses, bald jenes Segel aufziehen, bald befiehlt er die Stricke so oder so zu ordnen und zu spannen. Es gehen oft viele lange Jahrhunderte darüber hin, bis seine Befehle vollführt werden, und die Matrosen altern und sterben oft weg, bevor sie eine Wirkung von diesem oder jenem Manöver, das sie mit ausführen halfen, erblicken.

Ist das nicht Alles ganz mit der Phantasie und in dem Sinne eines Schiffers gesprochen? Ich denke mir, daß diese Leute, wenn sie vom „Mannigfual" — heißt dieser Name etwa so viel als „das Männervolle", die menschenwimmelnde Erde? — erzählen, noch weiter eingehen in diese Idee, als diejenigen, welche uns die Sache berichteten, es thun, und noch manche interessante Vergleiche aus dem Bilde hernehmen, um Weltbegebenheiten damit zu symbolisiren. — Wer nur ein wenig Phantasie hat, kann die in unserer Sage gegebenen Andeutungen weiter ausspinnen und mannigfaltig zu einem unterhaltenden und lehrreichen Phantasiegemälde benutzen.

Wie Jupiter die obere Atmosphäre selbst ist und als Riesengott die ganze Welt umspannt, und wie die Griechen ihn doch zuweilen auf die Erde herab-

steigen lassen, so machen es die Friesen auch mit ihrem Mannigfual. Denn dieses Schiff ist zwar die Welt selbst, aber es schwimmt doch auch zuweilen wieder auf den irdischen Meeren umher, und seine Mannschaft verrichtet dort erstaunliche Dinge.

Einmal kam das Schiff in ein enges flaches Binnenwasser, wo es zu stranden Gefahr lief. Um sich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannschaft ihren Ballast auswerfen, und dessen war so viel, daß daraus eine große Insel entstand. Da dieß aber nicht völlig half, so mußte man auch noch die Asche und die Schlacken aus der „Kabüse" (Schiffsküche) hinauswerfen, und daraus entstand eine kleine Insel, die neben jener großen liegt.

Nur Schifferleute, denen das Schiff Wohnung und Haus ist, und die ihre wässerige Heimath so vom Festlande begränzt und eingeschränkt sehen, wie wir Festlandbewohner die unsere vom Ocean, konnten auf die Idee kommen, daß die festen Inseln ihren Ursprung einem Schiffe verdankten.

Ein ander Mal segelte der Mannigfual aus dem atlantischen Meere in den Canal zwischen Dover und Calais und konnte des engen Fahrwassers wegen nicht durchkommen. Da hatte der Capitän den glücklichen Einfall, die ganze Backbordseite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover stieß, mit weißer Seife bestreichen zu lassen. Dieses Mittel half. Der Mannigfual drängte sich glücklich durch und gelangte in die Nordsee. Und seitdem behielten die Felsen von Dover von der ab-

geschmierten Seife und dem Schaume ihre weiße seifenartige Farbe.

Wahrscheinlich sind die Erzählungen vom Mannigfual noch sehr mannigfaltig, und seine Riesenmatrosen scheinen hier in Friesland dasselbe zu verrichten, was in Griechenland Vulcan that, aus dessen Feueresse Inseln emporstiegen, und was die griechischen Bergriesen thaten, die den Ossa auf den Pelion setzten. Aber unser Schullehrer hatte von ihren Thaten nicht mehr verzeichnet, als was ich vorbrachte.

Der Canal zwischen Dover und Calais hat die Friesen natürlich immer sehr viel beschäftigen müssen, denn theils gelangten durch dieses große Thor des Lebens, von jeher ihre Schiffe aus der Nordsee zur übrigen Welt, theils ist es für sie auch wohl zum Bab el Mandeb (Thor des Todes) geworden. Denn ehe dieser Canal existirte, war die Nordsee ein Binnenmeer, in welches die Ebbe und Fluth nur von einer Seite, nämlich von Norden her, eindringen und daher auch nur wenig Schaden anrichten konnte.

Erst nach der Oeffnung des Canals von Dover geriethen die Fluthen mit einander in Kampf und fingen nun erst an, für das bis dahin unangetastete Friesland verderblich zu werden. Es ist daher natürlich, daß sich viele Sagen der Friesen auf die Eröffnung und den Druchbruch des Canals, an welchen auch die Geologen bekanntlich aus sehr guten Gründen glauben, beziehen.

Es ist zwar kaum glaublich, daß die Friesen eine

historische Ueberlieferung von jenem Ereignisse, dessen Zeitpunct unsere Naturforscher nicht im Entferntesten zu bestimmen wagen, von Zeitgenossen und Augenzeugen her von Mund zu Mund sollten überliefert erhalten haben, ja es ist sogar möglich, daß sie, wie die Naturforscher, bei dem Anblick der Küsten Albions und Galliens die Ueberzeugung erlangten, diese müßten einst zusammengehangen haben und dann durchbrochen worden sein, und daß dann müssige Köpfe sich hinsetzten und sich eine Geschichte davon ausdachten, die zur Sage wurde; allein es ist doch merkwürdig, daß diese Sage so gleichmäßig überall in Friesland ausgebildet und selbst bei den holländischen Friesen verbreitet ist. Sie lautet so:

Es soll einmal eine Königin von England, dem Lande im Osten der Nordsee, und ein König von Dänemark, dem Lande im Westen dieses Meeres, gewesen sein, die sich liebten und einander die Heirath versprachen, sich dann aber entzweiten, weil der König sein Versprechen nicht hielt und die Engländerin sitzen ließ.

Damals war England noch mit dem Festlande durch eine Hügelkette, die sogenannten „Höveden", verbunden.

Die Königin von England nun, die an dem Könige der cimbrischen Halbinsel und seinen Unterthanen Rache zu nehmen glühte, bot ihr Volk auf und ließ 7 Jahre lang von 700 Mann an der Durchgrabung jener Hügelkette arbeiten. Nachdem dieß vollendet war, brachen die Fluthen herein und stürmten auf Friesland und Jütland los. Schon damals wurde ein Theil des

Landes verschlungen, und 100,000*) Menschen ertranken, und seit diesem Ereigniß haben die Küsten bis auf unsere Zeit alljährlich vom Zorn der englischen Königin zu leiden.

Natürlich wird diese Sage mit verschiedenen Variationen vorgetragen, und hie und da wird jene englische Königin nur als im Kriege mit den Friesen und Holländern begriffen dargestellt, die sie nicht habe bezwingen können und die sie daher durch die Durchstechung der Höveden habe vernichten wollen.

Man hat kaum, sage ich, die Kühnheit, zu glauben, daß dieser interessanten geologischen Sage historische Tradition zum Grunde liege. Und doch — wäre es nicht möglich? Da die Geschichte der geologischen Ereignisse und Revolutionen sicherlich viel älter ist, als unsere Schöpfungsgeschichte in der Bibel es besagt, so ist wahrscheinlich auch die Geschichte der Völker viel älter, als unsere Chroniken und Annalen es bezeugen.

Vor den Deutschen mochten hier andere Nationen leben, und vor diesen anderen Nationen wieder andere, und die Tradition von einem so merkwürdigen Ereignisse konnte sich vielleicht durch alle diese Völkerschichten hindurch Bahn brechen und sich länger als alle anderen erhalten. Jedenfalls werden die Beweise der Geologen durch diese Sagen unterstützt.

---

*) Diese Zahl scheint in den Erzählungen der Friesen von ihren großen Fluthen, von ihren „Männertränken", eine eben so gewöhnliche und fast stehende zu sein, wie in ihren Beschreibungen von großen Schätzen die Erwähnung von Tonnen Goldes, jede zu 100,000 Thalern.

Die anderen Völker, welche vor den Deutschen und Dänen diese Länder bewohnten, sind auch noch nicht völlig vergessen. Theils finden wir in der ganzen nördlichen Mythologie in den mythisch erzählten Völkerkämpfen zwischen den alten und neuen Göttern Anspielungen auf sie; theils haben wir noch Spuren und Zeugen von ihnen in den Gräbern und Todtenhügeln, welche hier im Norden überall die Fluren bedecken.

Die sonderbaren und fremdartigen Geräthe, die sich in diesen Gräbern finden, und die Sagen, welche sich an sie knüpfen, weisen zuweilen auf ganz fremdartige Nationen hin, die hier einmal lebten.

Vielleicht kann man die zahlreichen Sagen von den Riesen, die hier einst existirt haben sollen, von den Kämpfen, die sie untereinander und dann mit einem Volke von Zwergen, die hier ebenfalls wohnten, auch auf verschiedene hier seßhafte und sich gegenseitig bekämpfende Völkerschaften deuten.

Sollten nicht auch die Sagen von den noch jetzt in der Erde, in den Dünen, in den hohen Klippen, und namentlich unter den Grabhügeln lebenden Gnomen oder Elfen mit dem Untergange eines früher diese Gegenden bewohnenden kleinen — (vielleicht finnischen?) — Volksstammes zusammenhängen? Könnten nicht die germanischen Nationen, als sie hier einzogen und vielleicht jene finnischen Ureinwohner vertilgten, sich eingebildet haben, daß die Geister dieser erschlagenen Heiden sich in solche Verstecke und Schlupfwinkel zu-

rückgezogen hätten und nun die Menschen zu Zeiten von da aus als Neckgeister besuchten.

Ich weiß wohl, daß viele Gelehrte es stark bezweifeln, daß finnische Nationen je so weit unten gewohnt hätten, und beweisen läßt es sich auch nicht. Aber daß die finnischen Völker an beiden Seiten der Ostsee wenigstens sehr weit unten gewohnt haben, bis nach Preußen und bis über die Mitte von Schweden hin, und daß sie von da aus durch Letten, Slaven, Deutsche und Gothen immer weiter nach Norden getrieben worden sind, ist gewiß.

Auf die Idee von der Verbindung der ausgerotteten Finnen mit den noch lebenden Gnomen könnten uns auch wohl die Russen bringen, bei denen alle finnischen Nationen durch ihren Aberglauben und ihre Zauberei berühmt waren, bei denen der in Schwung gekommene Volksname für die Finnen (Tschudi) selbst so viel als Zauberei bedeutet, und die deßhalb von den neckischen Zauberkünsten eines Tscheremissen oder Tschuwaschen fast eben so viel erzählen, wie die Friesen von ihren Gnomen und Elfen.

Uebrigens will ich nur sagen, daß es möglich sei, daß der Glaube an gewisse, in der Natur lebende Geister sich mit der Sage von einem untergegangenen Volke habe verbinden können, keineswegs aber, daß jene durch die wirkliche vormalige Existenz eines solchen bedingt sei. Es ist vielmehr der Glaube an solche Naturgeister so ziemlich in aller Welt — hatten doch auch die Griechen ihre zahlreichen Nymphen, Dryaden, Leimoniaden rc. — verbreitet, namentlich hier im Norden. In England

und in Irland nennt das Volk sie „good people“, in Dänemark „de Underjordiske“ (die Unterirdischen) oder auch „Biergfolk“ (Bergvolk) oder „Ellefolk“ (Elfenvolk). Hier in Friesland werden sie „Oennereeske“ und auf einigen Inseln „Oennerbänkske“ (Unterbänkische, d. h. vielleicht unter den Erd- und Sandbänken Wohnende) genannt; in Holstein heißen sie „Dwarge“ (Zwerge) oder „Unnererske“.

Die Friesen erzählen von diesen ihren Unterirdischen oder Unterbänkischen accurat dieselben Geschichten, welche man anderswo von den Elfen oder den „good people“ erzählt, und welche auch unsere deutschen Dichter von den Gnomen, Wassernixen, von dem Erlenkönige und seinen Töchtern u. s. w. vorbringen. Und dieß ist eine Erscheinung, die wohl einer größeren Beachtung der Philosophen werth ist, denn es folgt daraus, entweder daß alle Völker Europas früher ihre sonderbaren Einfälle eben so genau und treu auf einander übertragen haben, wie z. B. jetzt ihre Moden, ihre Oberröcke, Fracks, Halscravatten u. s. w., oder daß alle Völker unseres Welttheils sammt und sonders völlig auf dieselbe Weise poetisch geschwärmt und in ihren halbverrückten, halb bedeutungsvollen Träumen accurat dieselben Visionen gehabt haben.

Die friesischen Oennereesken verlieben sich in die Weiber der Menschen ganz so wie die good people in Irland, wissen sie zu verführen und zu entführen, behalten sie Jahrhunderte lang bei sich und machen sie

glauben, sie wären nur so viel Tage bei ihnen gewesen. — Auch stehlen sie die Kinder der Menschen aus ihren Wiegen und legen Wechselbälge hinein, — die Menschen stecken daher wohl, um dergleichen zu verhüten, den Wiegenkindern Bibeln unter's Kopfkissen. Die Dennereesken helfen den Menschen gegen gewisse Versprechungen Kirchen und Häuser bauen. Sie bitten sie auch zuweilen um Gegendienste und bewirthen sie dann in ihren unterirdischen Wohnungen. Zuweilen müssen die Menschen ihnen die verstopften Eingänge zu ihren Wohnungen ausgraben oder ihre Brotschieber ausbessern, ihre zerbrochenen Schaufeln zurecht schneiden oder ihre Frauen entbinden helfen u. dergl. Dafür bekommen sie Allerlei geschenkt, z. B. Hobelspäne, die nachher zu Gold werden, oder Kuchen und Butterbrod, welches die Leute nicht aufzuessen wagen. Auch leihen sie sich gegenseitig ihre Geräthschaften; so z. B. bitten die Menschen die Unterirdischen um Tassen, Teller und Töpfe, wenn sie Hochzeit oder sonst ein großes Fest haben. Sie leihen auch Geld von ihnen mit oder ohne Zinsen. Armen Bauern, die mit einem einspännigen Wagen im Moraste stecken bleiben, helfen dagegen die Unterirdischen, ihren Wagen wieder in Gang setzen, oder sie bringen ihnen einen Trunk Wasser, oder einen duftenden Pfannkuchen auf dem Felde, wenn sie bei der Arbeit hungern und dursten.

Zuweilen betrügen auch die Menschen und Unterirdischen sich gegenseitig, indem sie einander allerlei Kleinigkeiten, silberne und goldene Becher, Nägel und dergleichen stehlen. Mit den Schafhirten auf einsamen Heiden

oder in den wilden Dünen tanzen sie mitunter. Sie schmieden den Menschen scharfe Messer, die Alles zerschneiden, deren Wunden aber unheilbar sind.

Die Unterirdischen haben auch zuweilen eigene Namen und heißen z. B. Kulemann, Knirr, Ficker, König Piper, Pingel ꝛc. Mehre Male führen sie den auffallenden Namen „Finn", „Find", oder „Vater Finn", der mich wieder an die oben berührten Ideeen von der finnischen Abstammung der Unterirdischen mahnte.

Man erblickt ihre Fußtritte oft in dem Sande der Dünen, so wie man in England in den bekannten Grasringen ihre Ringelreihen auf den Wiesen erkennt. Sie sitzen in den Grabhügeln und singen und spielen auf lieblichen Instrumenten ganz so wie Erlkönigs Töchter und wie die good people jener Irländerin, die mir auf Treu und Glauben versicherte, sie habe einmal eine Elfe bei hellem Tage sehr schön in einem Brunnen singen hören.

Die Unterirdischen sitzen auch wie die Cyklopen der Griechen in dem Inneren der Bergklippen und schmieden und drechseln da die vielen kleinen sonderbaren Versteinerungen, welche ich oben erwähnte, und die man hier „Oennereesk pöttüg" (unterirdische Töpferwaare) nennt. Sie sind, wie der schlesische Rübezahl, wie die good people, wie die Elfen und wie die Gnomen der Bergleute, nicht immer bösartig, sondern oft recht freigebig und großmüthig gegen die Menschen und sogar dankbarer Empfindungen fähig, und wer sich ihre Freundschaft zu gewinnen weiß, kann reich dabei werden.

Auch sind die Verbindungen zwischen ihnen und den Menschen oft dauernd.

Eine junge arme Friesin z. B. ging eines Tages in's Freie hinaus, und als sie bei einem Hügel vorbeikam, hörte sie die Zwerge im Hügel singen und hämmern, und da dieser Gesang ihr zauberisch lockend klang, so äußerte sie den Wunsch, sie möchte so wie die Zwerge singen und unter der Erde leben können.

Kaum hatte sie diesen Wunsch laut vor sich hingesagt, so hörten die Zwerge auf zu singen, und es erschallte eine Stimme aus dem Hügel hervor und fragte: „Möchtest du mit uns leben?" — „Ja, warum nicht?" antwortete das Mädchen, das wohl nicht allzuviel Freuden auf der Erde haben mochte. Da trat ein Dennereeske aus dem Berge hervor und sagte, er liebe sie, sie möchte seine Braut sein und mit ihm eintreten. Sie that's und lebte sehr glücklich mit ihrem gutmüthigen Gemahle, dem sie mehre Kinder gebar.

Gewöhnlich indessen fürchten sich die jungen Insulanerinnen sehr vor einer solchen Verbindung und suchen sich von den unterirdischen Liebhabern so schnell als möglich loszumachen, da sie sich eben so wenig wie Odysseus bei der Circe in ihrer Gesellschaft befriedigt fühlen. Einmal war eine so gesinnte Friesin, Inge von Rantum, nichts destoweniger in die Schlinge eines in sie verliebten Dennereesken gerathen, der sie durchaus heirathen wollte. Er sagte ihr, er würde sie nur dann loslassen, wenn sie ihm noch vor dem bestimmten Hochzeitstage seinen Namen sagen könnte. Das Mäd-

chen wandte nun alle mögliche List an, um den Namen ihres Quälgeistes herauszubringen, aber alle ihre Mühe war umsonst. Je näher nun der Hochzeitstag heranrückte, desto trauriger wurde sie und verfiel endlich an diesem Tage selbst in tiefe Melancholie, denn sie wußte wohl, daß der Dennereeske sie nun abholen werde, und daß sie ihm unweigerlich folgen müsse, wenn sie ihm nicht seinen Namen sagen könne.

Sie ging in dieser Melancholie im Felde spazieren und pflückte in Gedanken einige Blumen vom Boden, indem sie dachte: „ihr Blumen seid doch viel glücklicher als ich". Da sie sich aber bückte, schien es ihr, als höre sie unter der Erde laut und fröhlich singen. Es war der ihr bestimmte Elfe, der natürlich an diesem Tage besonders lustig, ja so ausgelassen war, daß es schien, als kehre er unter der Erde Alles darunter und darüber.

Inge hörte deutlich, wie er sang: „Heute muß ich backen, kochen, braten, muß putzen, scheuern, brauen, denn heute soll ich Hochzeit machen. Meine Braut ist die schöne Inge von Rantum, und ich heiße Ekke Nekkepem. Hurrah! Und das weiß Niemand als ich allein!"

„O nun weiß ich's auch!" seufzte Inge für sich hin, indem ihr ein schwerer Stein vom Herzen fiel, steckte ihre Blumen an den Busen und rannte fröhlich nach Hause.

Als sich gegen Abend ihr Freier bei ihr einstellte, um sie abzuholen, sagte sie zu ihm: „Schönen Dank, lieber Ekke Nekkepem, ich bleibe lieber hier". — Bei diesen Worten verzogen sich die freundlichen und verliebten Mienen

des kleinen Zwerges gewaltig, da er sich erinnerte, wie unvorsichtig laut er heute in seiner Lust gesungen hatte. Dem unter den Unterirdischen waltenden Gesetze gemäß mußte er sein einmal gegebenes Wort halten und auf die Braut verzichten.

Inge wollte ihm noch die Blumen, die sie gepflückt hatte, zum Andenken an sie anbieten; allein er war schon mit Donner und Blitz in die Erde versunken, und sie konnte sich nun unter den jungen Rantumern einen hübschen Burschen aussuchen.

Diese kleinen Geschichten sind alle recht hübsch, besonders wenn darin als Kern eine so gute Lehre enthalten ist, wie in der vorigen, oder wie in der folgenden von dem Wunderbrunnen und von der großen und kleinen Elke.

Die große und die kleine Elke waren zwei Schwestern, jene stolz, herrschsüchtig, eingebildet, diese munter, zufrieden, gehorsam und bescheiden. Sie saßen einst beide spinnend an einem Brunnen. Die große Elke ließ unvorsichtig genug ihren Rocken in den Brunnen fallen und befahl der jüngeren Schwester, hineinzusteigen und ihn wieder herauszuholen. Diese that das Befohlene gern, und als sie hinunter gestiegen war, fand sie daselbst den Rocken an der Klinke einer Thür hangen. Indem sie ihn wegnahm, öffnete sich die Thür, und es zeigten sich der erstaunten Kleinen viele hübsche unterirdische Gänge, die durch einen schönen Garten führten.

Ein friedlicher Elfe lud sie ein, näher zu treten, und geleitete sie umher. Sie kamen zu einem schönen

Baume, der voll herrlicher Früchte hing und der so redete: „Liebe Elke, schüttle mich und nimm meine Früchte!" Elke pflückte sich aber aus Bescheidenheit nur einen Apfel ab und erquickte sich damit; dann bat sie den Zwerg, ihr noch einen für ihre Schwester mitzugeben.

Darauf kamen sie zu einem Backofen, der öffnete seinen Mund und sprach: „Liebe Elke, leer' mich aus und nimm die Brode!" Elke blickte hinein und fand zu ihrem Erstaunen den ganzen Ofen voll des schönsten Backwerks. Sie jubelte darüber vor Freude, aber sie nahm nur ein kleines Brod, brach etwas für sich ab und bot den Rest ihrem kleinen Dennereesken an; da aber dieser die Annahme freundlich verweigerte, so steckte sie ihn zu sich und sagte, sie wolle ihn der Schwester mitbringen.

Dann kamen sie zu einer Kuh, und diese bat: „Liebe Elke, melke mich." Und so wanderten sie noch zu einer unendlichen Menge von Gegenständen, Pflaumenbäumen, Schafen, Kisten und Koffern, welche alle baten, man möchte sie schütteln, scheeren, öffnen und ausleeren. Elke freute sich zwar nicht wenig über alle die schönen Gegenstände; aber sie dankte beßtens für die Offerten, mit dem Bemerken, daß sie genug habe und gänzlich zufrieden sei. Sie verneigte sich nun vor ihrem gütigen Begleiter und stieg durch den Brunnen zu ihrer Schwester zurück, der sie den Rocken, den Apfel und das Brod brachte und von den Brunnenwundern erzählte.

Die große Elke gerieth darüber außer sich, daß die kleine Elke nicht klüger gewesen und sich nicht besser versorgt

habe. Sie schalt und schlug ihre Schwester, daß sie weinte, und sprang dann selbst in den Brunnen hinein, riß die Thür auf und ging zu dem Apfelbaum, dem Backofen, der Kuh, den Schränken und Koffern und plünderte sie so hastig aus, daß dieselben kaum Zeit hatten, zuvor ihre artigen Einladungen: „Liebe Elke, schüttle mich" u. s. w., hervorzubringen.

Sie raffte Alles, was sie konnte, zusammen, setzte sich mehre volle Körbe übereinander auf den Kopf, hing sich mehre gefüllte Säcke über den Rücken, packte sich Taschen und Schürze voll und schleppte sich nun zur Thüre hin, so daß der Elfe, der die kleine Elke so artig und höflich begleitet hatte, ganz böse wurde und die Thür heftig hinter ihr zuschlug.

Kaum war die große Elke draußen im Brunnen, so merkte sie, daß sie anfing im Schlamme und Wasser des Brunnens niederzusinken, da sie sich zu schwer beladen hatte. Sie schrie um Hilfe; aber fahren lassen wollte sie doch auch nicht gern etwas von ihren geraubten Schätzen, und so wurde sie denn endlich von den Körben und Säcken ganz niedergedrückt und ertrank.

Die kleine Elke konnte von dem Hilfegeschrei der Schwester nichts hören, weil sie noch schluchzte und weinte, bis ihr Geliebter kam, der sie tröstete und freite. Da die Schwester nicht wiederkam, so glaubte sie endlich, sie sei bei dem kleinen Elfen geblieben und lebe mit ihm in Fülle und Reichthum.

Wenn die jungen Friesinnen so auf dem Festlande ihre unterirdischen Männlein haben, so haben

dagegen die schiffenden Friesen ihre unterseeischen Weiblein, „Mearwüffen“ (Meerweiber) genannt. Es ist bemerkenswerth genug, daß in der Regel alle Geister, die der Matrose auf der See sieht, weiblichen Geschlechts sind. Und zwar ist dieß sowohl bei den Friesen, als bei den Dänen und sonst bei manchen anderen Völkern der Fall. Auch bei den Griechen ist von Neptun's männlichen Tritonsbläsern im Ganzen selten die Rede, und er ist ein Gott, der unter einer unsäglichen Schaar von schönen Weibern, Nereiden, Wassernymphen, Amphitriten, Thetissen u. s. w., wohnt. Zum Theil mag dieß wohl von den graziösen Bewegungen der Wellen herrühren, zum Theil aber auch ganz natürlich daher, daß das Meer fast nur von Männern beschifft wird, und diesen daher oft das Bild ihrer Geliebten und Frauen auf den Wogen erscheinen mag. Von den Weibern und Mädchen der Oennereesken ist dagegen selten die Rede, obgleich sie allerdings auch vorkommen. Und man kann dieß vielleicht zum Theil aus dem von mir angeführten Umstande erklären, daß die menschliche Bevölkerung der friesischen Inseln zu zwei Dritteln aus Weibern besteht.

Die Meer- oder Seejungfern sind fast ohne Ausnahme wahre Schönheiten, sie kommen zuweilen an Bord der Schiffe und setzen sich da, besonders zur Nachtzeit, auf's Steuer hin und klagen oder singen dem Schiffer etwas vor.

Sie erscheinen gewöhnlich dann, wenn ein Sturm bevorsteht, sehr zahlreich auf den Spitzen der Wellen. Auf Helgoland soll man sonst merkwürdiger Weise alle überaus

schönen Bewohnerinnen der Insel für Töchter der Meerweiber gehalten und ihnen große Verehrung gezollt haben. Setzt man diesen Glauben in Verbindung mit der Mythe der Griechen, der zufolge die Göttin der Schönheit Aphrodite selber dem Meere entsprang, so wird er wirklich interessant und bedeutungsvoll.

Man kann sich denken, daß die Fluthen und Ueberschwemmungen, denen diese Länder ausgesetzt sind, nicht wenig Veranlassung zu allerlei Aberglauben gegeben haben. So hört man noch jetzt von einer alten berühmten Prophetin Namens Hjerte erzählen, die über den Untergang oder das abermalige Auftauchen mehrer Inseln und Landstriche viel prophezeiht hat. Ich habe mir eine Prophezeihung, welche diese alte friesische Sibylle in Bezug auf alles Land, welches noch vor Lindholm, einem jetzt tief im Inneren des Landes auf hohem Geestrande liegenden Orte, liegt, machte, und von der die Leute noch immer erzählen, aufgeschrieben. Diese Prophezeihung lautet: „As Lindholm de erste Karke is gewest, alſo wird ſe ock de leßte bliwen. Idt werden alle diſſe Lande dör Water vergahn, und de Schipper werd tho ſin Sürmann ſeggen: Höde de vor Lindholmer Sand." (So wie Lindholm die erste Kirche im Lande gewesen ist, so wird sie auch die letzte sein. Es werden am Ende alle diese Lande durch Wasser vergehen, und der Schiffer wird zu seinem Steuermann sagen: Hüte dich vor dem Lindholmer Sand!)

Auch sollen vor einer Ueberschwemmung die „Flödkualver" (Fluthkälber) auf dem Wasser erscheinen und

die Ueberschwemmung ankündigen. Wie gestaltet und welcher Art die Leute sich diese Wesen denken, habe ich aber nicht genau erfahren.

Uebrigens ist der wahre Veranlasser der Fluthen, namentlich aber der täglichen Fluth und Ebbe — der Mann im Monde. Er hat ein großes Gefäß in der Hand, aus dem sich die Fluth ergießt; da er aber bei diesem Geschäfte müde wird, so ruht er zuweilen aus, und während dieser Zeit ebbet es dann.

Diese Sage mag wohl schon sehr alt sein, denn es mochte den Friesen bald, nachdem sie ihr Land in Besitz genommen, klar werden, daß Fluth und Ebbe mit dem Monde zusammenhingen. Ueberhaupt ist es wohl natürlich, daß diese Küstenbewohner als Schiffer schon frühzeitig die himmlischen Körper, ihren Einfluß und ihre Stellung zur Erde beobachteten.

Der Polarstern war ihnen dabei besonders wichtig und dann das große, schöne, in die Augen fallende Siebengestirn, welches sie, wie viele andere Nationen, mit einem großen Wagen vergleichen. Ihrer Meinung nach ist dieß der Wagen, auf dem der Prophet Elias und nach ihm viele andere Propheten und Heilige zum Himmel aufgefahren sind. Jetzt, wo es keine Heiligen mehr giebt, ist jener brillante Wagen unter die übrigen himmlischen Geräthschaften versetzt worden. Nur die Engel benutzen ihn noch zu ihren kleinen Lustfahrten, die sie jede Nacht am Himmel anstellen. Einer der Engel tritt dabei als Fuhrmann auf den Vordersitz des Wagens, und dieser hat wohl Acht

zu geben, daß er den Mittelpunct der Himmelswelt, den Polarstern, immer im Auge behalte, und daß derselbe immer mit den beiden großen Sternen der Wagendeichsel in gerader Linie bleibe. Die Schiffer haben ihm diese Kunst des Visirens abgelernt und wissen den für sie so wichtigen Polarstern auf dieselbe Weise aufzufinden.

Die sonderbarste und phantastischeste, auf himmlische Körper sich beziehende Sage der Friesen ist die, welche sie in Bezug auf den Unter- und Aufgang des Tagesgestirns ersonnen haben. Sie sehen dasselbe täglich im Westen untergehen und wissen nicht, wohin es geht, oder wußten es wenigstens nicht zur Zeit der Entstehung dieser Sage. Statt der Sonne schwebt nun im Osten des Himmels eine Schaar flimmernder Sterne empor, die aussehen wie kleine Theilchen einer großen Sonne. So fabeln die Friesen denn, daß die himmlischen Mächte folgendes hübsche Spiel mit der Sonne treiben.

Eine Schaar schöner Jungfrauen empfängt die Sonne unter der Erde am westlichen Horizonte, macht sich mit Messern und Scheeren über sie her, zerschneidet und zerhackt sie und bildet daraus eine unzählige Menge kleiner Luftballons gleich Schneebällen. Diese werfen die Jungfrauen den himmlischen Junggesellen spielend zu, die am östlichen Horizonte unter der Erde stehen. Diese haben eine Leiter an das Himmelsgewölbe gesetzt, klettern hinauf und werfen da die Lichtbälle hoch in die Luft, welche nun wie Seifenblasen am Horizonte em-

porsteigen. Sie schweben über die Erde hinweg und fallen im Westen den Jungfrauen wieder in den Schooß.

Nachdem sich die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen auf diese Weise in der Nacht divertirt haben, beeilen sie sich gegen Morgen, wenn die Menschen ihr altes Tagesgeschäft neu beginnen sollen, alle Leuchtkugeln wieder einzufangen und zusammenzuballen, um die Sonne wieder herzustellen, wie die Kinder aus Schneehäufchen eine dicke Schneelawine bilden. Sie wälzen diese an den östlichen Horizont, nehmen sie auf ihren Rücken und tragen sie schwebend und singend am Horizonte empor. Der zauberische Schimmer, der die Sonne beim Aufgange umgiebt, ist der Wiederschein des Chors der Jungfrauen. Nachher, wenn diese die Sonne in Schwung gebracht haben, geht sie ihren Weg allein, und die Himmlischen und der sie anfänglich begleitende Schimmer verlassen sie. Ich muß offen bekennen, hätte ich diese Dichtung nicht von einem Friesen unter Friesen gehört, so würde ich darauf gewettet haben, sie wäre in dem Gehirn irgend eines der kindlich poetischen nördlichen Völker, der Esthen oder Letten, entstanden, die eine ganze Menge Mythen ähnlicher Art ersonnen haben. Zur Vergleichung mag ich hier schicklich als Gegenstück eine esthnische Volkssage einfügen, die sich ebenfalls auf die Sonne, und zwar auf das Morgen- und Abendroth bezieht. Ich verdanke ihre Mittheilung einer esthnischen Freundin und habe sie bisher noch nirgends gedruckt gelesen. Diese Sage heißt

Koit und Aemmarik (Morgen- und Abendroth),

und meiner nordischen Freundin Handschrift darüber lautet, wie folgt:

„Eine kurze Wonnezeit, die lieder- und blumenreiche Zeit der kürzesten Nächte, entschädigt die Bewohner unseres Nordens für die langen Drangsale des rauhen Winters. In dieser Feierzeit der nördlichen Natur, wo Abendroth und Morgenroth einander die Hand reichen, erzählte ein Greis den versammelten Enkeln die Liebesgeschichte Koit's und Aemmarik's, und ich gebe hier wieder, was ich erlauschte."

„Kennst du die Leuchte in Allvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die Erloschene wieder anfacht und sie ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Allvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verliehen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Aemmarik: „Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht!"

„Und als am anderen Morgen die Sonne wieder ihren Lauf beginnen sollte, sagte er zu Koit: „Dein

Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten." Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen, und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingeht, so erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf, und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik übergiebt die Erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfacht."

„Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, die Vögel und die Menschen erfüllten den Raum unter Ilmarinens Zelt mit Liedern. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände gegenseitig gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich."

„Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und am anderen Tage rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eueres Amtes und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet hinfort Euer Amt als Mann und Weib."

„Aber siehe, nach einem augenblicklichen Verstummen entgegneten Beide aus einem Munde: „Vater, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und

Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist.“ Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur ein Mal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen, und wenn Aemmarik die erlöschende Lampe in die Hand des Geliebten legt, so folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Aemmarik's erglüht und spiegelt sich hochroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein dem Himmel die neuaufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren, und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's zu lange weilenden Aemmarik scherzend zu: „Laisk tüdrück, laisk tüdrück! öpik!“ (Diese Worte, die zugleich eine onomatopoetische Nachahmung des Gesangs der Nachtigallen enthalten, heißen auf Deutsch: Faules Mädchen, faules Mädchen! gieb Acht!)

Mich däucht, dieß ist eine höchst poetische Einkleidung des jährlichen und täglichen Ganges der Sonne, freilich ganz im Sinne eines in patriarchalischem Zustande lebenden Volks, welches die ganze Welt wie eine Hauswirthschaft ansieht, in der Gott als Vater waltet, die Menschen und Engel als Kinder leben, und in welcher die Sonne die Hauslaterne vorstellt. Die Cimbern, ich meine die Friesen und Dänen, welche ähnliche Nächte in ihrem Lande kennen, müssen, denke ich mir, diese Mythe mit Interesse lesen.

Wie jene Mythen der Friesen mich an die Let-

ten, Esthen und andere nordische Völker erinnerten, so that es auch der Name des obersten Gottes, den sonst diese Leute verehrten. Sie nannten ihn „de Uald", den Alten, gerade so, wie auch viele andere nordische Völker bis nach Sibirien hin, ihren obersten Gott „den Alten" nannten. Der Name ist noch jetzt nicht unter den Friesen ausgestorben; doch bezeichnen sie nun, nachdem sie Christen geworden, mit dem Worte „de Uald" den Teufel. Der höchste Zeus der Griechen war ein jugendlich kräftiger Mann, und es ist wohl bezeichnend für den Norden, daß er hier durchweg ein Greis ist.

Hausgötter und Laren hatten schon die Römer. Haben doch sogar die Kosaken, die wir noch für halbe Nomaden zu halten geneigt sind, ihre Dämonen unter den niedrigen Dächern ihrer kleinen Häuser. Wie sollten sie den Friesen und überhaupt den Germanen und allen diesen nördlichen Völkern fehlen, bei denen das Haus, die Häuslichkeit, häusliche Zucht und Ordnung in so hohen Ehren stehen! Wundern muß man sich aber, daß diese Hausgeister fast überall in der Welt ganz auf dieselbe Weise gedacht und ganz auf dieselbe Weise von den Menschen behandelt werden.

Ich sprach einmal mit einem Kosaken an den Ufern des Dniepr über die Eigenthümlichkeiten seines „Domowoi" (Hausgeistes), über seinen Wohnort, über seine Nahrungsweise, über seine Thätigkeit, über seine Launen und Bosheiten, und er machte mir davon ganz dieselbe Schilderung, die mir nachher auch ein Bauer im Erzgebirge von seinem sächsischen Hausgeiste gab,

und die ich hier wieder von den „Niß Puks" erhielt, die in Friesland und Jütland und in ganz Dänemark unter den Dächern der Häuser wohnen.

Damit die Kosaken und Erzgebirgler erkennen mögen, wie ähnlich wir Menschen einander alle bleiben, will ich hier hersetzen, was man sich in Friesland von den Puks erzählt. „Es werden nur Abgeschmacktheiten sein," mag vielleicht ein Altkluger sagen. Allein, wenn eine Abgeschmacktheit so großartig und so allgemein verbreitet ist, wie diese, so verdient sie doch wohl Beachtung. Und zu dem ist die Geschichte der menschlichen Thorheiten nicht weniger interessant als die der menschlichen Weisheit.

„Puk", „Niß Puk", „Huispuk", „Niskepuk", „Wolterke", „Nisebok", „Nißke", „Nißkuke", „Pulter Claas", das sind die Namen, welche in diesen nordalbingischen und cimbrischen Gegenden dem Hauskobolde gegeben werden. Puk aber oder Niß Puk ist der gewöhnlichste unter diesen Namen, den er, wie bei den Friesen, so auch bei den Jüten und Dänen, durchweg trägt. Und jedenfalls ist dieser Name des Geistes der merkwürdigste, da er unter demselben nach England hinübergegangen ist, wo er auf dieselbe Weise sein Wesen treibt, wie dießseits des Nordmeers, und wo wir ihn selbst von den ersten Dichtern der Nation besungen und geschildert sehen.

Shakespeare führt in mehren seiner dramatischen Dichtungen einen Puk ein, und was er von seinem Wesen und Treiben so poetisch sagt, das erzählt noch heutiges Tages, nur etwas plumper, von ihm der frie-

sische und jütische Bauer, und ebenso der Landmann in Cumberland und Northumberland.

Die Puks sind gleich wie die Unterirdischen zwergartig und klein. Es ist sehr natürlich, daß alle einst übermächtigen Geister, an deren Existenz jetzt noch bei christlichen Völkern geglaubt wird, klein und zwergig erscheinen. Sie schrumpfen vor dem Christenthume zusammen. Nur vor der Einführung desselben, als der alte Götterglaube noch blühte, waren die überirdischen Gewalten gleich groß mit dem Menschen oder auch riesig. Auch möchte man sich schwer entschließen können, mit einem gleich großen und gleich starken Puk in einem Hause zu wohnen.

Manche beschreiben seine Kleidung und geben ihm eine rothe spitze Mütze auf den Kopf, eine lange graue oder grüne Zwillichjacke über den Leib und Pantoffeln an die Füße. Seine Wohnung ist unter dem Dache, wo er entweder durch zerbrochene Fenster, die nie zugemacht werden dürfen, oder durch andere Oeffnungen aus- und einschlüpft. Zuweilen bereiten sie ihm dort selbst ein Nest, wie ihren Bergenten, indem sie ein Loch in einem Balken absichtlich nicht verstopfen, oder sonst mit Fleiß einen Raum für ihn frei lassen.

Wie die Römer ihren Laren opferten und sie speisten, so wird auch den Puks ein Topf mit Grütze auf den Boden gestellt, in welchen sie gewöhnlich ein Stück Butter zu haben wünschen. Dasselbe geschieht auch noch heutiges Tages im Erzgebirge, und die Letten, Kosaken und andere Völker sagen, daß es bei ihnen ebenfalls geschehe.

Obgleich die Menschen eine gewisse Scheu vor den Puks haben, und obgleich sie sich nicht gern ihren Aufenthaltsorten nähern, so haben diese Geister doch im Ganzen die Menschen gern und suchen sich mit ihnen auf einem guten Fuße zu halten. Denn die Puks sind an und für sich eben so, wie die Dennereesken, weder gute noch böse Geister.

Wollen sie ihren Hausgenossen wohl, so verrichten sie ihnen über Nacht alle häuslichen Geschäfte, waschen und putzen das Haus, besorgen das Vieh, schleppen Futter und Korn auf den Boden und lassen Alles wohl gedeihen. Können sie es nicht anders, so berauben sie wohl gar die Nachbarn ihres Wirthes, um diesem den Vortheil zuzuführen. Man hört sie häufig des Nachts bei dieser Arbeit lärmen und im Hause auf- und abgehen, und unterwegs spielen sie auch wohl den Knechten und Mägden einen Schabernack, streicheln sie unter der Nase, daß sie im Schlafe niesen müssen, ode. ziehen ihnen die Decken vom Bette, oder vollführen sonst so einen Streich, wie Shakespeare seine berühmte Frau Mab deren eine Menge ausführen läßt.

Diese Neckereien der Puks mit den Hausgenossen sind oft so komisch ersonnen, daß man kaum begreift, wie die Leute auf solche Einfälle kamen. Sie behaupten, daß sie einen solchen Puk zuweilen am hellen Tage in der Bodenluke sitzen sehen, wie er den Kopf müßig mit beiden Händen stützt und mit den Beinen baumelt. Er besingt dabei zuweilen seine eigene Schönheit und die Rundung und Zierlichkeit seiner Beine, obwohl

diese dünn wie Stöcke sind, und er sehr häßlich ist. Auch zerrt und neckt er wohl, wie Müßige thun, entweder den Hofhund oder das Gesinde, das im Hofe beschäftigt ist, indem er ihnen bald das eine, bald das andere Bein hinhält und ihnen ein Gesicht dazu schneidet. Ein Knecht läuft dann wohl leise auf den Boden und stößt ihn mit der Heugabel hinunter. Herunter kommen die Puks nun freilich nicht, denn statt ihrer sieht man nur Spreu oder Topfscherben oder sonst etwas auf die Steine des Hofes herabfallen; aber sie nehmen denn doch den groben Spaß erstaunlich übel und rächen sich auf irgend eine Weise.

Sind die Puks böse, so necken sie die Hausbewohner so arg und spielen ihnen so viele schlimme Streiche, daß diese sich wohl gar entschließen, ihr Haus zu verlassen. Allein oft gelingt es ihnen doch nicht, ihre Hauskobolde los zu werden, denn wie die „atra cura“ des Horaz folgen sie dem Menschen, der ihnen nicht sehr geschickt seine Pläne zu verbergen weiß, überall hin. Sie setzen sich auf den Wagen, der die Geräthschaften fortführt, oder sie verkriechen sich in den Besen. Und sieht man sie unterwegs da sitzen und fragt sie: „Was wollt ihr da?“ so antworten sie, wie jener Bauer den ihn befragenden Nachbarn antwortete: „Wir ziehen heute um.“

Sind die Jüten und Angelsachsen diese kleinen Puks doch selbst nicht los geworden, als sie über's Meer nach England zogen. Sie folgten ihnen auch dahin nach.

Wie die Laren der Römer und wie die Götter verschiedener, sich unter einander befehdender Nationen, so leben auch die Puks verschiedener Nachbarn oft mit einander in Feindschaft, prügeln, schelten, befehden sich gegenseitig und treiben oft ein Wesen mit einander, wie die Katzen auf den Dächern. Bestehlen und zanken sich nun die Nachbarn auch zuweilen selber unter einander, so brauchen sie die Ausflucht: „Der Niß hat's gethan."

Gewöhnlich lebt in jedem Hause nur ein Puk, zuweilen aber giebt es darin auch ganze Familien. Und dann erlebt man schöne Brautfahrten und Hochzeitszüge und andere Festlichkeiten der Puks, die aber bloß von den sogenannten bevorzugten Sonntagskindern erblickt werden können.

Da die Friesen sich auf der See in ihren Schiffen eben so heimisch wie in ihren Häusern auf dem Festlande gemacht haben, so ist es kein Wunder, daß ihre Hauskobolde auch mit an Bord ihrer Schiffe gegangen sind. Doch werden sie hier nicht Puks, sondern „Klabautermännchen" genannt, haben übrigens ganz dieselben Eigenthümlichkeiten wie ihre Vettern auf dem Festlande und sind eben so wohl die Neck-, als die Schutzgeister des Schiffs und der Schiffer.

Wie jene den Stall und die Küche besorgen und da scheuern, kochen und Feuer anmachen, so halten die Klabautermännchen das Tau- und das Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden die zerrissenen Stricke zusammen, zimmern des Nachts die losgerissenen Breter wieder an einander und verstopfen die Fugen.

Die armen geplagten Matrosen mögen wohl oft, wenn sie lange keine Ruhe genossen, in der Nacht halb schlaftrunken und wie Somnambule in dem Takelwerk herumklettern. Sehen sie dann am Morgen, daß Alles fertig ist, so erinnern sie sich nicht mehr, daß sie dieß selbst gethan haben, und schreiben es dem Klabautermännchen zu, eben so wie die Dienstmädchen, die schon vor Sonnenaufgang aufstehen müssen, um Feuer anzumachen, zu fegen und Kaffee zu kochen, dieß auch halb schlaftrunken thun. Sie setzen sich wohl gar, wenn sie ihre Geschäfte verrichtet haben, ein wenig am Herde hin, um noch ein halbes Stündchen zu nicken, und man kann sich daher erklären, wie sie dann, wenn sie wieder aufwachen, ihre eigene Arbeit dem Hauskobolde zuschreiben.

So wie die Puks auf den Böden und Treppen spuken, lärmen und trampeln, so thut es das Klabautermännchen an Bord des Schiffs, und wer einmal eine Nacht an Bord eines Schiffs geschlafen und das Knacken, Krachen, Knistern, Poltern, Schnurren, Pochen, Puffen, Klütern und Klabautern der Breter, Stricke und Masten gehört hat, der weiß, daß das Klabautermännchen diesen, so wie auch seinen anderen Namen, des „Klütermännchens" mit vollem Rechte führt.

Lärmt dieses Männchen gar zu gewaltig, oder zeigt es sich in einer Nacht in den Masten und Segeln auf den Spitzen der Raaen sitzend, so ist dieß ein schlimmes Zeichen, und die Schiffer fürchten dann, daß es mit ihrem Schiffe ein baldiges Ende nehmen werde. Kurz vor dem

Untergange des Schiffs erscheint das Klabautermännchen dem Capitän, nimmt wohl Abschied von ihm und fliegt dann vor seinen Augen davon

Indeß nicht nur auf den Schiffen selbst, sondern auch an den Stellen, wo ein Schiff scheitern wird, soll es einen Vorspuk geben. Es sollen an einer solchen Stelle oft schon ein Jahr im Voraus Breter und Leichname von Thieren und Menschen in den Wellen erscheinen und wieder verschwinden.

Auch soll den zurückgebliebenen Insulanern der Untergang ihrer Anverwandten auf fernen Weltmeeren durch spukhafte Erscheinungen angezeigt werden. Wenn eine Frau oder ein Mädchen ihren Mann oder Bruder auf der See verlor, so erscheint er ihr wohl, noch ehe ihr sein Schicksal durch die Zeitung oder durch einen Trauerbrief bekannt wurde, in der traurigen Gestalt, in welcher er ertrank, mit triefenden Kleidern und mit nassen Haaren. Er tritt so an's Fenster oder lehnt an der Thüre, kann aber nicht in's Zimmer treten.

Am anderen Morgen findet man an dem Flecke, wo er stand, einen kleinen Strom salzigen Wassers, das ihm von den Kleidern floß. Er erscheint auf diese Weise wohl verschiedenen Verwandten, bis sie alle überzeugt werden, daß ihr Geliebter wirklich verunglückt ist, und nun Trauer um ihn anlegen und zum Himmel für ihn beten. Auf den Halligen soll diese Vision besonders oft stattfinden, und man nennt dort solche umgehende Seelen der auf der See Verunglückten „Gongern“.

Wohl keine Art von Gespenst kann man wohl natürlicher erklären als diese Gongern, wenn man bedenkt, wie manche Schwestern, wie manche arme Frauen, wie manche gute Mütter ihre Tage und Nächte verseufzen und vertrauern, in Sorge um das lange Ausbleiben ihrer Brüder, Männer und Söhne, und wenn man sich an Dasjenige erinnert, was ich oben von dem alten Amrumer Vater berichtete, der Jahre lang eine Düne bestieg und da nach der Rückkehr seines Sohnes seufzte.

Auch das „Stadem-Wüfke“ oder „Staven-Wüfke“ muß ich hier nennen. Es ist dieß ein trauerndes Weib, welches auf den alten Wurten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche sonst Häuser trugen und die nun nackt und kahl, vom Meere bespült oder vom Dünensande umgeben sind, erscheint. Zuweilen umgeht es diese melancholischen Orte, zuweilen zeigt es sich auf ihnen, da, wo sonst der Herd des Hauses stand, sitzend und weinend.

Ich muß gestehen, dieses Gespenst macht der Phantasie der Friesen Ehre. Es ist schön, ergreifend und bedeutungsvoll. Man denke sich nur einen alten hohen, halb zusammengefallenen Stavenplatz, die Dünen hinter ihm, vorn beleckt von den salzigen Wogen des Meeres. An seinem Rande sitzt das Stadem-Wüffke trauernd, Thränen vergießend und mitten in diesem Graus der Gegenwart aller der lieblichen Scenen der Vergangenheit gedenkend. Ein Dichter könnte dieses Bild besingen.

An die Genannten schließen sich noch manche andere Gespenster an, welche mit der Natur des unheim=

lichen Strandes in Verbindung stehen, und die sich auf Schiffsuntergänge, Strandräubereien und sonstige Vorfälle beziehen. Ich bemerkte schon oben, daß die umdeichten Strandbewohner in den Kögen ihre Gespenster meistens außerhalb ihrer Deiche verlegen. Die Inselbewohner dagegen versetzen die ihrigen eben so außerhalb der Dünen.

Jenseits der Dünen und auch in den wilden unbewohnten Thälern derselben, da gehen diese Gespenster um. Auf der Insel Sylt z. B. knüpft sich fast an jedes bedeutendere Dünenthal eine solche Gespenstergeschichte, und keinen Menschen, der diese Berge, welche selbst fast wie leibhaftige Gespenster aussehen, kennt, wird dieß wundern. In dem einen, dem Dikje-Dál, ist es der „Dikjendálmann", in dem anderen der Geist einer Jungfrau, in dem dritten ein anderes Gespenst, welches da umgeht.

Der Dikjendálmann war seiner Zeit ein Schiffer, der an der Küste strandete und nichts als sich selbst und seinen Geldkasten mit großer Gefahr an den Strand rettete. Raubgierige Strandbewohner erschlugen und vergruben ihn im Sande, indem sie seinen Geldkasten erbrachen und die Beute theilten. Sie hatten ihr Werk indeß nicht völlig abgemacht; denn der Erschlagene richtete sich wieder aus dem Sande empor, um nach seiner Habe zu greifen.

Da hieben sie ihm den Kopf und die rechte Hand ab. Aber auch in diesem Zustande gelang es ihnen noch nicht, die Leiche unter der Erde zu erhalten.

Selbst der blutige, verstümmelte Arm tauchte immer wieder aus dem Sande hervor und fuhr mitten unter sie. Da ergriff die Räuber ein entsetzlicher Schrecken, sie ließen ihre Beute im Stich und liefen davon. Noch jetzt soll sich jene Erscheinung zuweilen im Dikjendál zeigen. Und mich däucht, sie beweist, daß die Friesen es wohl verstehen, Bösewichtern die Hölle heiß zu machen, denn dieser aus dem Sande emporsteigende blutige Arm ist gräßlich genug.

Von einem anderen Dünenthale, welches das Uasen-Dál oder Osenthal heißt, erzählen die Sylter eine andere Geschichte, die zwar mit Gespenstern nichts zu thun hat, die ich aber nacherzählen will, weil sie hübsch und für diese Dünen charakteristisch ist und zugleich an viele Erzählungen der alten Griechen und Römer, die im Oeta, in den Apenninen, und anderen Gebirgen passirt sein sollen, erinnert.

Ein jähzorniger, aber sonst edler Friese hatte einen anderen in einem heftigen Streite erschlagen und entfloh, aus Furcht vor dem Gesetze und aus Schrecken über seine That, aus seinem Hause, ohne daß es den Häschern gelang, ihn aufzufinden. Seine hinterlassene Gattin, Namens Ose, mußte statt seiner die gesetzliche Mannbuße bezahlen, deßhalb Haus und Hof verkaufen und sich und ihre Kinder vom Wollspinnen ernähren. Es vergingen indeß Jahre, ohne daß etwas von dem unglücklichen Todtschläger verlautete. Sein Name und seine That wurden der Vergessenheit übergeben.

Da entstand das Gerücht auf der Insel, die bis-

her unbescholtene, fromme und fleißige Ose, die von Jedermann geachtete und bemitleidete Gattin des Entwichenen, sei schwanger. Dieß regte die Neugier allgemein an, und Jeder fragte, wer der Freier der schönen Ose sein möchte. Man paßte ihr auf, man ging ihr nach, und so bekam man denn heraus, daß sie in einer Höhle in einer einsamen Dünengegend mit ihrem Liebhaber ihre Zusammenkünfte habe.

Endlich wurde dieser Liebhaber selbst überrascht, und es zeigte sich, daß es ihr entflohener Gemahl war, der sich hier in der Nähe seiner geliebten und liebenden Gattin verborgen hatte und daselbst von ihr Jahre lang erhalten, gepflegt und getröstet worden war.

Seine langjährige Büßung, die außerordentlichen Umstände seiner Erhaltung, die Tugend und Treue seiner Frau bewogen die Richter und selbst seine Feinde, ihm zu verzeihen und ihn wieder in die Gesellschaft aufzunehmen. Das wilde Dünenthal aber, in dem er während seiner Verbannung gewohnt hatte, heißt noch jetzt, zu Ehren der Frau, das „Osenthal".

Wenn die Friesen eine Literatur und Dichter hätten, so müßten sie diese Geschichte jedenfalls dramatisiren.

Es ist sehr wohl möglich, daß, wenn man tiefer in die Sache eindränge und sich die Mühe geben wollte, alle Ausgeburten der friesischen Phantasie zu sammeln und zu ordnen, man ein eben solches zusammenhängendes System von Gespenstern herausbringen würde, wie man aus den Mythen der Griechen ein ganz zusammenhängendes Göttersystem herausgefunden hat. Einige

Geister würden für die Dünen, andere für die Stavenplätze, noch andere für die auf See Verunglückten, für die Strandungsfälle und Schiffbrüche, noch andere für Fluth und Ebbe, kurz für alle Erscheinungen des Lebenskreises der Nation eigenthümliche Geister bestimmt sein.

In diesen Kreis würde denn vor allen Dingen auch der „Pitje fan Sköttlönd“ (Peter von Schottand), von dem die Friesen zuweilen erzählen, gehören. Unter diesem Pitje denken sie sich, wie man mir gesagt hat, eine Art von mächtigem Höllenfürsten, ein wildes räuberisches Wesen, das auf den rauhen Gebirgen von Schottland haust und von daher die Nordweststürme, die großen Fluthen heransendet und in Folge dessen auch Mißwachs, Fieber und Hungersnoth im Lande erzeugt. Wirklich kann man sich nach dem, was ich über die Nordwestwinde bemerkte, wohl vorstellen, daß unter allen den bösen Mächten des Landes dieser „Pitje fan Sköttlönd“ der mächtigste ist, und es wäre ein wahres Wunder, wenn die Friesen ihm in ihrem mythologischen Kreise nicht einen Hauptplatz gegeben hätten.

Zahlreiche Gespenstergeschichten und Sagen und auch wahrscheinlich manche wirklich historische Traditionen knüpfen sich an die künstlich aufgeschütteten Grabhügel, die sogenannten „Hooger“, mit denen die friesischen Geestinseln angefüllt sind. Ich habe es bisher immer verschoben, von diesen Hügeln zu sprechen, obgleich ich mich bei meiner Anwesenheit auf jenen Inseln im höchsten Grade von ihnen angezogen fühlte und mehre von ihnen mit dem größten Interesse besucht habe.

In unserer Zeit, wo namentlich durch deutsche und scandinavische Alterthumsforscher das Interesse für die alte Zeit, von welcher diese Hügel reden, wieder angefacht ist, wo man in Museeen die in denselben enthaltenen Grabgeräthe sammelt, wo man aber doch immer noch lange nicht zum erwünschten Ziele gekommen ist, ist es wohl der Mühe werth, in einem Buche, wie das vorliegende, auch ein Wort über diese Monumente fallen zu lassen.

Anfangs erging es mir freilich, wie es wohl manchem Reisenden gehen mag. Ich sah diese Erd= und Grashaufen eben nicht sehr hoch an. Was aber mein Interesse für sie zuerst rege machte, war der Umstand, der mir vorher unbekannt war, daß fast alle diese Grabhügel besondere Eigennamen haben, die ihnen unverändert bleiben und die das Volk treu und genau von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Mich däucht, dieser Umstand ist allein merkwürdig genug, unsere Aufmerksamkeit zu erwecken, und zwar um so mehr, als die meisten jener Namen sich entweder auf einen alten Helden oder auf eine mit dem Hügel verbundene Sage oder auf sonst einen charakteristischen Umstand beziehen und deutlich genug zeigen, daß sie uralte, ursprüngliche Namen sind, die das Volk mit einer bewundernswürdigen Ausdauer seit Jahrhunderten festhielt.

In der Regel sind jedem Dorfbewohner die Namen der Hügel, die in der Nähe seines Dorfes liegen, ganz geläufig, und es wird auf diese Weise wohl noch

der Name manches uralten friesischen Kämpen oder manches uralten Geschlechts tagtäglich unter den Leuten genannt, bloß in Folge des Umstandes, daß er in einem Hügel begraben wurde, während alle die zwischen ihm und der Jetztwelt liegenden Helden und Geschlechter, die auf christlichen Kirchhöfen begraben liegen, längst vergessen und verschwunden sind.

Syltische Hügelnamen, die sich auf solche alte Helden und Familien zu beziehen scheinen, sind z. B.: der „Gurt-Brönshoog", der „Ringhoog", der „Urselkehoog", der „Tewalkenhoog", der „Gonnenhoog" und viele andere, die alle der von mir genannte Schullehrer Hansen in einer kleinen Schrift nennt.

Muß man nicht vermuthen, daß diese Hügel von Anfang herein eine hohe Bedeutung gehabt haben, daß die Menschen, welche darunter begraben wurden, ein großes Interesse für ihre Mitmenschen hatten und als Helden, Kämpen, Könige, im Stande waren, einen bleibenden Eindruck auf ihre Landsleute zu machen, so daß diese ihren Kindern mit Ehrfurcht davon erzählten und die Namen der Begrabenen ihnen so fest einprägten?

Man hat hier in Friesland, Jütland und Dänemark wirklich wunderbare Beweise von der Genauigkeit und Treue des unter dem Volke umgehenden Geschwätzes erlebt. Jahrhunderte lang haben sich z. B. die Leute von einem Hügel erzählt, in dem ein Schiff stecke, oder in welchem der König so und so liege, der einen silbernen Ring um den Leib oder sonst ein anderes Abzeichen habe. Niemand hat aber je in den Hügel hinein-

geblickt, bis es endlich Forschern der Neuzeit einfiel, ihn aufgraben zu lassen, wobei sich denn bestätigte, daß das Volk seit dem Begräbnisse des Helden ganz gut im Gedächtniß behalten hatte, wie es dabei herging, indem sich der silberne Ring oder das Schiff oder ein anderes genanntes Attribut darin wirklich vorfand.

Von vielen Hügeln ist der ursprüngliche Name ganz verloren gegangen, und diese haben dann wohl neue Namen von ihrer Situation, ihrer Gestalt oder sonstigen Umständen erhalten.

Von vielen giebt das Volk bloß den alten Namen, der auf irgend einen unbekannten Helden hindeutet. Bei vielen aber beschreibt man den Helden näher, erzählt etwas von ihm und von dem, was sein Grabmal enthält. Da sind z. B. die „Ringhooger", in denen Mitglieder der einstmals mächtigen Familie Ring, und namentlich ein Seekönig dieses Namens, ruhen sollen. Da ist der „Gurt-Brönshoog", der 400 Fuß im Umfange und 26 Fuß Höhe hat. In ihm soll der König Bröns, und zwar auf einem goldenen Wagen sitzend, begraben sein. Daneben liegt ein kleiner Hügel für den Sohn und noch ein kleinerer für den Hund dieses Königs.

Wenn diese Leute sich Grabmäler aus Eisen und Stein errichtet und ihre Namen vor der Pforte hätten hineingießen und hineinmeißeln lassen, so hätte die Inschrift nicht länger dauern können als so, da sie bloß dem Munde der Leute eingeprägt wurde. Nicht bloß die Worte des Horaz sind „aere perennius", sondern

auch die Sagen solcher Insulaner. Da ist der „Klöwenhoog", in welchem ein goldenes Schiff mit Masten und Takelwerk vor Anker liegen soll. Die goldenen Anker dieses Schiffs sollen rings um den Hügel weit von ihm entfernt in dem Erdboden stecken. In diesem Schiffe ruht ein Seeheld.

Als ich diesen Hügel bestieg, wo ich der Sage nach die Spitzen der goldenen Masten fast hätte müssen aus dem Boden hervorkratzen können, contrastirte es freilich nicht wenig mit dieser lockenden Vorstellung, daß ich auf dem Gipfel desselben bloß etwas gedörrten Schafmist zusammengetragen fand. Auf jedem Hügel giebt es nämlich gewöhnlich, ganz wie bei den Hügeln der Steppen, eine kleine Vertiefung, in welche die Leute den Schafmist, den sie sorgfältig wie Erdbeeren sammeln, zum Trocknen zusammentragen.

Sagen von vergrabenen goldenen Schiffen sind in ganz Dänemark sehr häufig, und es soll in der That eine Sitte der alten Seekönige gewesen sein, sich in ihren Schiffen begraben zu lassen. Daß man übrigens noch keine goldenen Schiffe in solchen Hügeln beim Graben gefunden hat, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Geister oder Dennereesken, welche die Helden und ihre Schätze in den Hügeln bewachen, es nicht gern haben, wenn man sie stört und anrührt, und daher gewöhnlich diese Schätze, wenn man dennoch nach ihnen gräbt, plötzlich verschwinden lassen.

Einmal wollte man einen Hügel, der ein goldenes Schiff enthielt, aufgraben. Man war auch schon

bis auf die Mastspitze herabgekommen. So wie aber die Schaufel einen dieser Masten berührte, der dabei gar lieblich und goldig erklang, so kam ein kleines graues Männchen auf einer lahmen Gans herangeritten, stellte sich oben auf den Hügel und fragte die Arbeiter, sie zornig anblickend: „Was treibt ihr Menschenkinder denn da für Teufelsspuk?" worauf sogleich das Schiff in's Bodenlose versank und das Männchen mit der Gans davon flog.

Daß übrigens die Leute noch heutzutage einen gewissen religiösen Respect vor diesen Hügeln haben, und daß sie wahrscheinlich die meisten von ihnen noch jetzt für Sitze irgend eines Geistes halten, geht aus einer kleinen Anekdote hervor, die mir ein Sylter Freund erzählte.

Er sagte mir, man habe einmal einen Hügel aufgegraben, womit das Volk gar nicht zufrieden gewesen sei. Dieser Hügel hieß, wenn ich nicht irre, „Haulkshoog". Als man ziemlich tief hineingekommen und eben ein großes Stück Erde vom Hügel herabgefallen wäre, sei ein fremder Mann auf einem Wagen in vollem Galopp mit wehenden Kleidern und fliegenden Haaren vorübergefahren.

Alle Leute hätten gefragt, wer denn das sei, aber Niemand hätte die Frage zu beantworten gewußt. Da hätte plötzlich ein Spaßvogel scherzend gerufen: „Das ist der braune Haulk. Der zieht nun aus seinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein." So

hätten nun Alle mehr oder weniger scherzend nachgerufen: „Der braune Haulk zieht aus seinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein.“

Am zweiten Tage darauf sei schon über die ganze Insel das Gerücht verbreitet gewesen, daß, als man den „Haulkhoog“ aufgegraben, der Held selbst, auf einem Wagen sitzend, mit zwei schnaubenden Rossen und fliegenden Haaren, in brausendem Galopp daraus hervorgekommen und geradeswegs in einen anderen Hügel, den „Tipkenhoog“, hineingefahren und daselbst vor aller Augen verschwunden sei.

Nicht alle Hügel, welche man auf der Insel findet, sind Grabhügel gewesen. Man vermuthet vielmehr, theils aus den Namen, welche sie führen, theils aus dem Umstande, daß man in ihnen, wenn man nachgrub, weder Steinkammern, noch Urnen, noch sonstige Ueberreste von Menschen oder Geräthschaften fand, daß manche von ihnen zu anderen Zwecken gedient haben mögen. Einige heißen „die Tinghügel“, und man glaubt, daß sie ehemals als Gerichtsstätten zur Versammlung des Volks und seiner Richter dienten.

Andere heißen „Hilligenhooger“ (heilige Hügel) oder „Wednshooger“ (Wodanshügel), und man glaubt, daß sie ehemals heilige Opferhügel waren. Auf einigen dieser Hügel zündeten die Leute noch im vorigen Jahrhunderte an gewissen Festtagen große Feuer (Biiken genannt) an, und Weiber und Männer tanzten durcheinander um sie herum.

Bei diesem Tanze pflegten sie auszurufen:

„Wedke teare! Weadke teare!“ (Wodan zehre! Wodan zehre!) Ehemals mochten sie ihren Gott damit bitten wollen, ihr Opfer freundlich anzunehmen; jetzt mag es nur noch eine hohle Phrase und ein bloßer Ausruf sein, der nur für die Alterthumsforscher Bedeutung hat. Es giebt noch jetzt alte Leute auf der Insel, die sich jener mit Hügeltänzen verbundenen Biikenfeuer sehr wohl erinnern und denen dieser Wodansruf noch ganz geläufig ist.

Die Hügeltänze und der Wodansruf haben jetzt aufgehört, aber das Biikenbrennen kennt man noch heutiges Tages. Es geschieht gleichfalls auf den höheren Spitzen der Dünen, und an gewissen Tagen oder Nächten sieht man die friesischen Inselküsten weit und breit erleuchtet, die Insulaner geben sich untereinander Zeichen, und eine Insel grüßt gleichsam mit ihren Freudenfeuern die andere. Jedes Dorf scheint seinen eigenen Biikenhügel zu haben und ein gewisses altes Recht darauf zu exerciren. Denn es entsteht oft Streit über den Besitz eines solchen Biikenhügels.

Es ist merkwürdig, wie lange uns das Heidenthum in den Gliedern steckt. Erst jetzt, wo Manche behaupten, daß das Christenthum anfange, allmälig morsch zu werden, fällt das Heidenthum ganz von uns ab. Die Friesen schwören auch heutiges Tages zum Theil bei ihren alten heidnischen Göttern. Sie schwören „bi den Sater“, wie die Italiener beim Bacchus. Der Sater war der friesische Gott der Ernten und des Fischfangs.

So sollen sogar noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Spuren der Blutrache auf diesen entlegenen Inseln gefunden worden sein. Man soll nämlich um jene Zeit noch bei dem Grabe eines Erschlagenen das alte Rachegeschrei „Wräck! Wräck!“ (Rache! Rache!) gehört haben.

Dieses Geschrei wurde allemal von den Verwandten des Erschlagenen ausgestoßen, die dabei mit ihren Schwertern erst an die Thür seines Hauses, aus dem die Leiche hervorgetragen wurde, und dann an die Pforte des Kirchhofes schlugen. Endlich hieben sie noch ein Mal mit ihren Schwertern auf das Grab, in das er hinabgelassen wurde, indem sie wiederum, wie die krächzenden Vögel der Nemesis, „Wräck! Wräck!“ schrieen. Die Ausübung der Blutrache war zwar längst gemildert, aber die Form und Ceremonie dauerte, wie gesagt, noch bis in’s vorige Jahrhundert fort, wie denn in der ganzen Natur und Menschenwelt die Kerne immer eher vergehen als die Schalen.

Vielleicht mag auch derjenige wunderliche Gang oder Tanz aus der Heidenzeit stammen, den die Frauen aufführten, wenn sie eine Wöchnerin zum ersten Male wieder zur Kirche begleiteten. So wie einige Freunde von der Insel ihn mir beschrieben haben, bestand dieser Tanz in einer Art von Hüpfen oder Hinken. Alle Weiber, sagten sie, hätten dabei mit dem einen Fuße zwei Mal zugetreten, ehe sie ihn niedergesetzt hätten.

Der Tanz soll einen sehr komischen Anblick gewährt haben, besonders da die Wöchnerin sonderbarer

Weise dabei über den einen Fuß einen grünen und über den anderen einen rothen Strumpf gezogen gehabt habe. Sie nannten dieß „das Hunsbeiern". Und davon hat man mir auf Sylt noch Vieles erzählt, was ich aber, ohne die Sache selbst mit angesehen zu haben, nicht wieder erzählen kann.

Auch die Kleidung der Frauen der Insulaner mag bis auf unsere Zeiten herab noch sehr heidnisch oder, wie man es nimmt, malerisch gewesen sein. Ich sah einige Portraits von Sylringischen Frauen und Bräuten in ihrem Nationalcostüm, die man von Weitem, ohne das hübsche bartlose Gesicht anzusehen, eher für tscherkessische Häuptlinge als für friesische Weiblein hätte halten können.

Die sammetnen Mützen der Bräute, „de Huifs" genannt, waren fast wie die Tschakos der Krieger des Kaukasus gebildet, und oben war der Rand des Mützendeckels mit einem Kranze hohler silberner Eier besetzt, die gerade so groß wie Hühnereier waren. Die barocke und pittoreske Form und der Schnitt der Aermel und Leibchen ihrer Kleider, die Mischung hellweißer und purpurrother Farben darin, lassen sich ohne viel Umständlichkeit nicht beschreiben. Zu dem Schafpelzmantel, der über das Ganze hing, verbrauchten sie die Felle von 7 Schafen.

Ich konnte mir, wenn ich diese Bilder ansah, sehr wohl denken, daß es wahr sei, was man erzählt, daß nämlich friesische Weiber einmal bloß durch ihr Erscheinen den Feind von ihrer Insel zurückgeschreckt hätten.

Es sollen schwedische Soldaten gewesen sein, welche die Insel in Abwesenheit der Männer angriffen und zu erobern oder zu plündern gedachten. Da setzten die Weiber ihre Huifs auf, banden ihre Schafpelze um und erklommen die Dünen in so großer Anzahl, daß die schwedischen Krieger ein großes Heer von Männern zu sehen glaubten und sich schnell wieder einschifften.

Mir fielen dabei die Weiber von Wales in England ein, die ebenfalls einmal, ihre rothen Mäntel umhängend und an's Ufer eilend, das Land gegen die Franzosen schützten. — Ueberhaupt wird mehrfach in der Geschichte der Friesen von den Heldenthaten ihrer Weiber erzählt. Noch immer spricht man von dem heißen Grütze und den Grütztöpfen, mit denen sie einmal die Dänen vertrieben.

Jetzt kleiden sich die Sylter Weiber sehr einfach, an Wochentagen meistens in grauwollene Gewänder, die sie selber spannen, und die eigene Nationaltracht ist fast noch mehr verschwunden als auf anderen Inseln, z. B. auf Föhr. Dieser Untergang alter Nationaltrachten, welche Jahrtausende bestanden und erst in unserer Zeit ihr Ende gefunden haben, ist ein Phänomen, das ich nicht müde werde in allen Gegenden und Winkeln der Welt zu bewundern, da sich auch darin die mächtigen, allenthalben in ihrem Wirken sichtbaren Uniformirungskräfte, welche jetzt in uns walten, thätig zeigen.

Wenn man so, wie ich es oben versucht habe, alle die Ueberreste des Aberglaubens und der mythischen, mährchen- und sagenhaften Traditionen eines Volkes

sammelt und wie Strahlen in einen Focus concentrirt, so ist man dann wohl geneigt, über das Bild zu erschrecken und ein solches Volk für unglaublich abergläubisch und in eine trübe Mährchenwelt versunken zu halten. Vielleicht möchte ein Leser des Vorigen geneigt sein, zu glauben, daß auch die Friesen ein unglaublich phantastisches und abergläubiges Volk seien; damit er aber dieß nicht thue, will ich am Schluß nur noch bitten, daß er in dieser Beziehung nicht zu scharf urtheilen möge.

Ich glaube zwar allerdings, daß besonders hier im Westen der cimbrischen Halbinsel, von der Mündung der Eider aufwärts nach Norden bis Skagen, sich ein sehr reiches Sagen- und Mährchenland erstreckt, das nach Norden und Westen zu immer mehr an Reichthum und Fülle zunimmt, und das dem größeren Publicum noch nicht so bekannt ist, als es nach der Schönheit seiner poetischen Producte verdiente.

Allein damit man nicht in den Irrthum verfalle, jeden Westfriesen oder Westjüten für einen halb verrückten Poeten anzusehen, in dessen Kopfe es bloß von Gongern und Puks, von Mearwüffen und Stadewüfken, von Dikjendälmanns und Pitjen fan Sköttlönds lärmt und spukt, bedenke man, daß von diesem ganzen Aberglauben, den ein bienenemsiger Schriftsteller wie lauter Honig zusammentragen kann, Vieles von den Leuen selbst nur lachend erzählt wird, daß nicht Alle Alles kennen und glauben, indem der Eine nur Dieß, der Andere nur Jenes für wahr hält, und daß daher nur Alle zusammen

die ganze Masse des Aberglaubens tragen, diese selbst aber, auf den Tausenden von Schultern, sich sehr vertheilt.

Man darf auch die Sagen und Gespenstergeschichten nicht so prosaisch grob anfassen und sie unter allen Umständen beim Worte halten. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß das Meiste halb symbolisch und poetisch gemeint ist.

Allerdings ist auch Glaube dabei. Aber der Glaube ist zuweilen schwach, zuweilen stark. Man glaubt um Mitternacht mehr als am hellen Tage. Die Kinder, die alten Weiber und die Poeten glauben das fest, wozu der denkende Mann nur zweifelnd den Kopf schüttelt. Selbst der Ungläubigste hat Momente, wo er sich der Bekehrung nahe fühlt.

Man darf aber auch auf der anderen Seite nicht Alles, was die sammelnden Schriftsteller von dem Aberglauben der Nationen erzählen, als bloße Einbildungen dieser Autoren verwerfen, sich z. B. darauf stützend, daß ein friesischer Schiffer, den man einmal in's Examen genommen, über die Klabautermännchen nur gelacht und gespottet und versichert habe, von den Dennereesken weder etwas zu wissen noch zu glauben. Man muß wissen, daß das Gemüth dieses selben Spötters zu anderen Zeiten wieder ganz anders bewegt ist, und kurz, man muß den Kopf dieses wunderlichen Proteuswesens, welches Mensch, Friese, Jüte oder Däne heißt, gehörig kennen, um ein richtiges Urtheil zu fällen und nach keiner Seite hin zu weit zu gehen.

Ich will aus meinem kleinen Erfahrungskreise

zum Schutz der Nordalbingier auch noch dieses anführen, daß ich einmal eine Zeit lang unter einem überall als sehr aufgeklärt bekannten deutschen Volksstamme, den Sachsen, wohnte und anfing, alle ihre verschiedenen abergläubischen Sagen und Gespenstergeschichten zu sammeln, und daß ich zuletzt eine solche Menge zusammenbrachte, daß ich selber darüber erschrak und anstand, die Sammlung zu publiciren, weil ich fürchtete, man würde mich verlachen.

Im Ganzen genommen bin ich überzeugt, daß das vom Monde und von den Sternen der Nacht beschienene Reich des Aberglaubens nicht etwa nur bei uns in den Bergthälern, auf den Marschen und Inseln, sondern auch überall in der Welt noch viel größer ist, als wir, wenn wir aus der Mitte der Sonne unserer Tagescultur darauf hinsehen, zu glauben geneigt sind.

Wer sich selbst beobachtet, wird wohl wissen, daß keines Menschen Seele in dem Leibe, in diesem Gefängnisse, in welchem sie steckt, völlig sicher ist vor Anfechtungen, Einbildungen und Phantasmagorieen aller Art.

Die schöpferische Phantasie und die nie ruhende Einbildungskraft leihen unserer Schwäche gern die Hand und drehen unserem Verstande manche Nase. Und in Träumen sieht der Verständigste oft Dinge, an die am Tage sein Sinn nie dachte.

Und so ging es denn unter Anderem auch mir an meines Ewers Bord, wo ich, über alle diese Dinge in der Stille simulirend und hin- und herdenkend, auf meinem Lager lag, in eine Art von traumwachem Zustand ge-

rieth und das eclatanteste Beispiel von dem Angedeuteten erlebte.

Es hatte mir schon lange geschienen, als bewegte sich unser Schiff gewaltsam hin und her und als hörte ich Lärm um uns herum. Endlich wurde mir dieser Lärm zu arg, ich stand auf, kroch auf das Verdeck, blickte hinaus — und sah hier nun eine erstaunenswürdige Scene, die meine Neugierde in dem Maße erregte, daß ich mich sogleich vorn auf meinen Lieblingssitz am Bugspriet begab, mich auf dessen dickem Baume festsetzte und um so fester anklammerte, da unser Schiff sich in einer unglaublich heftigen Bewegung befand.

Das ganze öde wüste Watt war mit einer ungeheueren Masse von hohen, spitzigen, sich hin und her bewegenden Häusern bedeckt, die alle auf uns herzuströmten und uns schon in dichten Schaaren umgaben. Aus der Giebelspitze jedes Hauses, die sich zu einem langen schönen Halse verlängert hatte, ragte ein großer Kopf hervor.

An den rothen Zipfelmützen, welche diese Köpfe aufhatten, und an den glühenden Augen erkannte ich, da ich wohl wußte, daß die Friesen von einem Menschen, der feurige Augen hat, sagen: „He glüüret üs en Puk“ (er blickt wie ein Puk), ohne viele Mühe, daß diese Wesen Hauspuks sein müßten, welche von Zwergen zu Riesen angeschwollen und mit ihren Häusern, die gleichsam ihre Kleidung bildeten, davon gelaufen waren.

Das Ziegeldach hing ihnen wie ein rothes Krägel-

chen um den Hals, und wenn sie sich bewegten, so klappten die Ziegel aneinander und räuschten wie die Ringe und Schuppen eines Panzerhemdes. Bei allen diesen Krägelchen gab es zu jeder Seite eine Dachluke, durch welche die Puks ihre Arme gesteckt hatten. Sie gingen zum Theil Arm in Arm und Hand in Hand. Die Mauern schienen geschmeidig geworden zu sein und hingen ihnen wie Schürzen und Rockschöße vorn und hinten am Leibe herunter. Unten sah man ihre Füße und Beine hervorgucken, welche ihre ganze Rüstung trugen und auf denen sie behende herumsprangen. Die weiblichen Puks waren nur einstöckig, die männlichen aber drei-, vier- und fünfstöckig, wie die altfränkischen hohen Giebelhäuser in den Straßen der alten freien Reichsstädte im Norden Deutschlands. Es waren auch noch verschiedene andere kleine und mehre große Häuser da, manche hatten statt des Dachziegelmantels nur einen Strohmantel um, und einige waren so klein wie Hundehütten. Ich erkannte also auch hier die Unterschiede von Arm und Reich und betrachtete die letztgenannten Hütten als die Hüllen der Straßenbuben.

Da sie alle auf unser Schiff sahen, so blickte ich mich nach den Masten um, um zu sehen, was davon die Ursache sein möchte, und zu meinem Schrecken erkannte ich, daß hinter meinem Rücken eine wunderbare Verwandlung vorgegangen war. Es stand eine riesengroße weibliche Figur hinter mir, die, nach ihrer geraden Haltung zu urtheilen, unseren Mastbaum im Rückgrat stecken haben mußte. Sie war jung und schön. Ihr Kopf neigte sich auf der Spitze des Mastes

zur Rechten und zur Linken. Ihr Busen wogte auf und ab, wie zwei kleine vom Athem des Windes geschwellte Topmastsegel.

Statt der großen steifen Raastange hatte sie ihre Arme ausgestreckt nach einer Himmelsgegend hin, von wo ich einen hohen, schön geschmückten Hauspuk herbeieilen sah, so schnell es nur seine unbequeme Kleidung erlaubte. Ihr Gewand rauschte und bauschte, wie eine Menge großer und kleiner Segel, an ihrem ganzen Leibe herunter. Um ihren Nacken spielte die Flagge unseres Schiffes, die sie sich umgeschlungen hatte, in reizenden Bewegungen, und der Saum ihres Gewandes wallte rund umher auf das Schiff herab und gab mir zuweilen starke Püffe in den Rücken, so daß ich Mühe hatte, mich seiner zu erwehren.

Da eine der kleinen Hundehütten nahe unter mein Bugspriet gelaufen war, so befragte ich den aus ihr hervorblickenden kleinen Straßenbuben-Puk, was denn dieß Alles bedeuten solle, und er erzählte mir in einem Athemzuge, wie diese Gamins denn immer außer Athem und sehr rasch zu erzählen pflegen, daß unser Schiff, „die Elbe", die Tochter eines reichen mächtigen Klabautermannes und Braut jenes prächtigen Puks sei.

Der Vater Klabautermann habe erst jetzt seine Zustimmung gegeben, und daher sei das Schiff heute mit uns auf diese Watten gekommen, um Hochzeit zu feiern. Der Puk sei aus Husum gebürtig und von sächsischem Geschlecht, die Braut sei eine Friesin, und ich könnte ihn, den schön geschmückten Bräutigam, schon über die Watten herbeieilen sehen.

In der That war er schon ganz nahe, und ich konnte ihn von oben bis unten betrachten. Es war ein ganz charmanter Puk, ein hübscher junger Riese. Da er sich beeilt hatte, so dampfte er wie eine Locomotive aus allen Schornsteinen, und drei schwarze Rauchstreifen zogen sich hinter ihm her. Als Busennadel hatte er ein sehr schön aus Elfenbein und Ebenholz gearbeitetes sächsisches Doppelpferd vorgesteckt, wie es, aus Holz geschnitzt, auf dem Gipfel jedes niedersächsischen Hauses steht. Seine Ziegelsteine waren frisch roth angestrichen, und seine Augen glimmten wie die Fenster eines norddeutschen Giebelhauses, wenn die sorgsame Hausfrau eben allgemeinen Waschtag aufgehalten hat.

Braut und Bräutigam fielen einander in die Arme und gaben sich herzliche Küsse, und es klüterte und klabauterte bei dieser Gelegenheit dermaßen auf unserem Schiffe, daß ich nicht begreife, wie unsere Schiffsmannschaft davon nicht aufgeweckt wurde.

Rund um uns herum bildete sich bald ein großer Kreis von Puks, die sich ordneten wie die Häuser auf einem großen öffentlichen Platze. Von diesem Platze aus zogen sie sich in langen Reihen, die sich wie Straßen in der Ferne verloren, hinaus auf die Watten. Auf den Ecken des Platzes neben uns stellten sich mehre hohe Kirchthürme auf, die mit den Köpfen beständig hin und her schwankten und ein harmonisches Glockengeläute ertönen ließen, das gar lieblich in die mondhelle Nacht hinaushallte, und unser Brautpaar empfing nun Besuche und Huldigungen von allen Seiten.

Die Verwandten der Braut kamen ebenfalls herangesegelt, eine Menge hübsch aufgetakelter Klabautermänner und Klabautermamsellen, die in Eile die Straßen der Stadt heraufrutschten. Sogar unsere alten Schiffswracks kamen herangekracht. Man hatte sie als Fremde eingeladen, mit einigen Nothsegeln versehen und so aufgeputzt, daß sie auf den Watten sich ziemlich sicher bewegen konnten. — Unsere kleine „Elbe" begrüßte diese ihre großen alten Tanten und sprach noch einmal ihr Bedauern über ihr trauriges Schicksal aus.

Als diese Ceremonie vorüber war, fing sofort das Fest und der Tanz an. Die Kirchthum-Puks holten weit aus und begannen mit sämmtlichen Glocken im Tacte eines Straußischen Walzers zu läuten. — Auch die Klabautermänner hatten Musik mitgebracht, gigantische Muscheln, auf denen sie trompeteten, und einer von ihnen bat die beiden alten Wracks um die Erlaubniß, sie als Pauken benutzen zu dürfen. Diese erlaubten dieß gern, weil sie doch zum Tanzen unfähig geworden waren, stellten sich vor ihn hin, und er paukte nun auf den Verdecken mit einem Hammer dermaßen herum, daß ich manchmal dachte, mir würde das Trommelfell in den Ohren zerspringen.

Es gab nun ein Quadrillen-, Eccossaisen- und Reigentanzen sonder Gleichen. Die Häuser schwenkten sich nach dem Tacte Linie auf Linie ab, traten vor, traten zurück, und mir wurde schwindelig im Kopfe, wenn ich die Giebel und Mauern sich so biegen und schwenken sah, wie die Häuser einer Stadt bei einem Erdbeben.

Es stürzte übrigens nichts zusammen, ja die Wyk'schen, Sylring'schen, Husum'schen, Tönning'schen, Hamburg'schen und viele andere Hausbewohner, welche in ihren Betten schliefen, wurden von dem ganzen Spuke nicht einmal Etwas gewahr.

Die Schornsteine wirbelten fröhliche Rauchsäulen in die Lüfte, die Ziegel klapperten, die Augen glühten, kurz es war eine Wirthschaft wie auf einem Maskenballe der Titanen. Die Klabautermänner mischten sich auch dazwischen, rutschten auf ihren Schiffen hin und her und machten dabei auf den Watten Schwenkungen nach dem Tacte wie die Schlittschuhläufer.

Natürlich war auch mein Brautpaar überall mitten dazwischen, und ich hatte Noth genug, mich auf meiner Position festzuhalten. Uebrigens hatte ich den beßten Platz, um Alles zu sehen, denn da die Braut sich jeder fröhlichen Gruppe zu zeigen wünschte, so segelten und schleiften wir überall hin und waren bald bei der nördlichsten Spitze von Amrum, bald beim Steindamm von Westerlandföhr, bald bei der unheimlichen Spitze von Hörnum. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit die äußerst prächtige Ausschmückung der Ufer dieser Inseln.

Auf allen Dünengipfeln schlugen die Flammen hoher Biikenfeuer empor. Die Hunderte von Grabhügeln, welche hier an den Ufern liegen, hatten sich ihres Grasmantels entkleidet und zeigten im hellen Schimmer ihren köstlichen Inhalt und ihre schätzenswerthen Alterthümer. In dem einen sahen wir auf goldenem Wagen einen

alten Seekönig sitzen, mit dem Scepter in der Hand. In dem anderen entdeckte ich das goldene Schiff, dessen blinkenden Anker ich in der Marsch liegen sah. Er schien mir ein schönes symbolisches Bild auf das Leben der Friesen zu sein, die zwar auch gern zu Schiffe gehen, deren sicherer Hoffnungsanker aber doch eigentlich in ihren reichen und von ihren Frauen bewohnten Marschen liegt. In einem dritten Hügel erkannte ich die Felskammern und darin die ruhenden Helden, neben ihnen ihre Schwerter, ihre Becher und ihre güldenen Ketten.

Die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen waren am Himmel eben so lustig und spielten Fangball mit den Lichtballons, die sie aus dem Körper der Sonne gebildet hatten, und die Engel fuhren munter auf ihrem Wagen um den Polarstern herum. Selbst die melancholischen Gespenster des Strandes schienen ihre Trauer für diese Freudennacht abgelegt zu haben. Wenigstens bemerkte ich eine Menge Staven-Wüfken, die auf ihren Stavenplätzen ganz lustig wirthschafteten. Es schien mir, als fachten sie die Flamme auf ihren Herden wieder an, und es umgab sie eine schimmernde Zeichnung, ein Umriß ihrer Häuser, als sollten sich diese wiederherstellen.

Ueberall gestaltete es sich und gährte in dem Boden der endlosen Watten und Sandbänke rings um uns her. Kirchthürme wuchsen aus dem Sande hervor, agnze Dörfer keimten neben ihnen auf. Die Sandflächen überzogen sich mit frischem Grase, und ich sah in der Mondscheindämmerung das fette Vieh auf der Weide

sich recken. Hunderttausende von Gongern kamen herbei, schütteten sich das Seewasser aus den Stiefeln, trockneten ihre Kleider und zogen lustig in ihre Wurthäuser ein.

Sogar die Brandungen der Meereswogen hatten in ihrem wüsten Treiben angehalten. Bezaubert von dem wundervollen Anblick dieser Pukhochzeit, standen die weißen Wogen still, wie versteinert und eine über die andere hingeschoben; wie ein großer Schneewall umgaben sie die lustigen Watten in weitgezogenen Kreisen, die sich weit in die Ferne hinein verloren und nur von einem leichten Schimmer der Biikenfeuer erleuchtet wurden.

Auf einer dieser eingeeisten Wellen sah ich die alte Prophetin Hertje sitzen, die sich das Getümmel ebenfalls mit ansah. Dieß schien mir gleich nicht das Beßte zu bedeuten, denn diese alte Hexe hat Friesland nie etwas Gutes geweissagt. Und meine Ahnung ging auch bald in Erfüllung. Gerade als der Jubel den höchsten Grad erreicht hatte, als eben die Glockenthurm-Puks am lustigsten läuteten, die alten Riesenpauken am tollsten dröhnten, und die langen Giebelhäuser-, Strohhütten- und Hundehütten-Puks am heitersten durch einander hüpften, erscholl ein Weheruf, und Alles gerieth in Verwirrung.

Ich hörte ein fürchterliches Sausen und Brausen durch die Luft stürmen und das Geschrei: „Pitje fan Sköttlönd! Pitje fan Sköttlönd!“ bei dem die Braut sich entfärbte und so bleich wie Segeltuch wurde. Die Wellendämme zerschmolzen, brachen herein, und auf der vordersten Welle,

die, den Bräutigam verschlingend, daher sauste, saß die neidische und eifersüchtige Hertje.

Alles versank und kam um. Die Biikenfeuer erloschen, die goldenen Schiffe und Throne umschlossen sich mit Rasen. Die Gongern sogen wieder Wasser ein, die Stademwüfke fingen wieder an zu weinen, alle Häuser der Puks versanken, und die letzteren selbst sah ich wie kleine Ratzen rasch vor den sie verfolgenden Wellen dahinlaufen.

Es pfiff, stürmte, sauste, schnurrte und brauste durch die Luft. Doch muß es mir wohl nur in den Ohren geklungen haben, denn in der That und Wirklichkeit war am anderen Morgen das schönste Wetter von der Welt. Unsere „Elbe" schwamm schon auf hoher Fluth, die sie allmälig wieder auf den Rücken genommen hatte. Wir hatten eine gute frische kleine Briese in den Segeln, und nach wenigen Stunden liefen wir glücklich wieder in den Hafen Wyk auf Föhr ein.

Miscellen.

Es war schon der Monat August verschwunden, und die Seebadegesellschaft, die sich in dem kleinen Orte Wyk versammelt hatte, verlor sich allmälig wieder. Am Ende löste sich Alles auf, und ich blieb zuletzt nur noch mit einer sehr kleinen Anzahl von Badegästen zurück.

Ich benutzte daher, bevor auch ich meinen Wanderstab weiter setzte, meine Muße dazu, noch eine Menge kleiner Notizen, die ich während meines Aufenthaltes in diesen nördlichsten Gegenden des Ländergebietes, wo Deutsche wohnen, gemacht hatte, zu Papier zu bringen. Ich gebe sie hier in dem Potpourri, in welchen sie damals zusammenfielen. Ich bin sonst eben kein Freund von Miscellen, Potpourris und Ragouts, aber hat man sich erst einigermaßen eine Uebersicht verschafft und weiß man ungefähr, wo man ein Jedes hinbringen muß, so schaden sie dann nicht mehr; ja man mag sie dann wohl gar willkommen heißen, weil man gewissermaßen zum Schluß noch einmal an jedes Ein=

zelne zurückdenkt und bei dieser Recapitulation Alles noch lieber gewinnt.

Es muß zwar in jedem Buche, selbst in dem nicht streng wissenschaftlichen und systematischen, eine bestimmte Ordnung herrschen und ein leitender Faden durchgehen. In einem Reisewerke ist die Reise selbst der Faden, auf dem die Gegenstände und Betrachtungen so aufgereiht werden, wie sie sich dem Beobachter darbieten. Bei einem solchen Werke ist nun zwar an ein völliges Ergründen und allseitiges Betrachten des Einzelnen nicht zu denken, allein der Reisebeschreiber müßte verzweifeln, wenn nicht auch aus seinen zerstreuten Beobachtungen allmälig eine Idee und sogar ein großartiges Umrißbild des Ganzen hervorginge.

Ich sah einmal eine schöne, aber gräßlich verstümmelte antike Statue. Die Arme fehlten, nur ein Paar Stümpfe zeigten an, welche Biegung und Position sie gehabt hatten. Sogar ein Bein war weggeschlagen, und die Oberfläche der Statue war überall durchlöchert und beschädigt. Nur an einigen Stellen war noch die schöne, ursprüngliche, sanfte Wellenhaut unversehrt, mit welcher der Künstler das Ganze überzogen hatte.

Man konnte noch die, freilich unterbrochenen, Linien erkennen, welche über den ganzen Leib dahinflossen. Auch erkannte man die liebliche Rundung des Angesichts und des Kopfes, den schlanken Nacken und die Stellung der ganzen Figur. Diese Reste waren hinreichend, um die Phantasie anzuregen und sie zu bewegen, daß sie schö-

pferisch alle Lücken und Mängel ausfüllte und in Gedanken das Ganze ergänzte, und wer im Stande war, diese Ergänzung zu vollführen, der war beim Anblick jenes Rumpfes so entzückt, als sähe er die Göttin ganz und gar vor seinen Augen.

Der Reisende muß eine solche Ergänzung immer vorzunehmen im Stande sein und darauf rechnen, daß auch seine Leser es vermögen. Einzelne Puncte müssen gehörig ins Auge gefaßt und festgesetzt werden. Diese Puncte muß man in Gedanken mit Linien zu verbinden wissen und so sich das Ganze vorstellen, — einzelne Partieen müssen wirklich in's Detail ausgeführt werden, und ad instar von diesen muß man sich Alles ausgeführt denken, — einzelne Facta müssen treu berichtet und wirklich erzählt werden und danach muß man sich unzählige ähnliche Facta denken, — einzelne Personen und Dinge sind einzuführen und hinterher sie alle in Gedanken mit Tausend zu multipliciren.

Können der Reisende und seine Leser nicht aus der Klaue den Löwen erkennen, und sehen sie das Ganze nicht auch in den geringsten Einzelnheiten wiedergespiegelt, so wird sich das Gerippe, welches ein solcher Schriftsteller giebt, nie mit Fleisch bedecken, und alle seine Mühe, so weit nicht von bloßer Unterhaltung, sondern auch von Belehrung die Rede ist, wird umsonst sein.

Ich für meinen Theil hätte nun freilich wohl Geduld genug, auch jede einzelne von diesen kleinen Bemerkungen, die ich noch mittheilen will, an ihren Platz zu tragen und in systematische Ordnung zu bringen, d. h.

die geographischen Bemerkungen in ein geographisches, die botanischen in ein botanisches, die psychologischen in ein psychologisches Capitel, die klimatischen in die Klimatologie, die zoologischen in die Zoologie des Landes zu setzen. Allein ein Schriftsteller, der für's größere Publicum schreibt, ist wesentlich ein Arbeiter, und ein Leser vom größeren Publicum ist wesentlich ein Genießer, der Alles leicht und hübsch haben will, zwar wohlgeordnet, aber nicht zu sehr systematisirt, zwar wohlgruppirt, aber nicht classificirt. Und sein Diener, der Schriftsteller, hat es dabei noch sauerer, denn im Grunde ist es viel leichter, zu classificiren, wobei man nur zu denken braucht, als zu gruppiren, wobei man noch dazu eine Art Künstler sein muß.

Uebrigens ist auch das Classificiren nicht ganz leicht und keineswegs genügend. Ja wenn bei dem Charakter oder Zustande eines Volkes, den man entwickeln will, Alles wie in einer ebenen Fläche zusammenhinge und aneinander stieße! Aber so hängt vielmehr Alles wie in einer Kugel zusammen, berührt sich vielseitig und greift in einander über.

Bei solchem Verhalten der Dinge kommen, wie gesagt, der Potpourist und Miscellanist wieder in Vortheil. Alles häkelt sich an einander, und kleine Mischgerichte sind daher zur Abwechselung nicht nur erträglich, sondern sogar willkommen, da sie im Grunde k e i n e Mischgerichte sind.

Doch diese Einleitung ist für die Sache selbst viel zu groß. Das Kurze von dieser ist, daß ich einige

kleine Notizen nachtragen wollte, wie sie mir gerade in den Sinn kamen und wie sie hier folgen.

„Frisia non cantat“ (Friesland singt nicht), ist ein uralter Spruch, vor dem man schon Respect haben muß, weil er in lateinischer Sprache ausgeprägt ist, denn alle Wahrheiten, die in diese Form gegossen wurden, stehen wie mit Lapidarschrift geschrieben da, und ich glaube, daß diesen Spruch Jeder, der einmal gehört hat, wie Kleinrussinnen, Lettinnen, Kosakinnen und die Frauen anderer östlichen Nationen Europas auf allen Wegen und Stegen ihres Lebens, gerade wie die Lerchen singen, sehr wahr finden wird.

Dennoch haben die Friesen bis auf die neueste Zeit herab bei einer Gelegenheit gesungen, wo wir in Deutschland nicht singen, nämlich beim Tanz. Und mehrfach hat man mir gesagt, daß sie es in einigen Gegenden wohl noch jetzt thun. Dieß ist eine ausgezeichnet poetische Sitte. Tanz und Gesang sind zwei Künste, die zusammen passen wie Architektur und Malerei. Der Gesang gewinnt durch die Mimik des Tanzes, und der Tanz wird gedeutet durch den Gesang. Bei den Slaven sieht man dergleichen hier und da noch jetzt.

Wir haben oft darüber gestritten, ob das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, auf einen großen Mangel musikalischen Sinnes deuten solle. Enthusiastische Friesenfreunde wollten dieß durchaus nicht zugeben und sagten mir, wie es z. B. sehr häufig sei, daß die Schiffer Violinen,

Flöten oder andere Lieblingsinstrumente mit an Bord ihrer Schiffe nähmen und sie da, wenn Windstille auf dem Meere sie überfiele, fleißig spielten.

Die Friesen, behaupteten sie, hätten durchaus viel Talent und Sinn für die Musik, und wenn sie sich nicht öffentlich und laut producirten, so läge dieß nur in der Abneigung der wesentlich stillen Friesen gegen alles öffentliche Auftreten. Und diesen musikalischen Sinn gestehe ich ihnen gern zu, denn ich war mehre Male Zeuge von der Entzückung friesischer Zuhörer, wenn ihre Musik von Anderen vorgetragen wurde; allein ich kann mir den Sinn dafür in gewissem Grade vom Talente geschieden denken.

Uebrigens will ich auch noch hinzusetzen, daß, wenn Jemand, der sich für Volksgesang interessirt und vielleicht darauf ausgeht, Volksgesänge zu sammeln, das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, gar zu buchstäblich nähme, er sich vermuthlich manches Schöne entgehen lassen würde. Ich habe dann und wann die friesische Jugend ganz allerliebste Lieder im Chore singen hören, die mich geradezu bezaubert haben, und die ich überaus gern zu Papier gebracht hätte. Diese Lieder erinnerten mich in ihrem Rhythmus und in ihrer Composition lebhaft an die Gesänge, welche die flandrischen Spitzenklöpplerinnen in Gent, Brügge, Brüssel und anderen flandrischen Städten singen, wenn sie in zahlreicher Gesellschaft zu ihrer Arbeit in den Höfen ihrer Häuser zusammenkommen.

Und diese Gesänge der flandrischen Spitzenklöpp-

lerinnen hatten mir ihrer Zeit wieder lebhaft die Volksgesänge, welche die Landleute im Herzogthum Bremen vortragen, und mit welchen die Hoya'schen Ammen die Kinder der Bremer Kaufleute in Schlaf lullen, ins Gedächtniß zurückgerufen.

Von Flandern bis nach Jütland hin hat der Volksgesang eine und dieselbe Physiognomie. Ich habe mich wenigstens durch mein Ohr entschieden davon überzeugt. Freilich ist es sehr schwer, auch Anderen diese Ueberzeugung klar zu machen und ihnen einen bestimmten Beweis davon zu geben.

Es werden indeß auch sehr viele ächt holländische Lieder in Friesland eingeführt, welche die Schiffer von den Holländern lernen und dann mit dem Wallfischthran nach Hause bringen.

Von Holland ist überhaupt so Vieles hier eingeführt worden, und dieses Land hat so vielfach eingewirkt auf die Cultur und den Wohlstand dieser Gegenden, daß es wohl interessant wäre, dieß Alles zusammenzufassen. Zu wiederholten Malen wurden reiche und geschickte holländische Deichbauer ins Land berufen, um einige Landestheile, die von Fluthen zerstört worden waren, wiederum herzustellen.

Es giebt noch jetzt holländische Gemeinden und Colonieen auf Pelworm und in Friedrichstadt in der Nähe der Mündung der Eider.

Einzelne Holländer findet man hier fast überall bis hoch nach Norwegen hinauf zerstreut.

Die Kirchen in Friesland wurden, der Sage nach, häufig mit holländischem Gelde erbaut oder reparirt, indem die friesischen Schiffscapitäne ihre Verbindung mit den reichen holländischen Rhedern dazu benutzten, dann und wann Capitalien zu solchen Zwecken geliehen zu erhalten.

Die Industrie des Spitzenklöppelns wurde aus den Niederlanden in diese Gegenden versetzt.

Ganze Marschdistricte wurden nach dem Beispiele der Niederländer und mit ihrer Hilfe durch Canäle trocken gelegt und nutzbar gemacht.

Sogar noch in neuerer Zeit haben die Holländer einen Industriezweig hier eingeführt, nämlich die Salzbereitung aus dem Seewasser. Es giebt hier jetzt an der friesischen Küste an der Eider, auf Föhr, bei Ripen ꝛc. Seesalzsiedereien, die erst seit 20 Jahren auf holländischen Impuls allmälig entstanden sind. Die Unternehmer lassen sich Steinsalz von Liverpool kommen, mit dem sie die Salzsole, welche das Meerwasser darbietet, so weit verstärken, daß es sich lohnt, sie zu kochen, und sie gewinnen dann doch 3—4 Procent Salz aus ihrem Meerwasser.

Die ganze Schifffahrt Frieslands ist, wie ich schon mehrfach bemerkte, in mancher Beziehung nur ein Theil der holländischen Schifffahrt.

Kurz, man kann mit Fug und Recht dieses Friesland auch das dänische Holland oder die schleswigschen Niederlande nennen.

„Die Friesen sind steifnackig und unnachgiebig" — auch dieß ist eine alte Behauptung. Daher werden sie auch gewöhnlich in alten dänischen Urkunden schlechtweg als die „friesischen Rebellen" bezeichnet, und die „frisica temeritas" wird nicht selten stark hervorgehoben.

„Die Einwohner von Friesland seien von Natur sehr frech", sagt der alte Chronist Dankwerth. Und der ältere sächsische Chronist Krantz beklagt sich über dieß „superbum genus hominum", das mit solcher Arroganz auf seine Freiheit poche, und verwundert sich über die „mira hominum palustrium coeca superbia", über dieser Sumpfbewohner blinden Stolz, den man sehr schwer mit Gewalt der Waffen zur Unterthänigkeit zwinge.

Wir, die wir entfernt von ihnen wohnen und keine Ansprüche an sie zu machen haben, werden sie dieses Stolzes wegen, der sie zu dem Grundsatze brachte, den Tod der Sclaverei vorzuziehen, nur um so unumwundener loben.

Auch Tacitus stimmt daher in ihr Lob ein, indem er sagt: „Clarum inter Germanos Frisiorum nomen" (überaus herrlich und glänzend steht unter den Deutschen der Name der Friesen da). — Wie weit doch führt dieser Ausspruch des Tacitus uns in die Dunkelheit alter Geschichte hinauf!

Wie viele Heldenthaten mußten die Friesen schon zu Tacitus' Zeiten verrichtet, wie viele Freiheitskriege, von denen uns nichts mehr berichtet wird, mußten sie schon durchgeführt haben, da eine Nation in einem großen Lande eine weitverbreitete Berühmtheit doch nur

im Laufe langer Jahrhunderte und in Folge vieler glänzender Unternehmungen erlangt.

Um die Steifnackigkeit der Friesen zu beugen, soll der König Gottfried von Dänemark, der sie besiegte und seinen Bruder Siegfried zum Herrn über sie setzte, ihnen geboten haben, solche niedrige enge Thüren in ihre Häuser zu machen, wie sie sie noch heutiges Tages haben, damit sie durch alltägige Uebung sich beugen und schmiegen lernten.

Uebrigens sind die Friesen noch heutiges Tages nicht so weit gekommen, wie Gottfried sie haben wollte, denn noch jetzt vernimmt man im Lande ein Echo von jenem alten Lobe oder Tadel, wie man's nehmen will.

Es werden noch heut zu Tage auf jenen Inseln die Namen der beiden Friesen genannt, von denen Tacitus erzählt, daß sie sich im Theater von Rom keine schlechten Sitze hätten gefallen lassen wollen. Diese beiden Leute hießen Verritus und Malorigés (friesisch vielleicht Fredbens und Malrichsen). Sie waren Abgesandte der Friesen an die Römer, und nachdem man die diplomatischen Geschäfte am Morgen mit ihnen abgemacht hatte, führte man sie Nachmittags in's Theater und zwar in das Theater des Pompejus, um ihnen ein Amusement zu bereiten.

Wahrscheinlich wollte man sie als bäuerische und halbbarbarische Leute nicht in der diplomatischen Loge unter dem vornehmen Cirkel der königlichen Ambassadeure der ganzen gebildeten Welt sitzen lassen und

glaubte, sie würden sich in ihrer Simplicität wohl mit einem Platze im zweiten Range begnügen.

Allein die Leute fragten ihren römischen Cicerone und Dollmetscher, welche Herren denn da auf der großen Tribune säßen, und da dieser ihnen mit bedeutungsvoller Miene zuflüsterte, das wären die Herren Ambassadeure der Könige und der großen Nationen des Erdbodens, so erwiderten sie: „Na worum schält wi denn do nich sitten? Sin wir Freschen denn nich eben so god, as de annern? Wät ji Römers nich, det de Dütschen bäter upkloppen känt, un mehr Trü un Globen häft, as de alle tosomen!" — welche Worte Tacitus sehr pomphaft, sehr unfriesisch und höchst italienisch so übersetzt: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse."

Mit jenen Worten erhoben sie sich sogleich und nahmen ohne Weiteres mitten unter den übrigen Ambassadeuren Platz. Und die Römer, welche dieß mit ansahen, lächelten, und wunderten sich über die altväterische Derbheit der Leute. „Comiter a visentibus exceptum quasi impetus antiqui", sagt Tacitus. — Wären die Römer noch die Alten des Fabricius gewesen, so würden sie ein Bruderbündniß mit diesen bäuerischen Friesen geschlossen haben.

Ich erlasse dem Tacitus ein halbes Dutzend schöner Reden und Schlachtenbeschreibungen für diese eine Anekdote; sie läßt uns interessante Blicke in den damaligen Zustand der Deutschen und Friesen thun, und man könnte ziemlich viel Folgerungen daraus für diesen Zustand ziehen.

Es wäre wohl der Mühe werth, wenn einmal ein Schriftsteller diese Folgerungen alle zöge, da doch nun einmal nur solche Bröckel anstatt der friesischen Geschichte ganzer Jahrhunderte stehen. Die Friesen von damals haben nichts über sich aufgeschrieben, nicht einmal das, was jene beiden Gesandten, Dirks Malrichsen und Klaus Frerks Freddens, als sie von Rom zurückkamen, auf Föhr und Sylt oder im Lande Wursten oder in Emden oder Gröningen, oder wo sonst ihr Sitz gewesen sein mag, von der Weltstadt und ihrem Besuche im Theater erzählten.

Ein Friese sagte mir, die Familientugenden wären sehr erblich bei ihnen. Dieß will ich wohl glauben, denn ein tüchtiges Volk hat immer eine sehr strenge Familienzucht, und „die Aepfel fallen bei ihm immer nicht weit vom Stamme."

Doch bleibt es merkwürdig, daß bei dieser constanten Ueberlieferung der Familientugenden und des Familiencharakters sich so wenig Neigung zur Aristokratie bei den Friesen zeigte. Mehre friesische Republiken und Communen können, däucht mich, zu einer Widerlegung der Behauptung dienen, daß starke, stolze, freisinnige Nationen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit durchaus einer starken Aristokratie bedürften, welche Behauptung man oft mit Hindeutung auf die griechischen Republiken macht, bei denen die größere Hälfte der Einwohner in Sclaverei schmachtete und nur Wenige zum Genusse der Rechte eines stimm- und wahlfähigen Citoyen gelangten.

An der Durchstechung des Canals bei Dover und Calais sollen nach einigen Versionen jener, schon oben erzählten Sage nicht 700, sondern 7000, nach anderen 70,000 und endlich nach noch anderen gar 700,000 Mann gearbeitet haben. Die Erzähler dieser Geschichte mochten immer eine Null mehr anhängen, je mehr Einwürfe die Zuhörer ihnen über die Schwierigkeit des Unternehmens durch Menschenhand machten.

Die Schleswig-Holsteiner rühmen sich, viel gemäßigtere Winter zu haben, als wir im Inneren von Deutschland; sie haben, als meerumflossen, ein halb insularisches Klima. Die friesischen Inseln dagegen, die wieder auf die cimbrische Halbinsel, wie zu ihrem Continente, hinsehen, stellen ihrerseits ihren Winter als viel gemäßigter dar als den der Herzogthümer, die in ihren Augen ein strenges und zwischen Extremen schwebendes Continentalklima besitzen.

Die 6 Wintermonate vom October bis zum März zeigen eine durchschnittliche Temperatur von + 3 Graden. Im Jahre 1840 hatten jene Monate + 2,7, 1842 + 3,34, 1843 + 3,4, 1844 + 3,16. — Nichtsdestoweniger ist das Klima im Ganzen natürlich rauh, feucht, stürmisch, und die Kälte empfindlich. Obgleich auch in Jütland und auf der ganzen cimbrischen Halbinsel ein halbinsularisches, d. h. von der See sowohl in Hitze als in Kälte gemäßigtes Klima herrscht, so stecken die Leute doch dort das halbe Jahr über in Pelzen, weil die Stürme das warme Leben immer frösteln machen.

Ich sprach hier einmal mit einem norwegischen Schiffer, der sich in dieser Weltgegend, wie viele seiner Landsleute, angesiedelt hatte, über das so oft besprochene Phänomen einer furchtbar riesenhaften Seeschlange. Die Andeutung, welche dieser Mann mir über diesen, so oft bestrittenen und immer wieder eingebrachten Gegenstand gab, schien mir der Aufzeichnung werth. Er sagte mir, er glaube nicht an die Existenz einer solchen Schlange, allein er habe oft gewisse kleine Fische gesehen, welche die Gewohnheit hätten, in einem großen, schmalen langen Zuge dicht hintereinander herzuschwimmen, und die auf diese Weise ganz den Anblick einer großen Schlange gäben, zumal da ihr Zug sich meistens auf- und niederwände, indem oft eine Partie des Zuges in die Tiefe hinabginge, während die andere an die Oberfläche käme. Er glaube, daß die Leute, welche behaupteten, ein großes Meerungethüm gesehen zu haben, bloß jenen Fischzug erblickt hätten.

Ich sagte oben, daß Einige vorgäben, Hengist und Horsa hätten sich bei ihrem Uebergange nach England in Tondern eingeschifft. Auf der Insel Sylt hörte ich wieder, Manche bildeten sich ein, jene Männer wären aus dem untergegangenen Hafen Wendingstadt abgesegelt; Andere aber sagten, diese Einschiffung hätte im Königshafen von List stattgefunden. Wieder Andere versetzen sie nach dem Städtchen Hollingstedt an der Treen.

In den Ländern an der Elbe dagegen geben die Chronisten einen Elbhafen als den richtigen Einschiffungs-

punct an. Wahrscheinlich führen die Gelehrten dieser Gegenden um jenen Ehrenpunct einen eben solchen Krieg wie jene sieben griechischen Städte um die Ehre, Homer's Geburtsstadt zu sein.

Da ich so viel von Schiffern und Schiffen in jenem Lande gehört und gesprochen habe, so erkundigte ich mich natürlich auch danach, ob es nicht einen Schutzpatron der Schiffer gäbe, und man sagte mir, es wäre dieß der heilige Nikolaus, dem zu Ehren auch noch mehre Kirchen in Friesland stehen. Wie man erzählt, schiffte dieser gute Mann einst von Kleinasien nach Aegypten; unterwegs überfiel ihn aber ein heftiger Sturm, den er durch sein Gebet beschwor, und deßhalb wurde er seitdem von allen Schiffern als Schutzpatron betrachtet.

Als solcher wird besagter Heiliger übrigens auch von den Schiffern in den Ländern der katholischen Christenheit angesehen. Und dieß läßt sich leicht aus der allgemeinen Verbreitung des katholischen Christenthums erklären. Wie aber solche kleine Anekdoten und Geschichten, wie die von dem armen Waisenkinde, das durch eine Katze reich wurde, so weit in der Christenheit herumkommen können, da sie weder mit dem Katholicismus, noch mit irgend einem anderen weitverbreiteten Principe etwas zu thun hat, das bleibt mir unerklärlich. Hier in diesen Weltgegenden lautete diese Geschichte, wie folgt.

Ein reicher Kaufmann in der jütischen Bischofsstadt Ripen rüstete ein Schiff aus und sandte es, mit vielen Waaren befrachtet, in entlegene Welttheile. Er

erlaubte zugleich jedem der Leute seines Hauses, irgend einen zu verhandelnden Gegenstand für sich mitzugeben, der in der Ferne viel werth sein und ihnen einen Gewinn einbringen könne.

Ein kleiner Waisenknabe, der sich ebenfalls, vielleicht als Ofenheizer oder Pferdejunge, in dem Hause jenes Kaufmanns befand, besaß nichts auf der Welt als eine Katze, die er als seinen Rhederpart mit an Bord gab; eine Waare, für die ihm Alle nur wenig Gewinn versprachen, mit der es ihm aber ging wie jenem Manne in den Mährchen der tausend und einen Nacht mit seinem Hufeisen.

Denn es befand sich damals in dem Lande, wohin das Schiff befrachtet wurde, — ich glaube, es war in Afrika oder in sonst einem Lande, wo Katzen nicht bekannt sind, — ein König, der von den Mäusen und Ratzen arg geplagt wurde und die Schiffer um ein Mittel gegen diese Quälgeister ersuchte. Sie gaben ihm des Waisenknaben Katze, die auf dem Schiffe sehr ausgehungert war und daher sehr eifrig unter den königlichen Ratzen und Mäusen aufräumte.

Ihr neuer Herr war so entzückt über dieses Thier, daß er ohne Weiteres einen dicken Goldklumpen als Preis dafür bezahlte, den die ehrlichen Schiffer dem armen Waisenknaben mit nach Hause brachten. Dieser wurde dadurch auf einmal wohlhabend und, da sein bisheriger Principal ihn als Associé aufnahm und seine anderen Speculationen eben so glückten, nachher sogar reich, Schwiegersohn und Erbe seines Herrn, und endlich

der Haupterbauer des noch jetzt berühmten Domes von Ripen, den er zum Andenken an sein fabelhaftes Glück mit in Stein gehauenen Katzenfiguren ausschmücken ließ.

Ganz eben so wie in Friesland und bei Ripen wird diese Geschichte bekanntlich, unter Veränderung der Namen und Localitäten, auch in London erzählt. In Bremen und Hamburg, wahrscheinlich auch in Amsterdam, Rotterdam und in anderen nordischen Handelsplätzen wird sie, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, von den erwerbsamen Kaufleuten fleißig ihren Kindern vorgetragen und eingeprägt. Und das Waisenkind mit seiner Katze steht daher überall in den Köpfen der dortigen Leute von Jugend auf hoch angeschrieben.

Uebrigens haben selbst die Kinder ihre eigenen kleinen Lieder, Schwänke und Geschichten, die sie sich in der Schule mittheilen, und die, wenn sie auch in reiferen Jahren wieder vergessen werden, sich doch von Kind auf Kind, von Schule zu Schule, von Land zu Land, durch sehr große Länderkreise und durch lange Zeiträume hin übertragen. Ich wurde nicht wenig frappirt, die Kinder in Friesland zuweilen ganz buchstäblich dieselben kleinen Reime singen zu hören, welche wir sonst in meiner Vaterstadt Bremen sangen, z. B. einen, der so anfängt: „Edelmann, Bedelmann, Doctor, Pastor, Kromer, Häker, Wintapper-Major“ u. s. w., und den jedes Kind auf den friesischen Inseln eben so gut kennt wie die Kinder Bremens.

Den Holländern dienen die Friesen ebenso, wie die Jüten den Friesen. Ich führte oben schon Mehreres über die Beurtheilung an, die hier den Jüten zu Theil wird. Zur ferneren Beleuchtung dieser Sache wird ein kleiner Vers dienen, der hier in Friesland wohl bekannt ist und sich auf die Jüten bezieht. Ein Sylter theilte ihn mir mit und überschrieb ihn: „Der Jüte als Freier in Friesland.“ Der Vers selber lautete auf Friesisch:

„Dear kam en Mantja fan Nuuden
Me soowen poltig Juuden,
Me soowen Ausen fuar sin Plog,
Me soowen Griskin ön sin Skog,
Min kjäre litj Faamen, wan du will mi haa,
Sa skell dü alle min Griskin faa.“

Das heißt zu Deutsch:

„Es kam ein Männchen von Norden“ — (warum wollen doch die Friesen den Jüten nicht für einen vollen Mann gelten lassen, warum machen sie ihn zum Männchen?) — „mit sieben zerlumpten Juden,“ — (dieß ist wohl bloß eine Anspielung auf die nicht immer ganz saubere Gesellschaft, in der die Jüten nach Süden kommen, wenn sie Arbeit suchen) — „mit sieben Ochsen vor seinem Pflug,“ — (soll wohl den Jüten als Ochsentreiber qualificiren) — „mit sieben Ferkeln in seinem Schuh,“ — (der Jüte ist wie der Irländer ein großer Freund des Schweins, und denkt man sich seinen Schuh, der ein plumpes hölzernes Gehäuse ist, etwas groß, so eignet er sich wohl dazu, sieben kleine Ferkel darin zu bewahren).

„Mein liebes kleines Frauchen, wenn du mich haben willst,“ — (ich sagte oben, daß die Jüten gern nach den friesischen Weibern freien, und daß die friesischen Männer sich darüber ärgern) — „so sollst du alle meine Ferkel haben,“ — (natürlich glaubt der Jüte, seiner Braut damit etwas Großes zu versprechen. Der friesische Dichter mag dieß aber wahrscheinlich eben nicht als ein großes und schönes Brautgeschenk ansehen wollen).

Unter anderen, am Strande dieser Inseln sich findenden Dingen sind mir noch die versteinerten Echiniten aufgefallen, welche hier sehr häufig sind. Die Leute nennen sie „Donnersteine“, vielleicht weil sie sich ihre Entstehung auf der Erde nicht zu erklären wissen und vermuthen, daß sie unter Donner und Blitz vom Himmel gefallen seien.

Sie sammeln sie wohl und bewahren sie in ihren Häusern, weil sie wähnen, daß diese Donnersteine gegen den Blitz schützen können. Dieser Aberglaube scheint fast zu bezeugen, daß die Leute hier viel von Homöopathie halten und nach dem Grundsatze: Gleiches muß mit Gleichem curirt werden, glauben, daß, was vom Blitze komme, auch gegen den Blitz helfen müsse.

Hier und da sollen die Friesen auch gern die bekannten steinernen Beile oder Celte, welche sich in den alten heidnischen Gräbern vorfinden, in ihren Häusern auf-

bewahren. Ich hörte von einem Manne, der lange Zeit ein solches steinernes Beil als Talisman mit sich herumgeschleppt hatte. Von einem anderen solchen heidnischen Steinbeile erfuhr ich, daß es lange Zeit hindurch in einer Hütte von Vater auf Sohn vererbt worden sei.

Zuweilen sollen die Friesen diese Beile in den Wänden ihrer Häuser vermauern, weil sie glauben, dadurch ihren Wohnungen eine besondere Festigkeit geben zu können. Als ein ähnlicher Talisman findet sich hier, wie in der ganzen übrigen mir bekannten Welt, das Hufeisen auf der Schwelle der Häuser.

Ich konnte erst nicht recht klar darüber werden, ob die Friesen die Dänen, oder umgekehrt die Dänen die Friesen Grützköpfe nennen. Am Ende schien es mir aber, als ob sie sich Beide gegenseitig mit diesem Titel beehrten.

Die Dänen sagten, die Friesen hießen bei ihnen Grützköpfe, weil sie einen Grütztopf im Wappen führten. Die Friesen aber sprachen, die Dänen hießen Grützköpfe, weil sie einmal von ihren friesischen Kriegern gerade beim Mittagsessen überrascht worden wären und, um ihrer Mahlzeit nicht verlustig zu gehen, ihre Grützerationen in ihre Hüte geschüttet, diese auf den Kopf gesetzt und sich so in die Schlacht begeben hätten. Als die Friesen sie geschlagen, hätten sie lauter Grütze in den dänischen Tschakos gefunden und damit ihre Pferde gefüttert.

Das Sprüchwort: „Frisia non cantat" scheint nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die Natur dieses Landes zu gehen; denn es ist hier ein merkwürdiger Mangel an Singvögeln, der sich zum Theil schon aus dem Mangel an Büschen und Bäumen sehr natürlich erklärt. Nachtigallen giebt es daher im kahlen Friesland, wie überhaupt in allen Seemarschen, gar nicht. Der einzige und daher auch vielgeliebte Singvogel der Friesen ist die Lerche. Schon diese ist ihnen ein heiliger Vogel; doch ist ihnen die Bergente, die ich oben erwähnte, noch heiliger.

Es ist dieß eine der schönsten Entenarten, und sie ist sonst mehr unter dem Namen der „Brandente" bekannt. Die Friesen, die ihnen, wie ich sagte, auf einigen ihrer Inseln Nester bauen, haben sie ordentlich lieb und fabeln auch, daß der Vogel umgekehrt sie, die Friesen, liebe, weßhalb er auch die friesische Sprache rede und, wenn er, über die Insel fliegend, einem Friesen begegne, diesem sein „gut day! gut day!" zurufe.

Ich sah bei einem Freunde auf Sylt ein kleines ornithologisches Cabinet, das alle auf der Insel lebenden Vögel ziemlich vollständig enthielt. Es waren darunter auch Raubvögel und namentlich Adler. Doch, sagte man mir, daß man die Adler nicht eigentlich als hier einheimisch betrachten könne; sie nisteten nämlich nicht in den Dünen, sondern kämen nur zu Zeiten von Jütland zum Besuche herübergeflogen.

Im Grunde kann man wohl annehmen, daß die Menschen, je weniger feste Charakter-Eigenthümlichkeit in ihnen ist, desto leichter und geschmeidiger sich dem Fremden anschließen. Denke ich mir die alten steifnackigen Friesen als etwas schroffe, in sich selbst abgeschlossene Wesen, so kann ich mir wohl erklären, warum sie, wie allgemein behauptet wird, die Fremden so wenig liebten. Bei den Spartanern waren die Fremden auch nicht beliebt. Die Friesen sollen sogar in unruhigen Zeiten zuweilen alle Fremden, die sich in ihrem Lande befanden, ergriffen und ertränkt haben. Und daß dieß nicht so ganz selten der Fall gewesen sein mag, beweist der Umstand, daß sie für diese Execution sogar ein stehendes Wort hatten. Sie nannten dieselbe den „Quabeldrank".

Von denjenigen Fremden, welche an ihrer Küste strandeten, galt in verschiedenen friesischen Landen das Gesetz, daß sie zu Sclaven gemacht wurden. Und dieß harte Schicksal traf sogar Personen von sehr vornehmem Stande. So wird z. B. ein Graf von Stade erwähnt, der nicht zur Regierung in seiner Grafschaft gelangen konnte und von einem anderen Prätendenten zur gräflich Stadeschen Krone als Leibeigener in Anspruch genommen wurde, weil seine Großmutter, eine reiche vornehme Engländerin, an der Küste der Grafschaft gestrandet und dem Landesgesetze gemäß Leibeigene geworden war. Ein solches hartes Verfahren gegen Fremde schließt übrigens immerhin, wie mir es scheint, eine gewisse Gastfreundlichkeit gegen die auf gehörige Weise

introducirten fremden Reisenden nicht aus. Denn jener Quabeldrank traf doch wohl nur solche Fremde, die sich in die Communal-Angelegenheiten der Friesen eindrängen und sich bei ihnen einnisten und einbürgern wollten. Auch bei den gastfreundlichsten Nationen wird oft gegen den Gast, der sich nicht in den Schranken eines Fremden hält und sich in innere Landesangelegenheiten mischt, das Rauhe sehr stark nach außen gekehrt. Und gegen die armen Gestrandeten, die ein besonderer Gegenstand des Mitleidens und der mildesten Gesetze sein sollten, dictirte ja überall die durch das Strandrecht so merkwürdig aufgeregte Habsucht der Menschen wunderbarer Weise die härtesten Vorschriften.

Noch schlimmer als den Fremden erging es den ehebrecherischen Frauen unter den Friesen. Wenn eine solche Frau erfunden wurde, so rief der Gemahl ihre und seine eigenen Verwandten zusammen, um ein Gericht über sie zu halten, und fand man sie schuldig, so erwürgten ihre eigenen Verwandten die Verbrecherin. So große Grausamkeit weist auf eine außerordentliche Keuschheit hin. Ich führe diese Dinge nicht an, um alte Geschichten aufzuwärmen, — wollte ich die alten Chroniken ausschreiben, so könnte ich noch viele sonderbare Sitten der Friesen auffinden, — sondern ich erzähle sie deßwegen, weil ich von diesen Sitten mit ungelehrten und einfachen Leuten gesprochen habe, die noch wohl davon unterrichtet waren, und weil ich daher glauben muß, daß diese alte Zeit hier noch nicht

so weit zurück liegt, als bei uns, wo man nur unter den Gelehrten und in den Schriften über deutsche Alterthümer noch von solchen Sitten weiß. Nicht bloß das, was man in einem fremden Lande sieht, ist interessant für dasselbe, sondern auch das, was man dort hört und wovon man sich unterhält. Und ein Reisender muß sich bestreben, selbst die Stärke der Schatten, welche die alte Zeit in die Gegenwart wirft, und der Echos, welche aus der Vergangenheit widerhallen, zu bemessen und zu erwägen. Diese Schatten und Echos alter, nicht mehr geltender Gesetze haben noch immer einige praktische Bedeutung. Um dieß in Bezug auf die Keuschheit etwas wahrscheinlich zu machen, will ich anführen, daß mir ein friesischer Herr, der es wohl wissen konnte, versicherte, er habe sich durch Nachforschungen überzeugt, daß unter hundert Friesen höchstens Einer sei, der seine Existenz einer nicht gesetzmäßigen und nicht kirchlich sanctionirten Umarmung verdanke. Es giebt Städte in Deutschland, wo von den neugeborenen Kindern 50 Procent unehelich sind. Und so erkennt man leicht, daß zwischen Sitte und Sitte noch ein bedeutender Unterschied ist.

Es fand bei den alten friesischen Hochzeiten eine Ceremonie statt, die den Frauen wohl einigen Schrecken einflößen mußte. Wenn nämlich der Mann seine junge Frau zum ersten Male in sein Haus einführte, so steckte er ein blankes Schwert über ihrem Kopfe in das Stroh, zum Zeichen, daß er das Recht habe, sie bei entdeckter Un-

treue richten zu lassen. Dieses Schwert hieß das „Aehtswird" (das Eheschwert.)

Ich habe in verschiedenen Küstengegenden, z. B. nahe an der Küste von Kur- und Livland, gehört, daß manche christliche Prediger bis auf die neueste Zeit herab die Gewohnheit gehabt hätten, den lieben Gott um einen gesegneten Strand zu bitten. In der friesischen Festlandmarsch versicherte man mir, daß dieß noch heutigen Tages auf den friesischen Inseln geschehe. Ich reiste daher zu diesen Inseln, um ein solches Gebet zu hören, allein hier sagte man mir, es sei längst abgeschafft, aber auf der dänischen Insel Romoe bestehe diese Sitte noch. Ich fragte einen Romoer danach, dieser läugnete mir aber diesen Umstand gänzlich ab und sagte, wenn es geschähe, so verstände der Prediger die Bitte nur in Bezug auf Fischerei, Bernsteinfang, Bergentenjagd, Eiderdunen und was dergleichen Strandsachen mehr wären, aber nicht in Bezug auf die armen gescheiterten Schiffe, diese behielte man nur in Gedanken. Dennoch erzählte mir eine Dame, sie habe auf Helgoland selbst ein solches Gebet gehört; der Prediger habe den lieben Gott nicht geradezu gebeten, er möge recht viele Schiffe bei Helgoland scheitern lassen, aber er habe doch gesagt, Gott möchte, wenn es einmal sein Wille wäre, daß Schiffe scheiterten, diese, wenn es sein könnte, an den Strand von Helgoland führen. Daß sonst die Prediger um ihrer selbst willen oft gezwungen waren, solche Gebete für ihre Gemeindekinder zu thun,

will ich wohl glauben. Die Bewohner einer friesischen Insel sollen einmal ihren Prediger vertrieben haben, weil er nicht um den gesegneten Strand bitten wollte, sondern vielmehr viel und eifrig gegen alle Art von Strandunfug predigend zu Felde zog. Die alten Inselfriesen hatten sogar eine eigene Strandgottheit, Namens „Ran", die auf der Düne wohnte und die Schiffbrüchigen in ihre Netze zog. Sie war ungefähr Dasselbe, was bei den Griechen die Sirenen waren.

Uebrigens kann man schon in vielen alten holländischen, west-, ost- und nordfriesischen Büchern Bemerkungen über jenes famose Gebet finden, und es zieht sich eine förmliche Fehde durch die Literatur dieser Küstenbewohner über den Punct, ob es je wirklich bei einem christlichen Volke existirt habe, oder ob es nur eine müßige Erfindung der den Scandal liebenden Fama sei. Trotz dem, daß sich Viele große Mühe gegeben haben, das Letztere zu beweisen, kann sich die Fama, wie man aus meinen obigen Anführungen sieht, doch selbst jetzt noch nicht darüber beruhigen.

Bei Gelegenheit der Schlacht beim Königshafen von List, von dem ich sprach, hätte ich noch einen Vorfall in jener Schlacht selbst erwähnen können, der interessant ist, weil ein so interessanter König, wie Christian IV., dabei betheiligt war. Ich will ihn erwähnen, weil ich Alles, was ich in Dänemark von den Thaten und Werken dieses ausgezeichneten Herrschers sah und hörte, mit dem größten Interesse vernahm und sammelte.

Während der Schlacht nämlich soll auf einmal auf mehren dänischen Schiffen das Gerücht von Mund zu Munde gegangen sein, der König Christian sei verwundet, ja sogar getödtet. In Folge dessen, so heißt es, hätten in einem der Schiffe die Soldaten sehr entmuthigt den Kampf einstellen wollen, Einer von ihnen aber habe laut geschrieen: „Der König ist ja nur ein Mann. Ein Schelm, der nicht weiter ficht!" Dieß habe sie wieder so ermuthigt, daß sie den Kampf fortgesetzt, und als der Sieg errungen, habe der gerettete König diesen Soldaten vor sich kommen lassen und ihn und seine Erben mit der Krugswirthschaft eines Ortes in der Nähe des Schlachtfeldes belehnt.

Die Bewohner von Sylt erzählen, daß ihre Insel sonst von Amrum nur durch ein so schmales Gewässer geschieden gewesen sei, daß man, auf einen Pferdekopf, der in der Mitte zwischen beiden gelegen, tretend, von einer Insel auf die andere hätte hinüberspringen können.

Dasselbe erzählte man mir noch von mehren anderen Inseln.

Ich muß gestehen, ich verstehe dieß durchaus nicht recht. Daß man einen großen dicken Stein mitten in ein schmales Wasser wirft, um mit seiner Hilfe bequemer hinüberzukommen, das begreife ich, aber warum man einen hohlen Pferdekopf, der so leicht verwittert und noch leichter vom Wasser weggespült wird, statt dessen nehmen sollte, das begreife ich nicht.

Ich bildete mir ein, daß die Leute sonst vielleicht

unter einem Pferdekopfe etwas Anderes als einen wirklichen Pferdekopf verstanden haben möchten; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich diesen unbegreiflichen Pferdekopf auf einmal ganz fern von Friesland, auf der dänischen Insel Seeland, wieder auftauchen sah. Auch dort erzählten mir die Leute, auf eine kleine Strandinsel hindeutend, dieselbe sei ihnen sonst so nahe gewesen, daß man, auf einen Pferdekopf tretend, habe hinübergehen können. Ich habe einige Sprachkundige und Alterthumsforscher über diesen Punct befragt, aber keine genügende Antwort erhalten. Professor Dahlmann giebt zwar eine Notiz über diesen mysteriösen Pferdekopf, aber auch sie befriedigt mich nicht ganz.

Das wunderlichste Monument, welches ich je Jungfrauen zu Ehren errichtet sah, erblickte ich auf Sylt. Dasselbe bestand aus zwei großen, unregelmäßig gestalteten Feldsteinen, welche in dem Thurme der Hauptkirche der Insel, der Kirche von Keitum, eingemauert waren. Diese beiden Steine heißen beim Volke Yng und Dung und sollen zwei Jungfrauen vorstellen, welche auf ihre Kosten, Gott zu Ehren, der Kirche jenen Thurm hinzufügen ließen. Dieß soll bereits im Jahre 1099 geschehen sein, so wie die Kirche selbst schon im Jahre 1020 erbaut worden sein soll, nicht nur den Erzählungen des Volks, sondern auch den Forschungen der Gelehrten zufolge. Wie gesagt, das hohe Alter der Dorfkirchen in diesem Lande setzt mich immer in Erstaunen.

Die Namen jener beiden Jungfrauen, Yng und Dung, leben auch in Volksreimen noch fort.

So wie die verschiedenen kleinen Reichsstädte in Deutschland sich sonst an einander rieben, und die Bewohner derselben gegenseitig auf einander stichelten und auf Kosten ihrer Nachbarn Scherze erdachten, so reiben sich natürlich auch die Bewohnerschaften der verschiedenen friesischen Inseln an einander und erzählen von ihren Nachbarinseln kleine Geschichten, aus denen hervorgeht, daß jede Partei sich selbst für sehr klug und weise und ihre Nachbarn für etwas simpel und einfältig hält.

So erzählen die Amrumer von den Föhringern, es sei einmal in ihren Gewässern ein Schiff mit holländischem Käse gestrandet, die Föhringer aber hätten von diesem Falle erst gehört, als die Amrumer schon alle Käse weggefischt. Dieß hätte natürlich bei ihnen den Wunsch erweckt, auch etwas davon zu haben, und zwei Föhringer hätten über ihren Deich gelugt, um zu erforschen, ob sie nicht etwa einen Käse entdecken könnten. Da hätten sie denn den im Nebel auf dem Rande des Meeres schwimmenden Mond erblickt und sogleich wie aus einem Munde geschrieen: „Da ist ein großer holländischer Käse!" und wären dann in ihr Boot gesprungen, um ihn zu holen. Zu ihrer Betrübniß hätte sich aber der Käse allmälig als leuchtender Mond aus dem Meere erhoben.

Die Sylter erzählen von den Romöern oder Remsen, dieselben hätten einmal ihre Kirche wenigstens um einige Ellen landeinwärts versetzen wollen, um sie vor

den Fluthen zu sichern. Die Bewohnerschaft der ganzen Insel wäre also zusammengekommen, um zu berathen, wie dieß am billigsten und beßten zu bewerkstelligen sei. Da hätte ihnen ein gewisser Schlaukopf, Namens Pua (Paul) Modders, den Rath gegeben, sie sollten alle auf einer Seite mit allen Kräften schieben, und so die Kirche weiter bringen. Damit sie aber sehen könnten, ob die Kirche weit genug vorgerückt sei, sollte Einer von ihnen seine rothe Jacke an der Stelle, auf welche sie kommen solle, hinlegen. Ueber diesen Rath waren sie hocherfreut. Die Jacke wurde hingelegt, und alle Remsen setzten auf der Nordseite des Gotteshauses ihre Schultern an. Pua Modders stellte sich auf die Südseite, um nachzusehen, wann die Kirche weit genug sei, und dann das verabredete Zeichen zu geben. Nach einiger Zeit gab er dieß Zeichen und rief seine Landsleute herbei, um ihnen zu zeigen, daß die Jacke schon ganz unter der Kirche stecke. Diese überzeugten sich, daß das Kleidungsstück wirklich verschwunden sei, lobten Pua Modders und gingen beruhigt nach Hause. Doch fiel es ihnen am nächsten Sonntag in der Kirche etwas auf, daß Pua Modders, der nur ein armer Schlucker war und sonst immer bloß eine schmuzige Jacke trug, jetzt ein schön hellschimmerndes rothes Camisol anhatte.

Auf Sylt erzählt man viel Wunderliches von einem Nationalgericht der Föhringer, das dort „klumper un smör“ (Klümpe und Butter) heißt, und man sagt daher von Jemandem, der eine Reise nach Föhr machen will, wohl spöttisch: „He will to Föhr um klumper un smör“ (er will nach Föhr, um Klümpe und Schmeer).

Von den Bewohnern von Büsum, einer ehemaligen Insel, jetzt Halbinsel im Süden von Friesland, erzählt man sich, daß ihrer Neun sich einmal gebadet hätten und dabei sehr weit in die See hinausgeschwommen wären. Als sie zurückgekommen, hätte sie die Furcht ergriffen, es möchte unterwegs Einer von ihnen ertrunken sein, und Einer hätte daher angefangen zu zählen. Da er aber sich selbst nicht mitgezählt, so hätte er nur acht herausgebracht, und eben so wäre es allen Uebrigen gegangen, und sie hätten daraus den Schluß gezogen, Einer von ihnen müßte unterwegs ertrunken sein. Sie hätten ihn aber überall vergebens gesucht. Da sei endlich ein Fremder des Weges gekommen, dem hätten sie den Fall erzählt und ihn gebeten, ihnen zu sagen, wie sie wohl richtig zählen könnten; sie glaubten, sie wären nur acht, und doch könnten sie den Neunten nirgends finden. Da habe der Fremde ihnen den Rath gegeben, sie sollten sich Alle auf den Strand hinwerfen, ihre Nasen in den Sand abdrücken und dann die Abdrücke zählen, dieß müßte die richtige Anzahl geben. Dieß hätten sie denn gethan, und seitdem habe man in Büsum gewußt, wie man es anfangen müsse, wenn man die richtige Anzahl einer gewissen Menge von Personen herausbringen wolle.

Der abenteuerliche Schiffer Brorks, von dem ich oft sagte, daß seine Lebensgeschichte wie eine Travestie der Odyssee klänge, war ein Sylter. Ich hätte von diesem berühmten Binnenlandsfahrer oder Klöttschiffer (so nennt man in Friesland die Schif-

fer, welche von Insel zu Insel und von Husum nach Tondern und von Tondern nach Ripen fahren) auch noch den Umstand anführen können, daß er einmal das Unglück hatte, vierzehn Tage auf dem Buttersande stecken zu bleiben. Er gab dieser bisher unbekannten Sandbank selbst diesen Namen, weil er sich daselbst während dieser Zeit bloß von Butter nähren mußte, denn er hatte gerade Butter geladen. Er war es auch, der die erste Land- und Seekarte von diesem Buttersande entwarf. Leider habe ich vergessen, wann das bemerkenswerthe Jahr war, wo dieser Klöttschiffer mit seinem Ewer auf eine große Eisscholle gerieth und mit dieser Eisscholle, die von der Fluth landeinwärts geführt und wiederum in die offene See hinausgetrieben wurde, 17 Tage lang vor dem Cap Nissen kreuzte, indem er daselbst täglich von der Fluth zwei Mal von Norden nach Süden und zwei Mal von Süden nach Norden vorbeigeschleudert wurde.

Die Odysseus, die Münchhausen, die Bürger von Schilda und Krähwinkel findet man überall wieder, und es ist interessant, in einem Erdwinkel wie es der friesische Inselarchipel ist, auch hierin Mikrokosmus zu entdecken.

Von den wenigen Kunst- und Fabrikproducten, welche die Bewohner sämmtlicher dänischen Inseln und Halbinseln erzeugen, sind, glaube ich, keine in größerem Kreise in der Fremde berühmt geworden, als erstlich die

dänischen Handschuhe und zweitens die sogenannten Tondern'schen Spitzen.

Die ersteren macht man vornehmlich in der Stadt Randers, im nördlichen Jütland, dann aber auch in vielen anderen jütischen Orten, sowie in den schleswig'schen Städten Hadersleben, Flensburg und Schleswig.

Diese Handschuhfabrication ist ein Industriezweig, der auf Naturverhältnissen des Landes beruht, nämlich erstlich auf der eigenthümlichen Weichheit und Elasticität der Haut der jütischen Heideschafe, und zweitens auf dem ausgezeichneten Gerbestoff der jütischen Weiden, deren Rinde man zum Gerben des Leders benutzt. — Wahrscheinlich ist dieser Industriezweig daher auch schon sehr alt.

Anders verhält sich dieß mit der Spitzenindustrie. Sie beruht auf keinem Naturverhältnisse, ist noch nicht sehr alt und wurde vom Auslande her eingeführt.

Auch unter meinen friesischen Insulanerinnen traf ich einige Spitzenklöpplerinnen, und obwohl auf den friesischen Inseln nur die äußersten Ausläufer des nördlicheren Spitzenlandes zu finden sind, so will ich doch dem deutschen Leser einige Nachrichten, die ich der freundlichen Mittheilung kundiger Eingeborener verdanke, über jenen Industriezweig, der wenigstens nicht ganz ohne Einfluß auf die Inseln geblieben ist, mittheilen und hier einschalten.

Auf der cimbrischen Halbinsel ist der Kunstfleiß im Ganzen noch in einem ziemlich primitiven Zustande, das heißt, er ist noch in vieler Beziehung bloß Hausfleiß. Der großen Fabriken im Lande sind nur wenige. Sämmt-

liche Kattundruckereien, Häringssalzereien, Leimsiedereien, Lichtgießereien, Holzsägereien, Töpfereien, Ziegeleien, kurz alle Arten von Fabriken der Herzogthümer Schleswig und Holstein beschäftigten im Jahre 1840 nicht mehr als 6000 Arbeiter*).

Entschieden das Meiste von den Fabricaten, welche die Leute brauchen und die sie nicht aus dem Auslande beziehen, wird daher im Hause und in der Familie selbst gemacht. In Jütland und im nördlichen Schleswig namentlich verfertigen sich die Bauern fast Alles, was sie gebrauchen, selbst. Sie machen sich ihre Holzschuhe selbst, in jedem Hause wird nicht nur gesponnen, gestrickt und Linnen gewebt, sondern meistens auch das Wollenzeug, dessen die Hausmitglieder bedürfen, das sogenannte Vadmal, im Hause selbst gewebt. Auch auf den friesischen Inseln findet man fast in jedem dritten Hause einen Webstuhl.

Auch einen Theil der Möbeln und Geräthschaften, der Wagen, Schlitten ꝛc., verstehen die Schleswiger und Jüten in manchen Districten selbst zu verfertigen und zu bauen. Sie gleichen darin noch sehr den Bevölkerungen von Kurland, Livland und anderen nördlichen Ländern und stehen dagegen im größten Contraste zu den Bewohnern vieler Striche in England, wo die großen Fabriken alle möglichen Waaren so billig und gut lie-

---

*) Dieß klingt freilich unglaublich, allein ich entnehme diese Zahl einer umständlichen Uebersicht in Dr. Falk's „Schleswig-Holsteinischem Magazine."

fern, daß nicht nur die Männer das Holzschnitzen und Töpfern, sondern sogar auch die Weiber das Strumpfstricken und Weben verlernt haben.

In einigen Strichen des Herzogthums Schleswig und der Halbinsel Jütland fabriciren die Leute gewisse Producte in größerer Menge, als sie dieselben verbrauchen, und machen daher Handelsartikel daraus. So werden z. B. auf der Westküste von Jütland und auf den friesischen Westseeinseln von der Wolle der Heideschafe viele wollene Jacken fabricirt, die für die Matrosen der Handelsflotten der dänischen und hanseatischen Städte bestimmt sind. Die wollenen Strümpfe und Handschuhe, welche die Föhringerinnen stricken, sind sehr bekannt und beliebt.

Im nördlichen Jütland giebt es Striche, wo das Wirken gewisser bunter Zeuche besonders zu Hause ist. Bei Randers und bei Ripen, giebt es Districte, in denen das Leinwandweben so bedeutend ist, daß die Bewohner derselben ihre Waare in den Handel bringen.

Holstein steht im Allgemeinen im ländlichen Hausfleiße gegen Schleswig und Jütland zurück. Auch dort wird zwar viel Flachs und Wolle in den Haushaltungen für den eigenen Bedarf gesponnen, das Gespinst aber von besonderen Webern gegen Bezahlung gewebt.

Man sieht hieraus, und darauf wollte ich eben hindeuten, daß die auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel in den Häusern der Landleute blühende Spitzenfabrication nicht ganz isolirt dasteht. Der seit alten Zeiten mehrfach verbreitete Hausfleiß mag die Leute, wenigstens die Frauen, schon um die Mitte des 17ten

Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Spitzenfabrication aus Brabant hierher verpflanzt wurde, für einen solchen Industriezweig einigermaßen empfänglich gemacht haben.

Ich sage, wenigstens die Frauen, denn es ist eine, für die ganze jütische Halbinsel geltende Bemerkung, daß die häusliche Industrie fast ausschließlich nur in den Händen der Frauen ist. Es giebt dort nur Weber**innen**, Spitzenklöpppler**innen**, Stricker**innen** u. s. w. Die Männer sind im ganzen Lande ziemlich indolent, und wenn sie sich nicht auf der See tummeln oder wenn die Pferde, das Rindvieh und der Acker ihnen nichts zu thun geben, verbringen sie ihre Zeit gewöhnlich in Schlaf und Unthätigkeit, während bei uns, z. B. im Erzgebirge, auch die Männer an den meisten Industriearbeiten der Weiber Theil nehmen.

Die Webereien werden in den Dörfern der böhmischen und sächsischen Gebirge fast durchweg bloß von Männern betrieben. In den Districten, in welchen das Strohflechten zu Hause ist, wie auf der linken Seite der sächsischen Oberelbe, müssen sogar die Knechte und Söhne des Hauses in ihren müßigen Winterstunden flechten helfen.

Ja es giebt Gegenden bei uns, in welchen auch die Männer durch Strümpfestricken und Spinnen sich Geld verdienen, z. B. in der Lausitz. Aehnlich werden im Schwarzwalde die Uhren durch gemeinschaftliche Anstrengung der Männer und Frauen, Knaben und Mädchen hervorgebracht, und an den kleinen Spielsachen der Berchtesgadener und der Voigtländer schnitzen ebenfalls Männer sowohl, als Frauen. So ist es nun, sage ich, nicht in

Jütland, wo die Frauen fast die einzigen Industriellen sind.

Uebrigens ist es wohl natürlich, daß mehr oder weniger in allen Ländern der Welt die Frauen die Seele der Hausindustrie sind. Ihre Geschäfte sind in der Regel nicht so anstrengend, wie die der Männer, und machen sie daher auch nicht so erholungsbedürftig, wie diese. Es liegt in der Natur des Mannes, angestrengt zu arbeiten und wieder lange zu rasten.

Eben so wenig wie die Spitzenindustrie im nördlichen Schleswig ganz isolirt dasteht, eben so wenig ist auch ihre Verpflanzung aus Brabant hierher ein isolirtes Phänomen. Die westliche Küste der cimbrischen Halbinsel hat von jeher in vielfacher Beziehung zu den Niederlanden gestanden und Vieles, sowohl Dinge als Menschen, von daher erhalten.

Besonders kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts viele Leute aus den Niederlanden hierher, z. B. im Jahre 1621 bei Gelegenheit der Begründung der Stadt Friedrichstadt, die ganz mit ausgewanderten Niederländern besetzt wurde. — Um diese Zeit, im Jahre 1648, war es auch, wo ein fremder Kaufmann, Namens Steenbeck aus Brabant, ins Schleswig'sche kam, sich in Tondern niederließ und hier durch Einrichtung einer Klöppelschule den Grundstein zu dem noch jetzt blühenden Industriezweige legte.

Die Tondern'sche Spitzenfabrication gehört also auch zu den vielen Industriezweigen, welche durch niederländische Ansiedler, die in Folge von Religionsunruhen aus

ihrem Vaterlande auswanderten, in allen Ländern Europas verstreut wurden.

Die Tradition sagt, der Brabanter Steenbeck habe mehre Männer mit „langen Bärten" mitgebracht, die in jener Klöppelschule Lehrer geworden seien. Aus dieser Schule wäre nun der Stamm der Arbeiterinnen für das Etablissement hervorgegangen, das nach dem Tode jenes Kaufmanns zuerst seine Frau Namens Geske fortgesetzt habe und durch das nachher wieder ähnliche Etablissements hervorgerufen worden seien.

Auch die Klöppelschulen mögen sich vervielfältigt haben, zuerst in der Stadt Tondern, dann in der Umgegend. Tondern, das die Wiege dieser Industrie war, blieb auch der Centralpunct der ganzen Fabrication und des ganzen dadurch veranlaßten Handelszweiges. Hier wohnten von jeher die sogenannten „Verleger," welche den kleinen Fabricanten der Umgegend die verfertigte Waare abnahmen und bei ihnen nach vorgeschriebenen Mustern Bestellungen machten.

Von hier aus wurde der ganze Absatz des Fabricats nach dem In- und Auslande betrieben. Das Geschäft war lange Zeit eine Segensquelle für die Stadt, die daraus während vieler Jahre Glück und Wohlstand schöpfte.

Das Gebiet, über welches sich im Verlaufe der Zeit diese Industrie in allen Häusern und Familien ausbreitete, begreift ungefähr folgende Districte, nämlich zuerst das Amt Tondern, dann die zum eigentlichen Jütland gehörenden Enclaven, namentlich die Lehnsgrafschaft Schackenburg,

die zum Amte Ripen gehörende Lo-Harde*), ferner das nördlich liegende Amt Lügum-Kloster und weiter nach Norden die Gegend bis nach Ripen hin, endlich den westlichen Theil des Amtes Hadersleben.

In diesem zuletzt genannten Districte geht die Fabrication in östlicher Richtung bis etwas über das adelige Gut Gramm hinaus, wo sie eben so wie im Norden bei Ripen gänzlich abbricht. Im Süden von Tondern geht sie nicht so weit. Nur in der großen, im Süden der Stadt gelegenen Karr Harde fand man früher mehre Klöpplerinnen.

Auf den Westseeinseln, namentlich auf Romoe, und sogar noch, wie ich bemerkt habe, auf der Insel Föhr, wird etwas geklöppelt oder, wie man hier sagt und schreibt, „geknöppelt.“ Die beiden flüssigen Buchstaben „n“ und „l“ konnten leicht mit einander vertauscht werden.

Man kann also den ganzen nordwestlichen Theil des Herzogthums Schleswig von der Gränze der Marschen bis in die Nähe der Königsau, jenseits welcher das eigentliche Jütland beginnt, als den Verbreitungskreis dieser Industrie betrachten. Bemerkenswerth ist dabei, daß dieselbe sich in jenen Districten dermaßen fixirte, daß sie sie noch nie überschritt und in ihnen auch nie ausstarb.

In die eigentlichen fetten friesischen Marschen, in denen überhaupt fast gar keine Hausindustrie festen Fuß faßte, drang sie nie ein, weil die Menschen hier sich auf

*) Harde heißt ungefähr so viel als District oder Kirchspiel.

eine leichtere Weise einen höheren Lohn verschaffen können, als ihn die mühsame Arbeit des Klöppelns zu gewähren im Stande ist. Es waren fast durchweg nur die höheren mageren Gegenden, und namentlich die größeren Dörfer, wo man jene Industrie pflegte, und hier waren es wieder nur die armen Leute, die Frauen und Töchter der Käthner, der sogenannten Insten und Tagelöhner, die sich mit Klöppeln beschäftigten.

Die Leute, welche in den besagten Districten wohnen, sind mit wenigen Ausnahmen Dänen oder eigentlich dänisch redende Schleswiger. Unter den Friesen, die mit ihnen gränzen, hat der Industriezweig des Spitzenklöppelns nie bedeutende Wurzel geschlagen, und auf der friesischen Insel Föhr ist er vielleicht nur durch dänische Einwanderer eingeführt worden.

Die Zahl der Arbeiter, welche die Spitzenfabrication betreiben, genau zu bestimmen, ist schwierig, da dieselbe in eben dem Maße, wie die Industrie selbst, in verschiedenen Zeiten zu- und abgenommen hat.

Wenn bei schlechten Conjuncturen der Arbeitslohn tiefer herabgedrückt wird, als er in den Zeiten der Blüthe steht, so verlassen viele der jüngeren und kräftigeren Mädchen ihre Klöppellade und suchen Dienste in den Städten oder in den, hohen Lohn versprechenden Marschen. Es wird aber im Herzogthum Schleswig von den Statistikern ziemlich allgemein angenommen, daß in dem ganzen Bezirke 10,000 Weiber und Mädchen durch diese Industrie sich ihr Brod verdienen. Unter dieser Zahl sind auch viele Kinder, da diese in der Regel schon in ihrem

siebenten Jahre von ihren Aeltern in dieser Arbeit unterrichtet werden.

Der Handel mit Spitzen, als ein Handel mit Modewaaren, war stets der wandelbaren Mode und also großen Fluctuationen unterworfen. Ihre Blüthezeit scheint die Tondern'sche Spitzenfabrication vom Ende des 16ten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gehabt zu haben. Damals waren die Spitzen in ganz Europa ein sehr allgemeiner und bei beiden Geschlechtern eingeführter Kleiderputz.

Ihren Höhepunct erreichte diese Industrie in dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Nicht daß sie damals in Arbeit, Geschmack u. s. w. einen höheren Standpunct eingenommen hätte als jetzt, aber sie hatte zu jener Zeit noch nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie später die wandelbare Mode und die Concurrenz des Auslandes erzeugten. Der Absatz war stetiger, sicherer und von einer größeren Bedeutung als jetzt.

Damals wurden im nördlichen Schleswig große Capitalien durch den Spitzenhandel gesammelt, von denen noch die Gegenwart durch manche wohlthätige, milde, ihr vererbte Stiftungen Zeugniß ablegt.

Später verlor sich die Vorliebe für die Spitzen etwas, doch ist der Geschmack immer wieder zu diesem ausgezeichneten Kleiderschmucke zurückgekehrt, und es ist auch kaum eine so völlige Umwälzung des Geschmacks zu fürchten, daß dadurch die ganze Existenz der Industrie gefährdet werden würde.

Sehr nachtheilig wirkten dagegen hier, wie in den

anderen, Spitzen fabricirenden Gegenden Europas, die Erfindungen der Engländer ein, und namentlich ihre berühmten Bobbinnetmaschinen, durch welche sie den Spitzengrund zu billigen Preisen herstellten, und die sie successive immer vollkommener ausbildeten, bis sie zuletzt im Stande waren, auf diesem Grunde ganze Spitzenmuster auszuarbeiten.

In großen Massen wurde nun dieser Artikel überall hin verführt und fand wenigstens anfangs reißenden Abgang. Auch wurde der glatte Tüll vielfach von den Damen zu Stickereien benutzt, und je mehr dieser Consum zunahm, desto weniger ächte Spitzen wurden verbraucht.

Wie überall, so trat auch hier in der cimbrischen Halbinsel die englische Maschinenarbeit mit der Handarbeit in Kampf und wirkte störend und lähmend auf sie ein. Dennoch kämpft man eifrig gegen jenen Feind, und auch hier nicht ohne Erfolg.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß jene durch Maschinen hergestellten Surrogate immer nur vorübergehend und gewöhnlich nur in der ersten Zeit ihres Erscheinens nachtheilig einwirkten. Je größere Massen davon producirt wurden, desto mehr sanken solche Artikel zu ganz niedrigen Preisen herab, und sowie der Juwel gerade durch seine Seltenheit und durch seinen hohen Preis seinen Rang vor den unächten Steinen behauptet, ebenso ergeht es den ächten Spitzen. Die Damen aus den höheren Kreisen kehren immer wieder zu dem solideren Schmuck zurück, und unwillkürlich folgt die Menge dem gegebenen Beispiele.

Ich sagte oben, daß die Stadt Tondern, sowie sie die Wiege der Spitzenindustrie ist, so auch der Centralpunct des ganzen Handels und der Fabrication der Spitzen geworden sei. Auch hierin hat sich in neuerer Zeit zum Nachtheil der Stadt Manches geändert.

Da die Arbeiterinnen hauptsächlich nicht in der Stadt selbst, sondern in der Umgegend wohnten, so fanden es auch manche der sogenannten Verleger vortheilhaft, mitten unter ihren Arbeiterinnen auf dem Lande selbst zu wohnen, und sie siedelten sich daher, die Stadt verlassend, in den Dörfern mitten in den Fabrikdistricten an.

Dieß war besonders in größerem Maße der Fall, als die Regierung, in der Absicht, den Absatz zu fördern, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts den Hausirhandel mit diesem Fabricate frei gab. Auf diese Weise wurde der Vertrieb ungemein vertheilt. Die größeren Verleger in der Stadt Tondern verschwanden immer mehr, und ihre Anzahl ist in neuester Zeit bis auf einen einzigen herabgesunken.

Die Länder, in denen die Producte der in Frage stehenden schleswig'schen Industrie hauptsächlich abgesetzt werden, sind die dänische Monarchie, Norwegen, Schweden und Rußland, und in diesem Handelsgebiete hat sich bis in die neueste Zeit herab diese Waare immer Absatz verschafft, da in demselben ein ähnliche Industrie weder früher existirt, noch neuerdings concurrirend sich begründet hat.

Besonders hat in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, in Hamburg und dann im Königreiche Dänemark ein ziemlich regelmäßiger Absatz stattgefunden.

Danach möchte wohl zunächst Norwegen als vorzüglichster Abnehmer der Tondern'schen Spitzen genannt werden, und dann Schweden und Rußland. Auch für Mecklenburg werden viele sogenannte Bauernspitzen angefertigt. Von Flensburg aus sind auch, insonderheit in früheren Zeiten, große Quantitäten der hiesigen Spitzen nach Westindien exportirt worden.

So wie die Leute einerseits nach dem Norden und Osten ihr fertiges Fabricat verhandelten, so bezogen sie das rohe Material dazu aus dem Westen und Süden. In den allerfrühesten Zeiten bekamen sie den fertigen Zwirn ohne Zweifel aus Brabant, in späteren Zeiten dann und wann auch aus Barmen und Elberfeld. Solche ausgezeichnete Spinner aber, wie man sie in Brabant besitzt, hat man hier nie gebildet und besessen.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde hier eine Zwirnfabrik errichtet, für die man das rohe fláchsene Garn aus Westphalen bezog. An Ort und Stelle ward es dann auf künstlichen Mühlen, deren erste Modelle man aus Holland bekam, zum Zweck der Spitzenklöppelei weiter verarbeitet, doublirt, auf kleine Räder gespult und dann theils nach Altona, theils nach der Insel Alsen geschafft, wo es durch eine chemische Procedur halbweiß gebleicht wurde. So wurde es an die Fabrik zurückgesandt, auf jenen Mühlen noch ein Mal doublirt, ging dann aus einer zweiten Bleiche völlig weiß hervor und wurde endlich nach seiner Feinheit sortirt.

Der feine Spitzenzwirn hatte einen sehr hohen

Preis; so kostete z. B. von der feinsten Sorte das Pfund 200 Mark Courant. In der Nachbarschaft von Tondern bildeten sich zwar ähnliche Zwirnfabriken, durch welche viele Menschen ihren Unterhalt fanden, aber diese nützliche Wirksamkeit mußte der Zeit und der Concurrenz völlig unterliegen.

Die Engländer fingen an in ihrem „Lacethread" denselben Artikel zu liefern. Dieses schöne und solide Material war anfangs wohl theuer, wurde aber später so außerordentlich wohlfeil hergestellt, daß hier zuletzt an keine Concurrenz mehr zu denken war. Die Auflösung jener Zwirnfabriken erfolgte, und gegenwärtig wird hier nur der genannte englische Lacethread für die Fabrication benutzt.

Da die Arbeiterinnen selbst gewöhnlich capitallos sind, so bezieht in der Regel der sogenannte Verleger den Zwirn, den er in größerer oder geringerer Quantität an seine Arbeiterinnen liefert. Eben so ist er natürlich auch darauf bedacht, diese mit den passenden Mustern zu der Arbeit zu versehen, da nur er durch die Ausbreitung seiner Verbindungen im Stande ist, dem Gange der Mode und den Veränderungen des Geschmacks zu folgen.

In früheren Zeiten war es viel leichter, diesen Ansprüchen zu genügen, als jetzt. Damals hatte in der Regel jeder Fabricant seine bestimmten Abnehmer und war mit dem Geschmack in den betreffenden Gegenden genau bekannt. Eine gewisse Gattung von Mustern war z. B. nur in Mecklenburg verkäuflich, andere be-

stimmte Muster wünschte man in Schweden, Rußland u. s. w, und wiederum ganz anders waren die Muster, welche man im Lande selbst absetzte.

Danach richtete sich ein Jeder ein, zeichnete und erfand selbst Muster in dem Genre, welches in seinem Departement gangbar war, oder ließ von Anderen solche Muster zeichnen. Dabei suchte er stets einige Abwechselung in die Zeichnungen zu bringen, und wenn dieselben nur in dem üblichen Style waren, so konnte er darauf rechnen, daß sie von seinen Abnehmern in der Ferne approbirt wurden. In der Gegenwart ist es viel schwieriger geworden, der Mode zu folgen. Die Menge der fremden Spitzen, die vielen durch Maschinen geförderten Erzeugnisse mancherlei Art, welche als Surrogate dienen, erschweren es auf vielfache Weise.

So wie überall die alten Nationalcostüme nach ein- für allemal festgesetztem Schnitt verschwinden, so verschwinden auch die alten festen, nur für eine gewisse Gegend bestimmten Muster für Spitzen und andere solche Dinge, und die Mode, die sonst bloß in den oberen Kreisen der Gesellschaft schwankte, bewegt nun auch den Geschmack der unteren Regionen mehr hin und her.

Je größere und ausgedehntere Kreise man für den Absatz suchen muß, je mehr man überall mit den allenthalben eindringenden Fabricaten der Franzosen, der Belgier, der Sachsen zu kämpfen hat, desto dringlicher ist auch hier das Bedürfniß geworden, allen Bewegungen des Zeitgeschmackes zu folgen und das in jedem Augenblick am meisten Gangbare ausfindig zu machen und auszuwählen.

Häufig lassen sich daher die Verleger mit nicht geringen Kosten Muster aus Hamburg, aus Belgien und selbst aus Paris kommen, bloß um den herrschenden Geschmack kennen zu lernen und danach passende Zeichnungen anfertigen zu lassen. Uebrigens giebt es immer noch einige, besonders für den Landmann bestimmte Spitzensorten, bei denen nach wie vor ein alter stabiler Geschmack herrscht, und welche die Käufer leichter befriedigen.

Die Arbeit selbst wird auf folgende Weise ausgeführt.

Nachdem der Verleger das darzustellende Muster gewählt und übergeben hat, bestimmt er die Feinheit und die Gattung des Zwirns und liefert auch diesen den Arbeiterinnen, die ihn entweder nach der Elle von ihm kaufen, oder als Vorschuß erhalten. Ist ein Stück der bestellten Spitzengattung fertig, so bringt es die Arbeiterin dem Verleger zurück, und der Preis für die Elle wird nun durch Uebereinkunft festgesetzt, und auch die Quantität des ferner zu liefernden Productes besprochen.

Jeder Verleger hat gewöhnlich seine bestimmten Arbeiterinnen, die bloß mit ihm in Verbindung stehen. Da er sich ihrer Treue versichern und darauf bedacht sein muß, daß nicht etwa andere Verleger seine oft mit vielen Kosten herbeigeschafften Dessins erhaschen und sich zu Nutze machen oder gar seine Arbeiterinnen selbst durch Offerirung eines höheren Preises von ihm ablocken, so liegt es auch in seinem eigenen Interesse, seinen Arbeiterinnen den wohlverdienten Lohn ohne Noth nicht zu wahren, und es hat sich auf diese Weise ein interessan=

tes Verhältniß zwischen beiden Theilen, den Verlegern und den Arbeiterinnen, herausgebildet.

Die brave Arbeiterin hält fest an dem Fabricanten, welcher ihr und ihren Kindern in vielen Jahren Arbeit und Unterhalt verschafft hat; und wenn zuweilen im Wechsel der Zeiten der Absatz der Spitzen und der Verdienst sich verminderte, oder zeitweilig ganz stockte, so konnte die treue Arbeiterin sich auch darauf verlassen, daß ihr der Fabricant, zuweilen mit nicht geringen Opfern, in der schlimmen Zeit eben so wie in der guten Verdienst und Unterhalt gab.

Wenn die neuere Zeit auch in diesem Verhältniß Manches nicht zum Besseren umgewandelt hat, so kann dennoch auch die Gegenwart von dem Angeführten noch in vielen Fällen Zeugniß geben. Man hat Beispiele, daß ganze Arbeiterfamilien mehre Generationen hindurch für einen und denselben Spitzenhändler und seine Nachfolger ununterbrochen treu gearbeitet haben.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts gab es in Tondern wenigstens 10 solcher großer Fabricanten nach altem Schnitt, von denen jeder einen gewissen bestimmten Kreis von Arbeiterinnen hatte und in der Regel auch seine freiwillig gezogenen Gränzen respectirte, da ein Uebergriff in den Kreis eines Concurrenten nicht für ehrenhaft gehalten wurde.

Der Verdienst der Arbeiterinnen richtet sich nach den Conjuncturen. In den blühenden Zeiten konnte eine tüchtige Klöpplerin einen Tagelohn von 8 bis 10 Schilling Courant verdienen, was für sie bei ihrer beschelde-

nen Lebensweise als ein großer Verdienst angesehen wurde.

Auf dem Lande war und ist noch oft der ganze weibliche Theil der Familie, die Mutter mit ihren Töchtern, in einem Zimmer mit der Spitzenarbeit beschäftigt. Der gemeinsame Verdienst fließt in eine gemeinschaftliche Familiencasse, und wenn man weiß, wie genügsam diese Leute sind, wie sie fast Alles, was sie zum täglichen Unterhalte brauchen, durch eine Kuh, ein paar Schafe und einen kleinen Kohlgarten sich verschaffen können, — wenn man bedenkt, wie wohlfeil in der Regel in jenem Lande auch das Brodkorn ist, so kann man sich vorstellen, wie gut diese Leute sich bei ihrem Verdienste standen.

Auch dieß ist in der Gegenwart anders geworden. Der Arbeitslohn ist fast auf die Hälfte seiner früheren Höhe herabgedrückt worden und schwankt jetzt gewöhnlich zwischen 3 bis 5 Schillingen.

Da indeß in diesen Gegenden die Bedürfnisse der Menschen und die Preise ihrer Lebensmittel sich noch nicht in dem Maße erhöht haben, wie anderswo (eine Klöpplerin, die keine eigene Haushaltung hat, kann bei anderen Leuten Wohnung und Kost für 14 bis 16 Schillinge Courant die Woche bekommen), da diese Leute, wie gesagt, sehr bescheiden und anspruchslos leben, so können sie sogar bei jenem geringen Verdienste auskommen, und es besteht noch keine solche Noth unter den schleswig'schen Spitzenklöpplerinnen, wie unter den Industriellen mancher Districte Deutschlands.

Uebrigens ist auch der Verdienst der Arbeiterinnen

sehr verschieden, je nach der Art der Arbeit, der sie sich widmen. Man hat drei verschiedene Classen von Arbeiterinnen, erstlich die sogenannten „Aufschlägerinnen," dann die „Prikmädchen" und endlich die gewöhnlichen „Klöpplerinnen." Bloß von den letzteren, welche die Mehrzahl ausmachen, gelten jene Angaben über die Höhe des erwähnten Lohnes. Die Aufschlägerinnen und die Prikmädchen können sich wohl doppelt und dreifach soviel verdienen als jene.

Die Arbeit der sogenannten Aufschlägerin besteht darin, das Muster, welches anfangs nur in einer Zeichnung vorhanden ist, vollständig in eine Spitze auszuarbeiten. Zu dem Ende muß sie es verstehen, die Feinheit des Musters zu bestimmen, sowie zu berechnen, wie viele Fäden und Klöppelstöcke zur Ausarbeitung desselben nöthig sind. Diese Aufgabe ist von allen Spitzenarbeiten die schwierigste; zu ihrer Lösung eignen sich nur einzelne Arbeiterinnen, und zwar die tüchtigsten, und sie müssen oft ein ganzes Jahr darauf verwenden, um von einer anderen Aufschlägerin diese Kunst zu erlernen.

Jeder Fabricant sucht in der Regel einige solche tüchtige Aufschlägerinnen für sich zu haben und läßt oft eine seiner talentvollsten Arbeiterinnen die genannte Kunst auf seine Kosten erlernen.

Ist nun auf die besagte Weise das bisher bloß gezeichnete Muster in ein wirkliches Stück Spitze umgearbeitet, so muß dasselbe auf einem sogenannten „Prikbriefe," der aus einer Art Pergament besteht, ausgestochen werden. Mit diesem Ausstechen oder „Ausprikken" der Muster in Pergament befaßt sich nun wieder eine besondere Classe von Arbeiterinnen, die der sogenannten „Prikmädchen."

In jenem Prikbriefe ist der Platz für jede Nadel, um welche sich die Fäden schlingen sollen, genau bezeichnet, und erst mit seiner Hilfe sind die gewöhnlichen Arbeiterinnen im Stande, das Muster auszuführen und so oft zu vervielfältigen, wie man es wünscht.

Die vornehmste Arbeitszeit ist der Winter, weil im Sommer viele Mädchen auf die Feldarbeit ziehen. Im Winter aber findet man sie an den langen Abenden überall in zahlreichen Versammlungen emsig arbeitend bei einer hellen Lampe sitzen.

Nach dem Ausspruche erfahrener Fabricanten hat diese Thätigkeit einen wohlthätigen moralischen Einfluß auf die damit Beschäftigten geübt. Ein emsiger Fleiß und eine ordentliche sehr gesittete Lebensweise charakterisiren die schleswig'schen Spitzenklopplerinnen.

Ein Streben nach Vermannigfachung der Lebensgenüsse, ein unnöthiger Luxus, wie er sich allerdings unter der ackerbauenden Bevölkerung mancher benachbarter Districte in neuerer Zeit bemerklich gemacht hat, ist noch nicht unter dieser industriellen Classe eingerissen. Dagegen aber sind allerdings die Spitzenklöpplerinnen, die von ihrem 6ten oder 7ten Lebensjahre an schon an die Lade gefesselt sind, vielfachen, körperlichen Leiden unterworfen, und Verwachsene, Nervenschwache und andere Gebrechliche findet man vielfach unter ihnen.

Da aber in neuerer Zeit die Jüngeren unter ihnen sich wenigstens im Sommer vielfach mit Feldarbeit beschäftigen, so ist auch in dieser Hinsicht noch einige Besserung und Abhilfe dieses Uebels zu hoffen.

Haffreise.

Ich hatte ziemlich lange auf den friesischen Inseln verweilt, — viel zu lange für Jemanden, der sich zu einem Kenner der Welt heranbilden will, und dem noch viele andere Länder im Sinne stecken, die er ebenfalls noch alle kennen lernen und sehen möchte, — viel zu kurz für Jemanden, der sich selbst in das Sein und Leben eines kleinen Völkchens vertiefen will, und der wohl einsieht, wie jedes Erdenwinkels Kenntniß eine unendliche Sorgfalt und mühevolle Aufmerksamkeit erfordert, und wie selbst auf jedem Inselchen, bei Lichte betrachtet, sich ein Mikrokosmus offenbart, der die Strahlen des großen Bildes gleichsam wie unser kleines Auge einsaugt und wieder zurückwirft.

Welches Land ist klein genug, daß ein Forscher es verachten dürfte, und welches ist wohl groß genug, daß es eines Menschen Durst nach Erkenntniß ganz befriedigte? O Himmel, wohin soll man sich retten vor diesem inneren Drange! — „Kommen Sie an Bord des Schiffs!" sagte, indem er zu mir hereintrat, mein Schiffer Petersen. „Es ist Alles fertig."

„Ja, am Bord des Schiffs," sagte ich, indem ich mich aufraffte, „da ist Rettung und Ruhe." Ich drückte meinen ehrlichen, trefflichen Wirthsleuten die Hand und ging unter Segel.

Wir hatten den beßten Wind von der Welt, und das gute Wyk mit seiner freundlichen Häuserreihe, seinem Sandwalle, seiner Baumallee und den beiden weißen Taschentüchern, welche von freundlichen Händen mir noch nachgeschwungen wurden, sank bald an unserem Horizonte unter.

Wir segelten mitten durch den friesischen Inselarchipel den südlichen Marschen Schleswig-Holsteins zu, und zwar war unser nächstes Ziel die 6 Meilen entfernte Stadt Husum.

Es ist eine wundervolle Existenz am Bord eines schnell segelnden Schiffs bei schönem Wetter und frischem Winde, vorausgesetzt, daß man das Schiff selbst commandirt und es ganz zu seiner eigenen Disposition genommen hat.

Ich placirte mich hinten beim Steuerruder, las, schrieb, blickte die Inseln, an denen wir vorbeikamen, durch das Fernrohr an, unterhielt mich mit den Schiffern, welche die einzigen ehrlichen Mitbewohner meiner Einsiedelei waren, fragte sie dieß und jenes, fütterte sie, wie man Papageien füttert, die man zum Sprechen bringen will, mit einem Gläschen Wein oder einem Butterbrode, — kurz, ich genoß sechs Lebensstunden, auf denen noch heut ein sehr angenehmer Schimmer meiner Erinnerung liegt.

Sechs Lebensstunden, sage ich, denn in Friesland muß man, wie ich schon oben bemerkte, alle Seereisen entweder in 6 Stunden vollbringen oder darf gar nicht reisen, weil nur so lange die Gewässer hoch stehen, danach aber in diesem friesischen Binnenmeere, das der mächtige Gott der Zeit seit Anbeginn der Welt wie ein Stundenglas alle 6 Stunden umkehrt*), sich Alles wieder trocken legt.

So gewöhnlich dieß alltägliche Manöver des Meeres den Bewohnern der Küste selbst vorkommen mag, so konnte ich doch auch damals, als ich mit der anschwellenden Fluth so rasch dahin fuhr, nicht umhin, es im Stillen wieder zu bewundern. Man fühlt sich dabei unmittelbar von großen geheimnißvollen Naturkräften berührt und auf diese Weise vielfach mit der Welt in Verbindung, — mit dem Monde und der Sonne, welche das Meer auf eine unbegreifliche Weise heben, — mit Holland, das die Fluth um 2 Stunden früher hat als Friesland und das also erst ganz kürzlich von denselben Kräften getroffen wurde, die jetzt uns treffen, — und mit Schottland, das erst vor 3 Stunden dieselbe Fluth spürte, die wir jetzt verspüren.

Nirgends ist die Beobachtung der Fluth interessanter, aber auch nirgends schwieriger als an den Küsten der Nordsee, weil diese See zwei Ausgänge in den

*) Die Leute haben daher auch einen besonderen Ausdruck für das Hinüberfahren mit der Fluth. Sie nennen dieß „tiden" von „Tide", Zeit, Fluthzeit (englisch tide); „tiden" heißt also so viel als „fluthen," „hinüberfluthen."

großen Ocean hat, einen zwischen Schottland und Norwegen, einen anderen zwischen Frankreich und England, und weil durch beide Canäle Fluthwellen eindringen, deren Schwingungen sich durchkreuzen und modificiren.

Die Engländer haben vor einigen Jahren einmal an allen Ufern der Nordsee, in England, Holland, Deutschland, Dänemark, Beobachtungen zur richtigen Bestimmung der Fluthbewegung in der Nordsee veranlaßt. Sie stellten an jedem Puncte der Küste Beobachter an und sammelten auf diese Weise eine Menge kostbarer Materialien, aus denen eine richtige Anschauung der Fluthbewegungen in der deutschen See hervorgegangen ist.

Der Laie, der sich eine Vorstellung davon machen will, muß vor allen Dingen die Idee aufgeben, daß das sogenannte Fluthen der See ein Strömen oder Fließen der Gewässer sei. Es ist weiter nichts, als eine Wellenschwingung, wie die, welche auf der Oberfläche des Wassers entsteht, wenn man einen Stein hineinwirft. Nur verwandelt sich in der Nähe der Küsten diese Wellenschwingung allerdings in eine fließende Bewegung.

Der Mond erfaßt mit seinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Puncte, über welchem er eben im Zenith steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter schreitend, läßt er es wieder fallen.

Durch das Zurückfallen des Wassers entsteht na-

türlich eine Schwingung der flüssigen Massen nach allen Seiten hin, eben so als wenn ein Stein in's Wasser gefallen wäre.

Weil die zurücksinkende Masse ein ganzes, großes, breites Stück des Oceans ist, so sind diese Schwingungen sehr gewaltig und dehnen sich sehr weit aus. Sie bewegen sich wie die Schwingungswellen, welche ein Dampfschiff auf einem Flusse veranlaßt, gegen die Küsten der Länder, und da sie hier gehemmt werden, so zerplatzen sie, häufen die Gewässer hier an und steigen oft zu einer Höhe von 10, 20 und mehr Fuß, während ihre ursprüngliche Hebung nur 2 oder 1 Fuß oder noch weniger betrug.

Diejenigen Fluthschwingungswellen, welche sich vom atlantischen Ocean aus nach Nordosten hin gegen die Nordsee verbreiten, treffen in dieser Richtung zuerst auf Irland. Sie zerplatzen an der Westküste der Insel, schwingen sich im Süden und im Norden um diese Insel herum und treten auf diese Weise auf zwei Wegen, sowohl von Süden als von Norden her, in die irische See ein, in deren Mitte sie sich treffen und kreuzen.

Ganz auf dieselbe Weise werden die gegen Großbritannien, Irland, Schottland und England zusammengenommen, vordringenden Schwingungen von diesem Ländercomplex gespalten, und es schwingen sich die Fluthwellen daher in die Nordsee ebenfalls auf zwei Wegen hinein. Eine Schwingung kommt um Schottland herum und tritt zwischen diesem Lande und Norwegen herein, und die andere geht im Süden von England durch den Canal

und tritt zwischen England und den Niederlanden ein. Jene nennt man kurzweg die „Nordwelle", diese die „Südwelle".

Eine andere Fluth als die durch die beiden genannten Wellen entstehende hat die Nordsee nicht. Wie alle kleine Meere, wird sie vom Monde nicht selbst gehoben, der gleichsam ein Riese ist und, so zu sagen, mit seinen gigantischen Fäusten das Kleine nicht zu fassen vermag. Die Nordsee hat also, wie man sich auszudrücken pflegt, keine eigene oder „directe" Fluth, sondern nur eine „indirecte," die ein Nachhall der Fluth des atlantischen Oceans ist.

Gäbe es bloß eine directe Fluth in der Nordsee, d. h. würde die Nordsee in ihrer Mitte eben so wie das atlantische Meer vom Monde gehoben und fallen gelassen, so müßten alle Küsten dieses fast kreisrunden Meeres fast zu gleicher Zeit Ebbe und Fluth haben. Da aber die Fluth nur eine indirecte ist, so gelangt sie natürlich zu denjenigen Küsten, welche vom Ocean am entferntesten liegen, am spätesten.

Doch beträgt der Unterschied immer selbst im höchsten Falle nur wenige Stunden. Wie gesagt, dieselbe Fluthwelle, welche vor zwei Stunden an der Küste Hollands zerplatzte, erreicht in diesem Augenblicke uns in Friesland und schwingt sich gegen die Küste unserer Inseln.

Wäre das Fluthen nicht ein Schwingen der Meereswelle, ähnlich dem Schwingen der Luftwelle beim Schalle, sondern ein Strömen, so würde ein so rasches

Fortschreiten unmöglich sein. Denn natürlich könnte kein Strom sich so rasch bewegen.

Um sich ein so rasches Fortpflanzen der Wasserschwingungen über die Meeresoberfläche hin zu erklären hat man natürlich viele Versuche mit dem Wasser angestellt, und namentlich hat man hier in diesen canal- und schleusenreichen Ländern Gelegenheit genug zu solchen Beobachtungen.

Ich will den Lesern, die in diesen Dingen noch eben so unbewandert sind, wie ich es früher war, zur Erklärung eine Beobachtung anführen, die einer meiner Freunde machte. Derselbe postirte sich an das Ende eines Canalstücks, wo es durch eine Schleuse verschlossen war, und beobachtete hier die Bewegungen, welche im Wasser verursacht wurden, wenn man am anderen Ende des Canals die dort befindliche Schleuse aufzog. Der Canal war drei Viertelmeilen lang. Die Leute, welche die Schleuse aufzogen, hatten eine Uhr bei sich und bemerkten sich genau den Moment des Aufziehens. Bei dem Hereinstürzen des Wassers aus dem höheren Canalstück durch die Schleuse wurde natürlich die Oberfläche des unteren Canalstücks erschüttert, und diese Erschütterung schwang sich auf der Oberfläche des Wassers so rasch hin, daß mein Freund am anderen Ende, also in einer Entfernung von drei Viertelmeilen, die Bewegung schon nach dem Verfluß einer Minute bemerkte.

Dieselbe äußerte sich dadurch, daß das Wasser am Ende unruhig wurde und hoch gegen die Wand des Canals aufschlug. Es war dieß ein reines Resultat der

Erschütterung, eine bloße Wellenschwingung, denn das einströmende Wasser selbst konnte erst nach einer Stunde nachkommen. Die Zuyder See liegt von Friesland etwa 40 Meilen entfernt, und es wird daher aus der beschriebenen Beobachtung Jedem deutlich werden, daß die südliche Fluthwelle von daher sich in zwei Stunden zu unserer Insel herüberschwingen könne.

Die Nordwelle geht von Norden nach Süden an den Küsten Schottlands und Englands herunter, indem sie, überall an diesen Küsten zerplatzend, einen Strom von Norden nach Süden hin erzeugt. Eben so geht die Südwelle an beiden Seiten, sowohl an der englischen Südküste, als an der Nordküste der Niederlande und Deutschlands, herauf, indem sie ebenfalls hier überall an den Küsten zerplatzt und eine Strömung der Gewässer an den Küsten erregt, die mit ihrer eigenen Richtung übereinstimmt.

Dieser Strom, der überall da entsteht, wo die weiter fortschreitende Fluthwelle anstößt, ist übrigens, wie Jeder leicht einsieht, ganz local, und ein Laie darf sich natürlich, wenn er die Fluth in ein Binnenmeer oder in einen Hafen einlaufen oder bei einer Küste vorüberströmen sieht, nicht einbilden, daß er nun die wahre Bewegung derselben vor sich habe.

Wäre die Fluthwelle ein schroffer hoher Wasserberg, so würden wir sie, vom Ufer aus, auf ähnliche Weise, nur unendlich rascher fortschreiten sehen als die Wellen, die ein Dampfschiff auf dem Flusse hinter sich herzieht und an's Ufer schlagen läßt. Natür-

lich ist aber die Fluthwelle nur wenige Fuß hoch und viele Meilen breit, und man muß sie daher nur in Gedanken festhalten und nicht mit den Augen auf dem Meere suchen.

Die bezeichneten beiden Nord- und Südfluthwellen müssen sich natürlich auf der Nordsee endlich treffen und kreuzen, so wie sich die Schwingungen auf der Oberfläche eines Troges mit Wasser kreuzen müssen, wenn man an den entgegengesetzten Enden den Finger eintauchte.

Die Schwingungen der Nordwellen setzen sich noch bis in den Canal hinab fort, und die Schwingungen der Südwellen verlieren sich allmälig gegen Schottland hin. Durch diese Kreuzungen können sehr viele Unregelmäßigkeiten in dem Gange der Fluth veranlaßt werden; es kann z. B. sein, daß die Schwingungen der Nordwelle an einem Puncte erst dann anlangen und durch ihr Zerplatzen an der Küste die Fluth veranlassen, wann an diesem Puncte die Südwelle schon vor 3 Stunden anlangte und die höchste Fluth, welche sie veranlaßte, schon vorüber ist. So kann es denn an einem solchen Puncte innerhalb 12 Stunden 2 Mal Fluth und 2 Mal Ebbe geben.

Da beide Wellen sich über die ganze Nordsee hin kreuzen und durch einander schwingen, und da sie überall mehr oder weniger zu verschiedenen Zeiten eintreffen, einzig und allein einen gewissen Punct in der Mitte ausgenommen, wo sie zuerst auf einander stoßen, so müßte es eigentlich überall Verwirrung und Unregelmäßigkeit geben.

Allein diese Störung und Unregelmäßigkeit ist darum nicht so bedeutend und bemerkbar, weil die eine Fluthwelle da, wo beide in der Zeit am meisten differiren, nothwendig schon so sehr an Schwung, Kraft und Höhe verloren hat, daß sie nur noch wenig Wirkung äußern kann.

Die Südwelle z. B., die in den Canal eintritt, ist von äußerst geringem Einfluß auf das Aufsteigen des Wassers in Schottland, weil dieses Land ihr zu entfernt liegt, und umgekehrt ist dieß der Fall mit der Nordwelle an den Küsten des Canals.

An den meisten Puncten herrscht eine Welle vor und bestimmt daher, da sie alle 12 Stunden, wie der Mond, wiederkehrt, den Zeitabstand zwischen der höchsten und höchsten Fluth auf 12 Stunden, und eben so den Zeitabstand zwischen der niedrigsten und niedrigsten Ebbe ebenfalls auf 12 Stunden, oder den Zeitabstand zwischen der höchsten Fluth und der niedrigsten Ebbe auf 6 Stunden.

Hier in Friesland kommt die Fluthschwingung aus dem Canale herauf, und die Wirkung der Nordwelle ist hier fast Null. Die Südwelle zieht sich, nach und nach an Kraft verlierend, an der ganzen Küste von Jütland hinauf bis nach Skagen hin.

In Friesland treibt sie das Wasser meistens nur 10 bis 12 Fuß über die niedrigste Ebbe (oder 5 bis 6 Fuß über das gewöhnliche Mittelniveau des Meeres) hinauf.

In der Mitte von Jütland findet noch eine Hebung von 4 Fuß statt, und endlich im Norden der Halbinsel, so wie an den Küsten von Norwegen sind

Ebbe und Fluth kaum bemerkbar. Im nördlichen Norwegen giebt es daher keine Ebbe und keine Fluth mehr; dagegen gehen um die Spitze von Jütland noch schwache Schwingungen herum und veranlassen wieder im kleinen und großen Belt Fluth und Ebbe.

Da, wie ich sagte, die Schwingungswellen überall an den Ufern zerplatzen und dadurch an den Küsten und in den Meerengen Strömungen veranlassen, die, je nach der Gestaltung der Küste und nach der Breite der Meerenge, mehr oder weniger rapid sind, — auf dem offenen Meere merkt natürlich der Schiffer nichts von Strömungen, die Fluthwelle hebt ihn hier unbemerkbar und läßt ihn unbemerkbar fallen, — da, sage ich, an allen Küsten Fluthströmungen erzeugt werden, so kann man sich denken, wie vielfach diese Strömungen in einem Inselarchipel, wie es der friesische ist, sein müssen.

Es kommt ein Strom im Norden und einer im Süden jeder Insel herum. Diese treffen sich hinter derselben, wirbeln gegen einander, strömen in einer mittleren Diagonalrichtung weiter, werden von einer neuen Insel oder Sandbank gespalten, stoßen mit einem neuen Strome, der entweder stärker oder schwächer ist als sie selbst, zusammen, und es entstehen dadurch viele sich kreuzende Ströme, Gegenströme, Wirbel und Stromspiralen, und die Bewegungen, welche Fluth und Ebbe in einem solchen Inselarchipelagus verursachen, sind fast ganz unberechnenbar.

Wir hatten auf unserer Fahrt bald einen Strom gegen uns, bald einen mit uns, bald mußten wir

einen Wirbel, der freilich dem Auge oft kaum bemerkbar war, mit scharfem Winde durchschneiden, bald einen Gegenstrom durchkreuzen.

Doch kamen wir eben so allmälig hindurch, wie hoffentlich der Leser durch diese Episode über die Fluthen und Ebben der Nordsee, die, so unvollständig sie auch ist, doch nöthig war, weil ein Reisender, eingedenk des Schiller'schen Wortes: „ein schlechter Mann, der nicht bedenkt, was er vollbringt," doch durchaus wissen will, von welchen Gewalten er getragen und gefördert wird, und weil ein Leser, der einen Reisenden begleitet, dieß, so weit es die Verhältnisse erlauben, eben so gern zu ergründen wünschen muß.

Als uns der Wind, der Mond und seine Süd- und Nordwellen zwischen den ersten Inselpaaren hindurchgebracht hatten, kam mein Schiffer zu mir und sagte: „Sehen Sie, Herr, da geht ein Dampfschiff über die See." — „Ja in der That, das muß wohl ein Dampfschiff sein," antwortete ich, indem ich die bezeichnete schwärzliche Schattirung am Horizonte über dem klaren Ocean bemerkte. Das eine Ende des Streifens schien sich in die See zu tauchen und das andere wallte wolkig in einem langen Schweife dahinter her. Ich betrachtete dieses Phänomen mit meinem kleinen „Kiker" (so nennt man hier zu Lande das Perspectiv) und erwartete alle Augenblicke den Schornstein und hinterher das Schiff über den Horizont hervorsteigen zu sehen. Da bemerkte ich aber plötzlich, daß die präsumtive Rauchwolke sich vom Meere ablöste und am Ende ganz isolirt hoch in der Luft schwebte.

Hier schwenkte sich die Wolke, ohne sich jedoch zu verlieren, wie von einem heftigen Winde gepeitscht, hin und her, auf und ab, zog sich zusammen in einen runden schwarzen Kreis und entfaltete sich wieder, wie zu einer langen, weit hinausflatternden Flagge.

Je näher sie zu uns herangezogen kam, desto mehr schienen sich einzelne kleine Puncte in dem Rauche zusammenzuziehen. Kurz es fand sich, daß sie in der That nicht Rauch, sondern eine unermeßlich große Schaar von Vögeln war, und zwar, wie mein Schiffer nun bald erkannte, ein Zug von Krickenten.

Es mußten, denke ich mir, Myriaden sein, und sie schienen sich auf ihrer Herbstreise vom Norden hier im Sonnenschein sehr wohl zu gefallen.

Sie kamen uns am Ende so nahe, daß wir durch das Glas alle einzelnen Vögel sehr gut unterscheiden konnten. Der ganze Zug schillerte in zwei Farben, in Weiß und Schwarz. Dieß kam daher, weil die Vögel bei ihren Schwenkungen uns alle auf einmal erst ihren weißen Bauch und dann wieder ihren dunkelgefärbten Rücken zeigten; das Weiß wurde voll und blendend von der Sonne beschienen. Es war ein Zug, dessen Länge ich zu Zeiten wenigstens auf 500 bis 600 Ellen schätzte, und doch führten die Vögel auf dieser ganzen Länge hin irgend ein verabredetes Manöver, eine Schwenkung zur Rechten oder Linken, eine Steigung oder Senkung des Fluges, so ganz in einem und demselben Momente aus, daß ich nicht müde wurde, diesem Schauspiele zuzusehen.

Es würde dem Naturforscher wohl schwerlich gelingen, in das Geheimniß der Ordnung eines solchen Fluges zu dringen. Es ist nicht möglich, daß ein Soldatentrupp seine Manöver so a tempo ausführt, wie es diese Entenmyriaden thaten. Es war, als wären sie alle an einen Faden gebunden oder vielmehr, als wäre das Ganze nur ein einziges großes Thier. Man vernahm kein Commando, und doch muß man die Existenz eines solchen annehmen, wenn man nicht das noch Unglaublichere glauben will, daß 10,000 Vögel auf ein Mal von einem und demselben Einfalle wie vom Blitz getroffen werden, oder daß sie im Stande seien, die Manieren ihres Vormannes mit einer Schnelligkeit zu bemerken und nachzuahmen, die alle unsere Begriffe übersteigt.

Mein Schiffer behauptete, es würden diese Enten immer fetter, je kälter es würde. Die allerbeßten und fettesten finge man in den Vogelkojen dann, wenn schon ein Bißchen Eis auf dem Wasser läge. Ich weiß weder, ob dieß wahr ist, noch woher es sich erklären mag.

Die Inseln, welche wir passirten, waren Langenäs, Oland, Appelland, Gröde, Beens-Hallig, Habel, Hamburger-Hallig, Nordstrandisch-Moor. In der Ferne sahen wir auch ein paar Hütten von Norderoog und später von Süderoog aus dem Wasser herüberwinken.

Diese letztgenannten Inseln sind äußerst klein und werden nur im Sommer bewohnt, die erste von den Hirten eines Pelwormer Bauers, der auf diese entlegene Insel seine Ochsen zur Weide sendet, wie die reichen Thalbewohner unserer Gebirge ihr Vieh auf die

hohen Alpenwiesen schicken, — die zweite von ein paar königlichen Strandaufsehern, die dort 6 Pferde unterhalten sollen, um gelegentlich den strandenden Schiffern zu Hilfe zu kommen und die Strandgüter zu bergen. Auf Beens-Hallig, das ebenfalls unbewohnt ist, kommen die Leute nur, um die Eier der Seemöven, Enten und anderer Vögel dort zu sammeln, die gegen Pfingsten, wie mein Schiffer behauptete, die Insel dermaßen bedecken, daß man seinen Fuß nicht ans Land setzen kann, ohne Eier zu zertreten, eine Erscheinung, die sich an vielen sogenannten Brüteinseln auf den Meeren aller Breiten wiederholt.

Einigen Inseln kamen wir, wenn etwa die Strömungen uns an ihren Spitzen vorbeileiteten, so nahe, daß wir auf diese grasigen Spitzen, wie Tell auf seine Platte, hätten hinabspringen können, und daß die Leute uns von ihren Wurten aus erblickten. Nicht nur die Häuser schienen sich mitten im Meere zu befinden, sondern auch das weidende Vieh, denn wenn die volle Fluth bis an den obersten Rand der flachen Insel anspült, so erkennt man das Wiesenland nicht eher, als bis man sich demselben schon sehr genähert hat. Die fußschleifenden Rinder scheinen mitten im Meere zu weiden, wie die Sylter Fluthkälber oder wie das Vieh, das dem Meergott Proteus angehört, ich meine die Seehunde, und man glaubt hier überall die „pavidae natantes aequora damae“ des Horaz zu sehen. Es kann hier nicht selten sein, daß die Seehunde sich unter die Schafe und Kühe mischen. So nahe kommen Meer- und Festlandsproducte nirgends in Vermischung und Berührung. Und wenn Horatius singt:

„Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nota quae sedes fuerat columbis,“

so kann man hier, wenn man den Seehund mit unter die Fische rechnen will, noch mehr behaupten und sagen, daß Fische, Rinder und Tauben hier friedlich auf eine und dieselbe Weide gehen.

An der platten Spitze der Inseln ist das Meer sehr tief, und da mag schon oft eine Kuh, die dort am Rande sich ein paar Gräser holte, durch einen hochaufhüpfenden Stör, der ihr unter die Nase fuhr, erschreckt worden sein.

Eingedenk des hübschen Gedichts unseres Grafen Platen, in welchem er so anziehend den Wunsch ausmalt, er möchte auf einem Schiffe segeln, den blauen Himmel über sich, und nur zuweilen an's Ufer steigen, um eine Blume zu pflücken, wäre ich gern bei jeder Insel ans Land gestiegen, um die einsamen Insulaner zu besuchen und ihre Wirthschaft zu sehen. Allein obgleich die friesischen Schiffer sonst die Redensart: „da ist nichts im Wege,“ zu ihrer Lieblingsphrase gemacht zu haben scheinen, so war uns hier denn doch sehr Vieles im Wege. „Wir verpassen die Fluth, — wir kommen der Ebbe entgegen, — dann müssen wir hier auch übernachten — und vielleicht ist morgen der günstige Wind umgeschlagen, und wir risquiren, statt 6 Stunden 3 Tage unterwegs zu bleiben,“ diese und ähnliche Reden hielt man meinem Wunsche entgegen.

Kurz es ging nicht. Jedesmal, wenn wir an einer grünen, mit friedlichen Rinderheerden und den freundlichen Wohnungen der frommen Halligleute bedeckten

Inselweide vorüberkamen, schien es mich mit Sirenenstimmen zu rufen, und ich sagte: „Könnten wir doch hier landen!“ und jedesmal banden mich meine Leute an den Mastbaum der Nothwendigkeit fest. So mußte ich, der ich mir nun durchaus wie ein kleiner Seekönig vorkommen wollte, mich mit König Knut trösten, der ebenfalls den Fluthen und den Wellen nicht befehlen konnte.

Sonst, sage ich, haben die Friesen und nicht nur sie, sondern überhaupt alle die hiesigen Küstenbewohner die Lieblingsredensart: „O, da ist nichts im Wege!“ Man wird nicht lange mit Einem von ihnen sprechen, ohne daß er ein paar Mal von dieser Phrase Gebrauch macht. Es ist dieß eine Redensart, die in den flachen, ebenen Marschen entstanden ist, wo Einem weder ein Stein, noch ein Berg, noch ein Baum im Wege steht. Kommt man in diesen Gegenden zu einem Papierkrämer und fragt, ob man Papier haben könne, so antwortet er: „O ja, das können Sie, da is nix im Wege.“ Fragt man bei schönem Wetter Jemanden, ob er einen Spaziergang mitmachen wolle, so antwortet er: „O, da is nix im Wege, das will ich.“ Disputirt man mit einem Prediger und sagt: „Die Marschen sind das schönste Land in der Welt,“ so erwidert er: „O, das sind sie, da is nix im Wege.“ Hält ein reicher junger Mann um die Tochter eines Marschbewohners an, so sagt dieser: „O, da is nix im Wege,“ und giebt sie ihm. Und stirbt endlich der Marschbewohner, so seufzt er: „Ach, da is nix mehr im Wege,“ und haucht seinen Geist aus.

Ist das nicht ein Paradies von einem Lande, in dem Einem nichts im Wege steht? Nur bei der Ebbe, den Sandbänken, den conträren Winden, den Schloten, den tiefen Marschgräben, den schwierigen Marschwegen und etlichen anderen im Wege stehenden Dingen muß man doch auch in diesem Paradiese die Augen zudrücken.

Als wir bei Nordstrandisch-Moor vorüber kamen, gedachte ich des guten alten Chronisten Heimrich, der hier Prediger war und seine nordfriesische Chronik schrieb, in der er fleißig Alles, was er über sein Vaterland selbst erfahren hatte, und nicht bloß dieß, sondern auch, was vor ihm Merkwürdiges geschehen war, zusammentrug, „weil,“ wie er selbst sagt, „man nicht nur auf Das zu sehen habe, was vor Augen ist, sondern mit seinen Gedanken auch hinter sich zurückgehen müsse.“ Dieser Heimrich ist noch heutigen Tages die wichtigste Quelle für die nordfriesische Geschichte. Ein ähnlicher Geschichtsschreiber wie Heimrich für Nordfriesland ist der sogenannte Neocorus für Dithmarschen. Die Heimrich'sche Chronik gab Staatsrath Falck in Kiel, die des Neocorus Professor Dahlmann von Neuem heraus. Jeder Strich Landes hat hier seinen Neocorus und seinen Heimrich gefunden. Auch mehre der Inseln haben ihre eigenen Historiographen besessen. Schade, daß diese Leute nicht mehr Geschmack und Kritik hatten, aber doch ein Glück, daß sie da waren.

Für Jemanden, der gern Alles aus geographischen Verhältnissen erklärt, muß es bedeutungsvoll scheinen, daß Heimrich gerade hier aus diesem südlichen, am allermeisten von der Fluth zerstörten Theile von Friesland

hervorging. Die Geschichte der Friesen ist, mehr als die irgend eines anderen Volkes, eine Leidens- und Unglücksgeschichte, und die Familie Heimrich, — in deren Schooße unser Mann geboren und erzogen ward, wirkte und starb, — lebte gerade in dem reichsten und leidenvollsten Theile Frieslands, in der schönen, ehemals großen Landschaft Nordstrand, die von wiederholten furchtbaren Fluthen dermaßen mitgenommen wurde, daß am Ende von dieser berühmten Landschaft nur noch wenige Kirchspiele und die kleinen Inseln Pelworm, Nordstrandisch-Moor, Südfall, Süderoog und Nordstrand übrig blieben. Zur Zeit der letzten großen Fluth (im Jahre 1634), bei der hier 24 Kirchspiele zu Grunde gingen, und welche diese Inseln so bearbeitete und zurecht schnitt, wie sie im Ganzen genommen noch jetzt sind, war Heimrich schon ein Knabe von 8 Jahren, und die Erinnerung an sie mochte ihn bestimmen, die Geschichte der allmäligen Zertrümmerung seines Vaterlandes niederzuschreiben.

Die Länder fanden sonst gewöhnlich erst dann ihren Geschichtschreiber, wenn sie im Begriff waren unterzugehen.

Man könnte hier Neocorus, den Historiker Dithmarschens, vergleichen, der um die Zeit des Unterganges der Freiheit des Landes (1550) lebte und auf den Trümmern der Republik ihre Geschichte schrieb, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem seine zum Theil historischen Klagelieder dichtete. Auch die Griechen wurden erst große Gelehrte und Forscher, als sie ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und immer gelehrter, je unbedeutender ihre politische Existenz wurde.

Auch die Römer erhielten erst ihren Livius und Tacitus, welche die Geschichte des Landes schrieben, als die Kaiser sie der Mühe überhoben, Geschichte zu machen.

Nur zu unserer Zeit erst ist dieß anders geworden, denn unsere Zeit macht und schreibt Geschichte auf gleich eifrige Weise. Aber unsere Zeit ist auch eine, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Die Geschichte unserer neugeborenen Staaten, z. B. des Königreichs Griechenland, Belgiens &c., wie die der amerikanischen Republiken und Kaiserreiche, wurde gleich von ihrer Wiege an von hundert Federn aufgezeichnet.

Uebrigens will ich noch bemerken, wie es mir bei der Lectüre der Geschichte von Heimrich oft aufgefallen ist, daß er so viel von den außerordentlichen Fluthen seines Landes spricht, und uns von den großen Ebben so wenig aufgezeichnet hat. Und doch ist es keine Frage, daß für Notizen hierüber Naturforscher ihm eben so dankbar gewesen sein würden, wie für seine Notizen über die Fluthen

Es geht ihm in dieser Beziehung fast so, wie den meisten Historikern in Bezug auf Krieg und Frieden. Von jenem machen sie ein großes Wesen und prachtvolle Schilderungen, und von diesem schweigen sie meistens und überhüpfen die Friedensperioden, als wenn während des Friedens an dem Gewebe der Geschichte nicht fortgesponnen würde.

Wahrscheinlich geht das Meerwasser bei anhaltendem Ostwinde eben so weit zurück, wie es bei anhaltendem Westwinde über die gewöhnliche Gränze hinaustritt.

Im Jahre 1679 wehte der Ostwind 3 Tage lang, und es entstand dadurch eine so große und anhaltende Ebbe, daß man selbst von den entlegensten Inseln trockenen Fußes an's Festland laufen konnte.

Kurz vor dieser Ebbe war eine dänische Flotte nach Sylt gekommen, um die eben zum Auszuge nach Holland versammelten Grönlandsfahrer zu überraschen und als gepreßte Matrosen an Bord zu nehmen. Als jene Ebbe nun eintrat, machten sich die Grönlandsfahrer dieß zu Nutze und entgingen der Flotte dadurch, daß sie, wie ein zweites Volk Israel, in hellen Haufen zu Lande über's Meer liefen und ihre Reise nach Holland sicher vor der dänischen Flotte durch die Marschen fortsetzten, die natürlich aus Mangel an Fahrwasser die Flüchtlinge nicht verfolgen konnten.

Auch im September des Jahres 1844 war eine so starke Ebbe, daß 2 Tage lang alle Binnenschifffahrt im friesischen Meere stockte, und die Schiffe in Menge während dieser zwei Tage auf dem Sande saßen.

Wie interessant wäre es nicht, wenn man mehr von solchen Ebben wüßte, wenn man das Minimum von Wasser eben so gut kennte, wie das Maximum, wenn man wüßte, wie weit von den Inseln hinaus das Meer bei solchen außerordentlichen Ebben trocken gelegt wurde. Allein, wie gesagt, über das, was ihn nicht gerade in seinem Wohlstande bedeutend stört, schweigt der egoistische Mensch gewöhnlich. Die großen Fluthen sind hier überall in den Städten und Ortschaften in eigens dazu aufgerichteten Steinen eingekritzelt;

Monumente aber da zu errichten, wo die größten Ebben stehen blieben, ist leider Niemandem in den Sinn gekommen.

Freilich hat die Geschichte der Ebben mit der Geschichte der Friedensepochen auch das gemein, daß sie nicht so leicht zu schreiben ist. Die Beobachtungen über die Gränzen der Ebben lassen sich auf den Watten und Sandbänken nicht so leicht machen, und zur Beobachtung und Darstellung der leisen Umwandlungen im Frieden gehört ebenfalls ein scharfes Auge und eine feine Hand. Die Fluthen und die Kriege lassen sich besser erfassen, und dabei kann man tüchtig in die große Posaune stoßen.

Der große Dünengürtel, der sonst, wie ich sagte, das Land hier umzingelte, ist bei der Insel Nordstrand völlig zerstört. Zwischen den Dünen von Amrum im Norden und von Eiderstedt im Süden ist eine große, bloß durch Sandbänke, welche sonst Dünen waren, ausgefüllte Kluft.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß manche Naturforscher der Meinung sind, daß die Dünen jetzt bloß zerstört und gar nicht mehr neu gebildet würden. Sie glauben, daß der große hohe Dünengürtel, der sich sonst hier herumzog, und von dem ich oben einige noch existirende Ueberreste beschrieb, durch frühere gewaltige Naturereignisse, etwa beim Durchbrechen des englisch-französischen Canals und bei dem Einstürzen der atlantischen Wogen in die Nordsee, gebildet wurde, und daß seitdem Winde und Wellen bloß thätig gewesen wären, diesen Gürtel zu zerstören, die Dünen niedriger zu machen, zu applaniren, zurück-

zuwerfen und ihren Zusammenhang zu zerreißen. Bei diesem Zurückwerfen und Applaniren der Dünen, meinen sie, könnten sich wohl hier und da, mit Hilfe der Menschen, wieder kleine Hügel und Dämme bilden, aber eigentliche Dünenreihen und Gebirge könnten von der jetzt vorhandenen Gewalt gar nicht mehr gebildet werden.

Sie glauben auch nachweisen zu können, daß die Höhe der noch jetzt bestehenden Dünen sich in den letzten Jahrhunderten immer mehr verringert habe und noch im fortwährenden Abnehmen begriffen sei.

Ich muß dieß als eine Ansicht vieler kundiger Männer dahingestellt sein lassen, so wie auch die Ansicht Derjenigen, welche glauben, daß bei den großen Ueberfluthungen und Landzerstörungen nicht bloß die Wellen durch Wegreißen des Landes thätig gewesen sind, sondern daß auch Erdbeben und unterirdische Ereignisse damit in Verbindung standen, und daß sich während des Steigens des Meeres auch das Land theilweise gesenkt habe, eine Erscheinung, die man überall beobachtet habe.

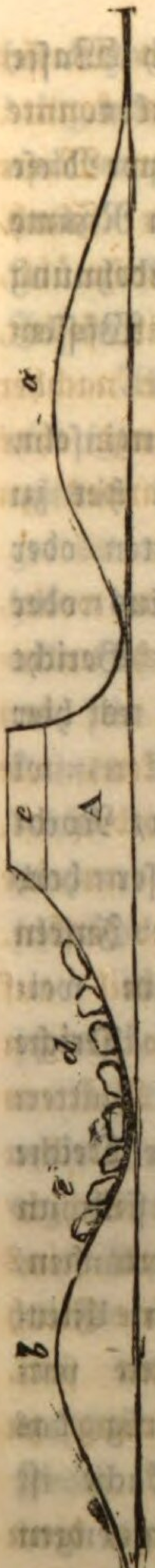
Ich muß gestehen, man muß dieser Ansicht beizutreten sehr geneigt sein. Denn man begreift allenfalls, wie locker zu Dünen aufgeworfener Sand in einer einzigen heftigen Fluth auseinander getrieben werden könnte; auch ist es sehr begreiflich, wie die Fluthen ein hohes festes Land allmälig durch beständiges Anspülen benagen und nach und nach ins Meer herabfallen lassen, so wie sie dieß mit Helgoland thun; auch ist es offenbar, daß ein Land, welches unter dem Niveau des Meeres

lag, beim Durchbruch von Deichen plötzlich vom Wasser ausgefüllt und in einen See verwandelt werden konnte. Wie aber ganz feste Landstriche, die über dem Meere hervorragten, auf einmal in einer einzigen Fluth, über Nacht völlig aufgerissen, verarbeitet, durchwühlt, weggeschwemmt und niedriger gemacht worden sein sollen, als das Niveau des Meeres, so daß das Wasser nachher bei der Ebbe nicht mehr herunterging, das klingt ohne die Annahme einer Senkung des ganzes Landes zu unwahrscheinlich, ja fast fabelhaft.

Wenn man eine solche Senkung annehmen wollte, so könnte man dabei an eine Senkung durch unterirdische, auf irgend eine geheimnißvolle Weise mit den Fluthen in Verbindung stehende Ereignisse denken, wie solche jetzt bei mehren Ländern nachgewiesen worden ist. Vielleicht könnte man auch, wie mir es scheint, an eine Senkung durch Zusammendrückung von oben herab denken.

Die Marschen ruhen nämlich zum Theil auf Moorboden, zum Theil auf einer großen wässerigen weichen Stoffschicht, welche aus verfaulten Blättern und Schilf besteht, und über die ich später mehr sprechen werde. Könnten nun diese unteren elastischen Schichten bei der Fluth nicht zusammengedrückt worden sein? Das Gewicht der Masse von Wasser, welches eine Fluth über das Land hinschüttet, muß ganz enorm sein, und wäre vielleicht hinreichend, jene Comprimirung zu Stande zu bringen.

Ich will dieß zwar mehr nur als eine Anfrage, denn als eine Meinung aufstellen; daß aber in verschiedenen Ge-



genden durch Vermehrung der Last und des Drucks auf der oberen Schicht der Marschen diese theilweise gesunken und zusammengedrückt worden sind, ist eine bekannte Thatsache. Ich werde zwar später noch darauf zurückkommen; doch will ich gleich im Voraus hier eins dieser Facte anführen, das dem mit der Natur der Marschen unbekannten Leser meine Meinung oder Frage als einigermaßen begründet zeigen wird.

In einer der holstein'schen Marschgegenden, welche die Wilster Marsch heißt und welche namentlich auf solchen Moos- und Schilfschichten ruht, bestand ein Deich, den man erhöhen wollte. Man führte also auf einer Strecke dieses Deiches eine Erdlage von 3 Fuß Höhe auf und hatte, nachdem man dieß gethan, die Mortification, zu bemerken, daß der Deich dadurch niedriger wurde, indem er allmälig tiefer in die Marsch, so weit er nämlich mit besagter Kappe bedeckt war, einsank. Ich will den Durchschnitt dieses eingesunkenen Deiches so zeichnen, wie ein Augenzeuge ihn mir angab. Er nahm sich so aus, wie die nebenstehende Figur zeigt.

A ist der eingesunkene Deich, *c* die 3 Fuß hohe Kappe, welche man ihm aufsetzte, *a* und *b* waren kleine Erhöhungen, die der Deich zu beiden Seiten herausdrückte. Bei *d* war er zum Schutz mit großen Steinen belegt, und ein Theil dieser Steine kam bei *e* so empor, wie die

Figur es darstellt. Auf dieselbe Weise sind auch Häuser sowohl emporgedrückt worden, als auch eingesunken.

Konnte hier eine kleine, 3 Fuß hohe Kappe diese Niederdrückung und Zusammenpressung auf kleinem Raume bewirken, so kann dasselbe auf größerer Ausdehnung auch durch eine wahrscheinlich 3 — 6 Fuß stärkere Wassermasse bewirkt werden.

Man glaubt hier zwischen diesen Wurtinseln, unter einer unzähligen Menge kleiner Festungen hin zu fahren, denn alle Häuser sehen auf ihren Wurten oder Werften wie kleine Forts aus. — Als Plinius oder sein Gewährsmann, der ihm einen so treuen Bericht abstattete, an diesen Küsten vorüber fuhr, muß es hier gerade eben so gewesen sein.

Selbst bei den umdeichten Inseln Pelworm, Nordstrand ꝛc. blicken diese Wurten und Wurthäuser hoch über den Deichen hervor. Denn obwohl diese Inseln den Fluthen am meisten ausgesetzt sind und am weitesten in die See hinausliegen, so sind diese Deiche doch niedriger als die der Festlandküste.

Und wiederum hat die Meeresküste niedrigere Deiche als die Ufer der Flüsse. Die höchsten Deiche sind an der Elbe unweit Hamburg, in den Niederlanden, in den Marschen bei Glückstedt, u. s. w. Ein Unerfahrener möchte vielleicht anfangs das Umgekehrte vermuthen. Allein die Unerfahrenen denken häufig das Umgekehrte von dem, was wirklich ist. Die Sache ist diese, daß in der Elbe und überhaupt in den engen Flußthälern die Wasser, die sowohl von den Bergen

herabkommen, als von der See mit der Fluth herein-bringen, sich zu Zeiten viel höher aufstauen, als dieß an der Seeküste der Fall sein kann. An der letzteren, wo die Wasser keinen Ausgang mehr haben, stauen sie sich wieder höher auf als an den vorliegenden Inseln, wo sie noch rund um die Insel ablaufen können.

Allein damit ist noch gar nicht gesagt, daß die niedrigen Deiche nun auch die minder starken und die minder kostspieligen wären. Vielmehr verhält sich dieß gerade umgekehrt. Die Insel- und Seeküsten-Deiche haben den lang ausholenden heftigen Wogen zu widerstehen und müssen daher ebenfalls dicker und breiter sein und mit ihren Böschungen unter einem sehr kleinen Winkel allmälig und weit ausholen. Die Flußdeiche dagegen, die bloß ruhig fließende Gewässer zusammenzuhalten, nicht abzuhalten haben, können schmäler und steiler sein.

Auf diesen südlichen Inseln Nordfrieslands wird schon kein Friesisch mehr gesprochen. Auf Nordstrand wurde die friesische Sprache gewaltsam, in Folge der mehr erwähnten Fluth, ausgerottet. Nach dieser Fluth lagen nämlich die Inseln eine Zeit lang nackt und öde da. Die Einwohner waren zu arm, um die ihnen gebliebenen Ueberreste ihres Vaterlandes wieder einzudeichen. Um dem Staate ein nützliches Land zu erhalten, wandte sich daher die Regierung nach Holland, versprach Vortheile und Privilegien, und es bildete sich dort eine Actiengesellschaft, welche die Eindeichung übernahm. Von diesen Actien nahm namentlich der Bischof

von Utrecht eine große Menge, und es kamen nun Holländer, Katholiken und Leute von verschiedenen Religionssecten ins Land und bedeichten und besetzten es.

Die armen Ueberreste der Friesen, die nicht deichen konnten, wurden zum allgemeinen Beßten aus ihrem Besitz expropriirt, erhielten Bettelbriefe, d. h. Erlaubnißscheine zum Betteln, und wanderten in die Fremde oder verdangen sich bei den neueinziehenden Holländern als Knechte.

Im Laufe der Zeit vermischten sich nun die Ueberreste der verschiedenen Sprachen und gingen im Plattdeutschen auf, das hier überall siegend sein Banner erhob.

Auf Pelworm, das gleich anfangs und ohne holländische Hilfe von den alten friesischen Bewohnern eingedeicht ward, machte sich später die Austauschung des Friesischen mit dem Plattdeutschen von selbst.

Es giebt zwar auf diesen beiden Inseln außer dem großen Seedeiche, welcher sie umzingelt, auch Binnendeiche und von ihnen umschlossene Köge, aber man hat mir gesagt, daß diese Binnendeiche so niedrig sind, daß die Inseln, wenn der Seedeich einmal brechen sollte, sogleich wie Kessel mit Wasser gefüllt werden würden.

Um den Lesern einen Begriff davon zu geben, wie theuer den Leuten ihre Vertheidigung gegen die See zu stehen kommt, will ich nur anführen, daß die Insel Pelworm, die etwa $\frac{3}{4}$ Quatratmeile groß ist, jährlich an 40,000 Thlr. für ihre Deiche verwendet. Diese 40,000 Thlr. sind die Zinsen (zu 4 Procent) von etwa einer Million Thalern. Man mag danach auf den Werth des Bodens schließen, da bloß für $\frac{3}{4}$ Quadratmeilen Land ein Capital von einer Million

Thalern zur Hand sein muß, um die Aecker gegen eine einzige Art von verderblicher Naturgewalt zu schützen.

Hätten die Pelwormer nur alles Geld, das sie während eines Jahrhunderts nach und nach in die Deiche vergruben, auf einmal anlegen können, so hätten sie längst sich einen doppelten und dreifachen unverwüstlichen Damm aus Eisen gießen lassen können. Sollte ganz Deutschland, das etwa 11,000 Quadratmeilen groß ist, eine verhältnißmäßige Contribution für einen Feind aufbringen, so müßte diese ungefähr 440 Millionen Thaler betragen, und dieß wäre eine Contribution, die unser Boden nicht tragen könnte.

Landvögte giebt es hier auf allen größeren Inseln. Sie sind die obersten Beamten der Regierung, doch steht diesen Landvögten ein Rath, der aus 6, 12 oder 15 Bewohnern der Insel besteht, zur Seite.

Dieser Rath hat eigentlich den Säckel der Insel (nervus rerum) in der Hand, und im Grunde genommen kann man alle diese Inseln als kleine Republiken unter dänischer Oberhoheit betrachten.

Wie viel Glück gehört nicht dazu, ehe ein Mensch und namentlich ein Schiffender gerade solches Wetter trifft, wie er es braucht, gerade den schönen hellen Sonnenschein, der ihn Alles hell sehen läßt, gerade den Wind, der ihn zum Ziele führt und doch nicht zu schwach und nicht zu stark ist.

Wir hatten dieses Wetter, diesen Sonnenschein, diesen Wind den ganzen Morgen über. Gegen Mittag wurde der Wind etwas schwach und die untere Luft

etwas trübe. Die Wurthäuser auf den Inseln schienen sich in dieser Luft zu vergrößern und über die Deiche hinaus zu wachsen.

„Es dünt sich so“, sagte mein Schiffer, und ich war herzlich froh, dieses alte deutsche Wort, von dem wahrscheinlich die Dünen ihre Namen erhalten haben, noch im Gebrauch zu finden. Es dünt sich, d. h. es dehnt sich, es hebt sich.

Als wir uns der Küste der langen Halbinsel Eiderstedt, die uns im Süden lag, näherten, und ich diese Gegend mit dem Perspective betrachtete, bemerkte ich über dem Horizonte an verschiedenen Puncten lange Arme aus dem Meere emportauchen und wieder verschwinden.

Ich wußte anfangs nicht, was das sein möchte. Hätte es Don Quixote gesehen, so würde er gleich vermuthet haben, daß dort eine Partie Meerriesen herumschwämmen, die es auf ihn abgesehen hätten und ihm aus der Ferne mit den Fäusten drohten.

Ich erkannte endlich, daß es die Windmühlen von Eiderstedt waren, deren Arme immer länger aus dem Meere emporschlugen. Diese Armspitzen der Windmühlen sind hier überall das Erste, was man von diesen Inseln aus der Ferne entdeckt.

Unser kleines Schiff war eine „Mutte“. Dieß soll eine holländische Schiffsform sein, und mein Schiffer hatte sie auch in Holland gekauft. Diese Schiffe, sagte er, wären sehr stark und hielten in der Brandung aus, weßhalb sie besonders gut zum Stranden wären, d. h. leicht an gestrandete Schiffe heran kommen könnten.

Unsere Segel trockneten in der Mittagshitze ganz aus, und wir mußten sie beständig anfeuchten, um nichts von dem immer schwächer werdenden Winde zu verlieren. Es befindet sich zu diesem Zwecke auf allen diesen kleinen friesischen Schiffen ein Gießer, der meistens aus einem großen hohlen Büffelhorn besteht, das auf einer langen Stange befestigt ist.

Endlich segelten wir an der Insel Pöhns-Hallig hin, die so lang wie eine Wurst ist, und hatten Husum im Angesichte. Die Ebbe kam uns immer stärker entgegen, und das Wasser wurde immer flacher. Der Wind schien wie ein Mensch in den letzten Zügen zu athmen. Er blies nur noch stoßweise frisch. Ich möchte wohl wissen, ob auch der Wind so wie der Athem des Menschen, so wie die Flamme, so wie fast alles Leben in der Natur, stoßweise sich zur Ruhe begiebt und vor seinem schließlichen Uebergange zur Windstille noch einige Mal stark aufathmet.

Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit recht deutlich, wie die menschliche Seele ganz der Oberfläche des Wassers gleicht. Sowie dem Winde der Athem ausging, unsere Segel schlaff herunterhingen, und wir in der starken Ebbe mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten schienen, ging mir der Muth aus.

Ich schüttelte den Kopf nnd sagte: „Na, Petersen, wir werden heute wohl nicht an's Ziel kommen, wir müssen uns wohl hier auf irgend einer Sandbank zur Ruhe begeben." „Ich glaub's auch", sagte Petersen, „es ist verwünscht mit dem Winde, ich weiß nicht, was das heißt, vorher war er doch so gut."

Kaum aber verkündete ein leichtes Gekräusel der Wellen und eine dunkle Schattirung auf der Oberfläche des Wassers, daß ein frischer Windgott sich uns nahe, und kaum saß er, munter arbeitend, in den Segeln, so schäumte und kräuselte sich auch wieder unsere Hoffnung.

Wir waren gleich wieder munter und guter Dinge, und Petersen, der eben noch gesagt hatte: „Ich will Ihnen in der Cajüte ein Bett zurecht machen", sprach: „Na wir wollen doch noch das Beßte hoffen. Ich denke, wir kommen noch zu rechter Zeit hin. — Ah! da ist nichts im Wege, der Wind ist ja gut!"

Unsere Leute blickten rechts und links, vor und hinter sich, und sahen zu, ob die Mühlen sich deckten, ob die Kirchthürme zu einander die richtige Stellung hatten, ob die Wurthäuser sich in derjenigen Perspective zeigten, in welcher sie sich zeigen sollten. Denn alle diese Dinge sind, wie ich schon sagte, Merk- und Wahrzeichen, bei deren Beobachtung der Schiffer hier seinen rechten Weg findet.

Wir kamen denn auch wirklich mit einem langen ausathmenden Windstoße durch den Heverstrom in der engen Passage an, welche zum Hafen Husum führt, und liefen durch die nackten entblößten Watten in einem Wasser, das so dicht wie Chocolade war, ein. Ich stieg über einige Torf- und Holzschiffe hinweg und stand auf einmal mitten auf dem von kleinen, alterthümlichen Gebäuden umgebenen Marktplatze der genannten Stadt.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

de la Haye

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Johann Georg,

Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen
Bd.: 2

Dresden ; Leipzig 1846

Hols. 244-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10457186-7